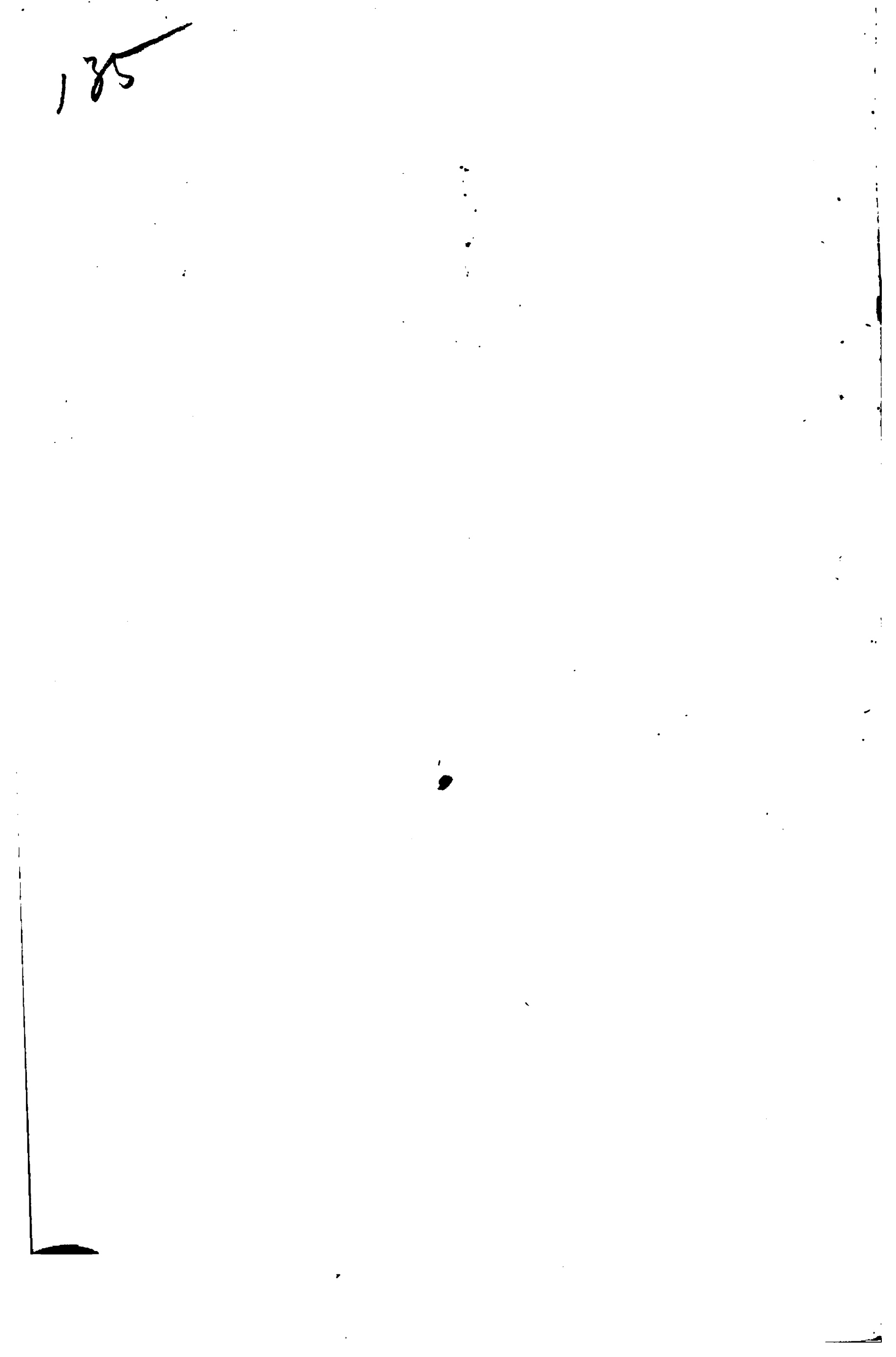




Ein alter Streit.

Ein alter Streit.

Roman

aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre

von

Wilhelmine von Hillern.

Οἷα πρὸς οἵων ἀνδρῶν πάσχω,
τὴν εὐσεβίαν σεβίσασα.
Σοφοκλῆς Ἀντιγόνη.

Zweite Auflage.



Stuttgart 1898.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Erstes Kapitel.

Schnee.

„'S heißt ja, wir kommen in Bann!"

„Wer sagt's?"

„Der Pfarrer hat's heut in die Feiertagsschüler ankünd't, daß wir's wissen."

„Das wär' nit aus —"

„Ja, morgen kommt der Hirtenbrief und am Sonntag wird er verlesen — wer jetzt noch treibt, der ist schon drin —!"

„Ah bah, solang der Brief nit verlesen ist, gilt's nit."

„Z' Münkcha ist er's ja schon! Drum hat's der Pfarrer g'sagt, daß nix mehr g'schieht, jetzt sind wir verwarnt und können uns danach richten."

„Woher nit gar, dös kunnt' a jeder sagen, der Pfarrer droht halt —!"

„Naa, a Telegramm hat er kriegt — und der Brief kummt nach."

„Ah was, solang wir 'n nit mit eigene Ohren g'hört haben, geht uns dös nix an!"

„So viel ist g'wiß, was g'schehn soll, muß bald g'schehn."

„Amal, jedenfalls vor der Brief verlesen ist —"

So geht ein leises Gemurmel wie das Rauschen einer zwischen Felsen erstickten Brandung durch den Raum. — Es ist eng und heiß auf dem qualmigen „Tanzboden", wo die Flüsternden versammelt sind.

Der Tanzboden ist ein unbenützter abgesperrter Speicherraum, ohne Treppe, mit einer Fallthür und nur über eine Leiter erreichbar. Die festgeschlossenen Läden und ein großer alter Kachelofen, der heuer zum erstenmal wieder angeheizt ist und dicke Rauchwolken herausbläst, machen schon an sich heiß, — dann und wann spritzen knisternde Funken aus dem Ofen und müssen mit den schweren Nagelschuhen ausgetreten werden, daß die Sohlen brenzlig riechen. 's Bier ist warm — alles schlecht und nun auch noch diese Nachricht! Die steigt den Leuten zu Kopf, daß ihnen die Schläfen pochen und die Kehlen trocken werden. „Jetzt, was thun —?"

„Wir wissen nix — wir wollen nix wissen."

„Was kümmert uns das G'schwätz von die Feiertagsschüler."

„Wir warten den Hirtenbrief ab."

„Nein, grad den warten wir nit ab — da müss'n wir die Sach schon vorher loslassen."

„Können wir denn, wenn der Maxlrainer-Graf nicht mitthut?" sagt ein großer schöner Mann, der bisher geschwiegen, mit überlegener Ruhe — aber in seinen Augen blitzt es düster auf, als sie über die Versammlung hinschweifen: „Wir können ja kein' Beschluß fassen, wenn einer fehlt."

„Aber Habermeister! Seit drei Wochen ziehen wir

jetzt an der G'schicht 'rum — ob, oder nit — jetzt haben wir richtig so lang g'wart, bis wir noch in 'n Bann 'neinkomme und exkommuniziert werd'n," schreit ein Hitziger ungeduldig und schlägt mit der Faust auf den Tisch.

„St — nit so laut!" rügt der Habermeister; „wannst d' nit still reden kannst, na mußt kei Haberer nit wer'n. Wir können nur b'sonnene Leut' brauchen, die sich in der G'walt haben und a Sach heimlich betreiben, bis 's losgeht — nachher kannst schreien, so viel d' magst!"

Während dessen haben ein paar vorsichtig ausgeschaut, ob niemand in der Nähe auf der Hausflur oder unten in der Wirtsstube war, der die laute Rede gehört hätte — aber alles ist in Ordnung.

Ein plumper Bursche mit verwegenem Ausdruck zupft seine Nachbarn am Aermel: „Wenn wir den Hirtenbrief aufhalten kunnten?"

„Ja, wie dös?"

„Uebermorgen ist Sonntag — wenn wir uns drüber macheten und heut nacht a Brucken zwischen Bichl und Penzberg wegrissen — nachher kunnt morgen früh d' Post nit durch und keine Brief bringe —"

„Du Sakramentslump, du, so was Schlecht's kann nur dir einfallen, daß wir noch 'n Postwagen umschmeißeten und Menschenleben auf'm G'wissen hätten —"

„Scht! Jesus, seid's doch nit so dumm, will i denn dös —? Wann wir fertig sind, geht einer hin und zeigt's an, daß kei Unglück passiert. Der kriegt nachdem noch a gut's Trinkgeld dazu und lacht sich ins Fäustl."

„Ja, a Trinkgeld —" höhnt ein Andrer, den sie den Hiesel nennen, „wannst ebbas anstellst, daß sich einer

'n Hax'n verstaucht, oder thust 'n ung'schickten Fahrer mit'm Messer, daß 's a bißl schweißt, nachd' kriegst a Jahr Zuchthaus — wannst aber 'n ganzen Eisenbahnzug rett'st mit alle Passeschier drin, nachd' ist's bei verfluchte Schuldigkeit g'wesen und kannst dir kei Halbe Bier derfür kaufen!"

„Dadrauf kommt's nit an," rügt der Habermeister; „die Hauptsach ist die, daß wir unser G'wissen rein halten —"

„Ja freili, ja freili, was anders woll'n wir ja auch nit. Aber so ganz schlecht wär' der Vorschlag nit — etliche Tag wär' halt doch die Postverbindung abg'schnitten und wir hätten Zeit g'wonne!"

„Das ist eine heikle Sach', die braucht wohl überlegen —" sagt der Habermeister kopfschüttelnd.

„O mei, überlegen — und mit lauter Ueberlegen kommen wir z'letzt zu gar nix!"

„Wenn sich der Maxlrainer bis jetzt so dagegen g'wehrt hat, ändert er sei Meinung über Nacht auch nit. Wir müss'n halt ohne ihn z'thun kemme!"

„Ja, ja —" murmeln die übrigen leidenschaftlich durcheinander, und was sie nicht mit Schreien auslassen dürfen, sammelt seine Kraft um so mehr im Innern. „Wann er nit derbei sein will, na soll er's bleiben lassen —!"

„Ruh' — i bitt' euch!" mahnt der Habermeister. „Wir können ohne sei Zustimmung nix machen in der Sach'! Ihr wißt's, was der Maxlrainer für a Hitziger ist. Der ist im stand, aus Zorn geht er hin und zeigt's an, daß wir alle mit'nand' aufs G'richt kommen."

„Dös kann er nit — a Haberer, der sein Eid bricht — dös gibt's nit!"

„Er hätt' ja kei Stund' kein Ruh' mehr vor uns — bis auf Kind und Kindeskind!"

„Aber jedermann draußen gibt ihm Recht, und 's wird heißen, wir sind gottlose Menschen, daß wir den Bub'n zwingen woll'n, da mitz'thun."

„Dös woll'n wir ja nit —" unterbricht ihn einer. „Wer verlangt denn, daß er selm derbei ist? Er soll's bloß nit hindern und andre Leut' ihr Recht lassen!"

„Er wird's aber hindern —" erwidert der Habermeister. „Er hat's g'sagt, er laßt's nit angehn! Und kei Christenmensch kann ihm das verübeln — — in dem Fall!"

„Freili, freili, 's wär' ja gegen 's vierte Gebot —!"

„Drum eben sollten wir's heimlich thun, ohne daß er's inne wird — nachd' trifft ihn keine Schuld!" raunt der Hiesel dem andern zu.

„Wenn ich euch doch sag', daß er mir droht hat, bal' wir das hinter seiner thun, steht er für nix —!"

„Und derweil könne wir uns von dem alten Ruach sei'm G'söff vergiften lassen," meint einer, der eben sein Halbekrügl von sich schiebt.

„Wir sollen halt noch anmal die Anzeig' beim Bezirksamt gegen ihn machen."

„Ah mei — Bezirksamt! Na schicken s' wieder a Kommission wie die vorig, und derweil kriegt er Wind, wie selb'smal, und schütt' 'n ganzen Sud aus, daß drei Tag lang alle Bäch' nach Bier schmecken und wenn d' Kommission kummt, da ist alles voller Hopfen, daß 's a

Freud' ist und d' Herbstzeitlosen sind wie vom Erdsboden verschwunden! Ein solchener Reicher — der hat ja überall seine Leut' an der Hand — wie wollt's denn so ei'm beikemme?"

„Da muß ma sich selber helfen, was anders gibt's nit!"

„Und was is's nachd' weiter? Drin in der Stadt, da dürf'n d' Bürger und d' Bauern mitrichten und amten, da haben's d' Schöffen und G'schworene eing'führt, weil sie 's ohne 's Volk doch nimmer mach'n könnt' haben — und wir hier, wir soll'n nit richten und nit mitreden?"

„Wir sind grad so g'scheit, wie die drin, wir sind unsre eignen G'schwornen und können so gut Schuldig sprechen wie die!"

„Die G'schwornen dürfen sagen, ob s' ein' für 'n Dieb oder 'n Mörder halten, wo sogar oft ein' sei Leben davon abhängt, — wir aber, wir sollten nit amal ei'm Erz-lump sei Sündenregister 'runter lesen?! Man sagt doch überall sei Meinung, warum nur wir nit? Wer sind dann die G'schwornen, was sitzen da oft für Leut' d'runter? So lang d' ei'm kei Spitzbuberei nachweisen kannst und bürgerlichen Ehrverlust, kann er G'schworner sei' — der da droben war auch schon derbei; so viel san mir no lang, wie der! Im Gegenteil, mir san keine Bier-fälscher und Güterz'trümmerer. Wir haben da heraußt kei Landg'richt und kei Schwurg'richt — wir müssen selm hinschauen, wo der Staat nit hinschaut! Dös hat der g'scheite Kaiser Karl wohl g'wußt, wie er unserm Gau die G'rechtsame geben hat, und daß unsre Altvordern brave Leut' waren, die 's nit mißbraucht hätten. No, und so viel schlechter sind wir auch nit worden, als unsre Alten."

„Es ist einmal ein altes kaiserliches Privilegium,“ spricht der Habermeister, „und wenn uns auch leider die Urkund’ im Bauernkrieg verloren ’gangen ist — desweg’n ist’s doch verbürgt und vererbt von Vater auf Sohn. Es wird wohl kein sterbender Vater sei’m Sohn auf’m Totenbett a Lug’ sagen! Wenn wir aber selber nimmer an unser Recht glauben, dann machen wir unsre Eltern im Grab zu Lügnern.“

Eine tiefe Bewegung geht durch die Versammlung.

„Und wohin werden sie’s bringen, wann s’ uns das Haberg’richt verbieten und verleiden und wir’s aufgeben müssen?“ fährt der Meister fort. „Daß alles fremde G’sindel ’rein kommt und auf unsern Namen weiter treibt! Die sind aber dann nit so g’wissenhaft, wie wir, daß sie Leib und Leben und Hab’ und Gut schonen, oder den Schaden ersetzen, wenn was verdorben wird, wie wir! Dös gibt nacher erst rechte Schlamassen — nacher g’schehen erst die Verbrechen, die man uns jetzt nachsagt, und was bei uns ein rechtschaffenes G’richt war, dös wird bei dem G’sindel ein grober Unfug und verschimpfiert unser heilige Sach’ — ’s heißt halt: ,’s sei a Haberfeldtreiben g’wesen und wir wären die Treiber!‘“ Der Habermeister erhebt sich: „Denkt an mich, wer’s erlebt: Wenn sie jetzt den Bann über uns aussprechen — ziehen sich alle ordentlichen Leut’ von der Sach’ z’ruck und g’habert wird doch! Denn solcherlei G’sindel, Landstreicher, arbeitslose Knecht oder entlassene Sträfling gibt’s g’nug, die sich so a schöne G’legenheit zum G’rewell’n nit auskomme lassen —! Bis in a dreiß’g Jahr’ sind wir dann so weit, daß sie alleweil wieder den Bann aussprechen müssen und

daß es alleweil vergebens sein wird, denn das G'sindel, was nach uns habert, kümmert sich um kei Kirch und kein Bann, dös prügelt sich mit die Gendarmen 'rum — und wann's Menschenleben kost't, dann haben wir's gethan!"

„Recht hast, Habermeister! — Nit auslassen dürf'n wir, unser aller Ehr' und guter Namen steht auf'm Spiel —!"

Der Habermeister wischt sich die Stirn: „Da heißt's immer, unser Sach' wär'n ung'rechte, sonst brauchten wir's nit so g'heim z' halten! Ja mei, in der Stadt drin, da hab'n s' noch viel g'heimere Orden. D' Freimaurer brauchen sich auch nit z' fürchten — san König und Kaiser derbei — und halten doch alles g'heim. Das ist, weil die Person nit derbei ins Spiel kommen soll, daß nit die ganz' Vettern- und Basenschaft mit d'rein reden und 's freie Urteil von die Leut' beeinflussen kunnt'."

„Aber d' Freimaurer san auch im Bann!" bemerkte einer dazu.

„Ja, aber sie scheren sich nix d'rum — dös ist halt a mächtige G'sellschaft, dena können's nit an, nur so arme Teufel wie wir müssen's büßen."

„Ich sag' — nit nachgeben!" spricht der älteste unter den Haberern, der sogenannte Rugmeister. „Derwischen lassen wir uns nit und beichten brauchen wir's auch nit, denn warum? Es begeht ja keiner kei Todsünd' nit. Wir haben noch niemand umbracht — haben nit g'raubt und nit g'stohlen, haben kein Ehbruch auf'm G'wissen, reden auch kei falsch Zeugnis nit, denn wir treiben nur bei dem, wo wir's g'wieß wissen. Wir streben nit nach unserm Nächsten sei'm Sach — im Gegenteil, wir wollen ihm dazu

verhelfen, wenn er von einem übervorteilt wird. Wir halten die zehn Gebot und die fünf Kirchengebot. Wir fasten, wir gehen in die heilige Meſſ', wir arbeiten an kein' Feiertag — und, wer iſt unter uns, der nit an Oſtern ſein Beichtzettel bringen kunnt'?"

Alle ſtimmen zu.

„No, nacher frag' i: Wo iſt denn das große Verbrechen, wegen was man ein'n gleich exkommunizieren muß?" redet der Alte weiter. „Daß wir ein bißl ſchreien und knallen? Dös thun freili d' Freimaurer nit. Dös muß aber auf'm Land ſein, dös iſt ein alter Brauch und hat die Bedeutung, daß der Sünder ans Jüngſte Gericht erinnert wird, — ſell jagt ihm an andern Schrecken ein, als a ſo a zahme G'richtsſitzung, wo's ſo ſtaad hergeht, daß man d' Fliegen ſumma hört. Das iſt a reine Polizeiſach, und wann denen Herrn unſer Lärm nit anſtändig iſt, weil ſich jetzt nix mehr rühren ſoll bei dena verſchlafene Leut', dann ſoll'n ſ' uns weg'n nächtlichem Unfug ſtrafen; zahlen wir ſo viel Tauſende an Entſchädigungen und Unterſtützungen, nacher kommt's auf die paar Gulden Ordnungsſtraf' auch nimmer an. Aber nit gleich Kirch' und Staat z'ſammenhelfen, als wann wir a ſolche g'fährliche Verbrecherbande wären, daß einer allein uns nit Herr werden kunnt'!"

„Er kunnt's auch nit," ruft der Habermeiſter. „Einer allein nit — und alle zwei mit'nander nit!"

Wie elektriſiert ſpringen jetzt alle von den Sitzen auf. Die Köpfe glühen, die Fäuſte ſind geballt und wie zum Schwur erhoben.

„Ja, ſo iſt's, ſo ſoll's ſein, wir haben uns einand'

zug'schworen und wir halten unsern Eid! Nit Herr werd'n s' uns und wann s' alle Höllenstrafen über uns los-lassen!"

„Brav, gebt mir eure Händ' —" sagt der Haber-meister. „Aber sell will ich euch noch einprägen," — er hält mit festem Druck die dargebotenen Hände der Aeltesten in den seinen — „döS merkt's euch, ihr Jungen und ihr Alten, — jetzt müssen wir doppelt vorsichtig sein, daß wir uns nix zu Schulden kommen lassen, was a schief's Licht auf uns wirft und denen Herrn Wasser auf ihre Mühl' wär'! Und weiters bitt' ich euch aber auch, daß nix g'schieht, was ihr vor'm eigenen Gewissen und vor'm lieben Gott nit verantworten könnt. Denn, wenn wir's mit unserm Herrgott verderben, dann erst ist's g'fehlt!"

„Ja! — Und a Hundsfott, wer nit dernach handelt!"

„Und somit sag' ich — das Habergericht bleibt be-stehen, komm's wie's will!" erklärt der Habermeister mit trotziger Feierlichkeit.

In diesem Augenblick poltert ein schwerer Tritt wie von Nagelschuhen die Leiter herauf und die Fallthür wird ungestüm aufgehoben.

Ein Ruf der Ueberraschung aus aller Mund: „Der Maxlrainer!"

„Wo kommst denn du noch so spät her?" fragt der Habermeister erstaunt: „Komm nur 'rauf, — mach' d' Fall zu! Wie schaust denn aus?"

„Habermeister, wann wird trieben? — Ich thu' mit!"

„Jesus Maria, — der Sohn gegen den Vater!" entschlüpft es unwillkürlich den Lippen der Männer.

„Das ist kein Vater mehr —! 's ist vorbei, alles

vorbei — 's Tischtuch zwischen ihm und mir ist zerrissen, Gott verzeih mir's, irgendwo muß man 's 'auslassen — i kann nit anders, wenn ich ihn nit durch 's Haberfeld treiben darf, so g'schieht noch viel was Aerger's!"

„Maxlrainer, bedenk's halt doch z'erst, grad haben wir davon g'redt, daß wir kei Sünd wider die zehn Gebot thun soll'n, — grad jetzt, wo's heißt, daß wir in Bann kommen sollen!"

„So? In Bann auch noch?!" ruft der Maxlrainer, „no nacher ist's auch recht! I frag' nach nix mehr. — Wann man so hinsteh'n muß und 's G'sicht hinhalten, zum dreinschlagen, wie man 'n Treibvieh auf d' Nasen haut, da ist man halt auch nix besseres als a Vieh — da braucht's kei Absolution mehr —." Er kann nicht weiter reden, der Zorn raubt ihm den Atem. „Bier her!" stöhnt er, die Zunge klebt ihm am Gaumen. Aber kaum hat der Wirt ihm eingeschänkt und er das Bier gekostet, da spuckt er es auf den Boden: „Pfui Teufel, das ist wieder die Brüh von mei'm Vater!"

„Jetzt geh, wir müssen's alle trinken —"

„Ja und sind auch alle halb hin dervon! I hab's schon hundertmal g'sagt, Wirt, du sollst' a anders Bier anschaffen —"

„Jesus, da wollt i sehen, wie's mir ging, wann i 's Bier von draußt komme ließ! Du kennst doch dein' Vatern! —"

„Ja — und drum muß es anders werden und euch und alle muß's g'holfen wer'n — das sag' i, sei Bua, und drum thu i selber mit —!"

„Hm! Hm! Der eigene Sohn —!" brummt der

Rugmeister kopfschüttelnd: „Wenn uns dös nur Segen bringt —!"

„Ja, der eigene Sohn und heut noch — heut Nacht noch —!"

Der Habermeister legt ihm die Hand auf die Schulter: „Du weißt, daß dei Vater schon lang dem Haberg'richt verfallen ist, daß die Anklag von allen Seiten gegen ihn erhoben ist — du warst's ja, der sich seit drei Wochen immer dagegen g'sträubt hat. Damals hab'n wir's ohne dich machen woll'n, weil in unsere Ueberlieferungen noch kei Fall verzeichnet ist, wo ein Sohn den Vater durch 's Haberfeld trieben hätt'; du hast nur dei Einwilligung geben sollen, weil wir sonst nit spruchfähig g'wesen wären, aber auch das hast nit woll'n und heut kommst auf einmal daherg'saust wie's Wetter und sagst, du thuest selber mit! Das ist jetzt halt der Zorn, weil du was mit dei'm Alten g'habt hast — aber a schnell's Feuer verraucht auch schnell und morgen, wenn dei Zorn vorbei ist, reut's dich wieder. Drum bedenk's z'erst und sei nit so gach!"

Jetzt richtet der junge Mann den Blick ruhiger und klarer auf den Habermeister und sein ganzes Wesen nimmt eine bestimmtere Haltung an: „Du meinst, es sei, nur weil mei Vater mich falsch g'macht hat? Nein, Habermeister, dös hat nur 's Maß zum überlaufen bracht. — Wenn ich mich g'sträubt hab' gegen 's Treiben, so war's weil ich probieren wollt', noch im guten mit ihm z' reden. Aber da ist alles vergebens, dös hab' i heut g'sehen und darum soll er's haben. Ihr sagt, es brächt' kein Segen, wenn der Sohn dem Vater Haberfeld treibt? Ich frag euch, ob's mir Segen bringt, wann ich ruhig zuschau, wie der Vater

einen armen Mann um den andern von Haus und Hof treibt? Soll ich die Flüch' ernten, die mei Vater sät? Schaut dort den Tilly an! Seit ihm der Vater weg'n fünfzehnhundert Gulden sei Gütl g'nommen und 's dann für dreitausend verkauft hat, ist er aus Verzweiflung ganz verkommen — und war so an ordentlicher Mann. Aber dös kümmert den Vater all' nix. Der geht nur drauf aus, Güter z'samm z'bringen, mag zu Grund g'richt't werden wer will! Wenn da noch z' helfen ist, dann ist's nur durch a Haberfeldtreiben — sonst durch nix. Grad, daß ihr seht, daß es a ernste Sach' ist, um die sichs handelt, thu ich mit; — denn wann ich dabei bin, hört der Spaß auf! Ich bitt' also, daß die Jungen unter euch dösmal das Treiben nit als a Gaudi betrachten und Lumpereien machen, sondern als a schwer's Strafg'richt, was der eigene Sohn in seiner Not über den Vater verhängt!"

„Dadrum brauchst dich nit z' sorgen, das überlaß du nur mir —" sagt der Habermeister unwirsch.

„Jetzt freu dich, Hochbräu, — jetzt kommt die Abrechnung," stammelt der Unglückliche, von dem der Maxlrainer vorhin geredet, mit verglastem, drohendem Blick.

„Tilly, sei still und nimm dich z'samm, daß d' a gerechte Sach' nit zu einer ung'rechten machst und meinst, du kannst da dein' Haß auslassen. Büßen soll mei Vater, aber Leids laß ich ihm keins g'schehen — und weh dem, der ihm a Haar krümmt!" Er geht zum Fenster und macht einen Spalt am Laden auf, um die Nachtluft die heiße Stirn kühlen zu lassen. — Schwer atmend blickt der Jüngling zu dem düstern Nachthimmel auf, von dem sich kaum die schwarzen Umrisse mehr abheben, so dunkel ist's.

Dann schließt er den Laden wieder und sieht auf die Uhr: „s ist schon Achte. Heut wird wohl nix mehr z' machen sein. —"

„Das kannst dir denken," sagt der Habermeister, — „wie brächt' man so schnell die Leut' z'sammen?"

„O weg'n dem! In drei Stunden hab' ich sie alle!" ruft der Tilly mit funkelnden Augen und springt behende herbei. Der hagere, abgezehrte Körper zittert vor Begier, die Sache der Vergeltung zu fördern. Schon greift er nach der zerlumpten Joppe, die er am Nagel hängen hat, da gebietet der Habermeister Halt!

„Zuerst," sagt er zu Maxlrainer, „müßt' man doch wissen, warum d' auf einmal so pressierst, nachdem d' dich so lang b'sonnen hast? Liegt noch was anders vor, als was uns allen schon bekannt ist?"

„No, das will i meinen! Wißt ihr denn nit, was heut abends g'schehen ist?"

Die Männer schütteln die Köpfe: „Wir sind schon seit sieben Uhr da!"

„O mein Gott, da habt ihr's noch gar nit erfahren — der Allmeyer — der Vater von der Wiltraud, ist g'storben."

„Jesus, der Allmeyer?" rufen die Männer erschrocken und teilnehmend. „Wie ist das gangen — war er denn so krank?"

Der Maxlrainer kämpft mühsam die aufsteigenden Thränen hinunter: „Kränklich war er schon, doch hat der Doktor g'sagt, er hätt' noch a paar Jahrln leben könne. Aber dös hat ihm den Todesstoß geb'n, daß ihm mei Vater d' Hypothek kündt hat und ihm mit 'm G'richtsvollzieher droht.

— ‚Die Schand überleb' ich nit,' hat er g'sagt, — hat sich niederlegen müssen und a Stund' drauf war er tot! Grad, daß sie noch hab'n 'n Pfarrer 'rauf holen könne."

Wie ein nahender Sturm erhebt sich jetzt drohendes Gemurmel unter den Männern: „Der arm Teufel — der Allmeyer, 's war so a rechtschaffner Mann. Grad z'sammschießen soll ma' den Blutsauger. Z'erst hat er 'm Allmeyer 's G'schäft ruiniert mit seiner Kunstmühl, daß man's jetzt bei ihm nur noch zur toten Mühl heißt, und dann nimmt er 'm 's Häusl auch noch!"

„Des könnt's denken, daß i dös nit so hab' hingehen lassen. I bin zu mei'm Vater und hab' ihm g'sagt, was i von ihm halt und daß i die Wiltraud gern hab' und heiraten will und an ihr und ihrem Bruder gut machen werd, was er am alten Müller verbrochen hat. Da hättet ihr's hören sollen, wie mir der kommen ist. Eher enterbt und verstoßt er mich, eh' er mich unter dös Lumpeng'sindel h'nein heiraten laßt und die zwei Waisen jagt er erst recht von der toten Mühl, daß sie 'naus müssen und in der Umgegend Dienst nehmen, damit mir der Appetit vergeht — und derlei mehr —! Da bin i fuchtig word'n und losbrochen und hab' ihm g'sagt, wann er dös thut, dann bin ich sein Sohn nimmer, — aber er — nit faul — haut mir ins G'sicht und sagt: „Dös woll'n wir sehen, ob du mein Sohn nimmer bist —!" Da ist's mir's Feuer zu die Augen 'raus g'fahren und 's Blut aus der Nas'n und — 'n G'schmack im Mund hab' i kriegt, wie lauter Salzwasser. A paarmal hab' i in d' Luft griffen, wie wann i 'n packen wollt, und beuteln — aber's ist mir doch noch eing'fallen, z'erst, daß i viermal so stark bin



wie er — und dann, daß er mei Vater ist! Da hab' i ihn stehen lassen und bin daher zu euch. Wenn wir nit so schnell wie möglich das Treiben ansagen, so laßt er am Montag nach 'm Begräbnis denen arme Waisen alles versiegeln. Der G'richtsvollzieher war ja schon eh' b'stellt, ehvor der Allmeyer g'storben ist. No, i mein' — dös langt!"

„Ja, dös langt! Jetzt versteh i, daß d' nit anders kannst," sagt der Habermeister und klopft dem Burschen auf die Schulter: „Da ist freilich kei Zeit zu verlieren, das ist a Fall, wo nur wir helfen können. Das G'richt muß nach 'm G'setz urteilen und 's G'setz gibt ihm Recht, — aber wir, wir rütteln ihm 's G'wissen wach, daß er auf sei Recht freiwillig verzichtet. Wir wollten so scho noch vor 'm Sonntag treiben — eh' der Hirtenbrief verlesen wird, — daß mir nit grad so unmittelbar drauf rebellen." Er geht langsamen Schrittes zu einem in der Mauer versteckten Schränklein, schließt es auf und nimmt den Meisterstab und drei Haferähren heraus. Ein feierliches Schweigen empfängt die wohlbekannten Insignien, die in ihrer stummen tausend Jahre alten Sprache verkünden: „Jetzt wird's Ernst!"

Der Habermeister schlägt dreimal mit dem Stab auf den Tisch: „Im Namen des Kaisers zum Gericht!"

Alle treten zusammen.

„Wer unter uns noch eine Beschwerde hat, gegen den Clemens Bissinger, genannt Hochbräu, — der thu' sich melden!"

„Ich," ruft es von mehreren Seiten.

„Was er mir than hat, dös wißt's schon," ruft der Tilly.

„Mir hat er heuer die einzig Kuh abpfändt," sagt ein bleicher krank aussehender Mann „schaut's mei preßthafts Weib an und meine sechs hungrigen Kinder — und d' Milch kaufen müssen, — mehr kann i nit sagen!" der Mann schweigt.

Andre drängen herzu, jeder hat eine Verwünschung auf den Lippen — es ist als verdichte sich der Haß immer mehr, und der Schatten des armen Mannes, der in der „toten Mühl" auf dem Schragen liegt, geht mit bleichem Antlitz als stummer Ankläger durch den Raum. Da schiebt sich ein alter Vetter des Verstorbenen, der sogenannte Schilwatz, durch die wütende Schar bis zum Gerichtstisch vor: „St, St!" macht er: „I will's Enk sag'n, warum der Hochbräu den Allmeyer so g'haßt hat: D' Wiltraud hat er no heiraten woll'n, der glatzkopfete Sünder. Alle Anträg hat er dem Alten g'macht, wann er's unterstützen that und wann er's nit that, hat er 'm droht, er bringt ihn von Haus und Hof. — Aber d' Wiltraud hat halt partu nit g'wollt und der Vetter hat g'sagt, zwinge thuet er's nit, — nachd' is halt so kemma!"

„So! Also darum die Wut, wie i g'sagt hab', daß i 's Madel gern hab, so hängt das z'samm?" bringt der Marlrainer jetzt mit gepreßter Stimme hervor: „Noch heiraten, die Prachtsdirn, so 'n alter Mann! — Das hätt ihm taugt! Und i hätt mei Dierndl zur Stiefmutter kriegt — i bedank mich schön!" Er nimmt die Pfeife, die er eben angezündet hat, aus dem Mund und schleudert sie zu Boden, daß sie klirrend in Stücken geht. — „Habermeister! braucht's no mehr?"

„'s war eh' scho g'nua! Im Namen des Kaisers,

auf Kameraden — trefft's Eure Vorbereitungen. Um halb Zwölf ist Zusammenkunft auf der Malstatt."

Eine wilde Freude antwortet ihm, es bedarf der lang geübten strengen Gewohnheit des Schweigens, um nicht laut aufzujuchzen.

„Hiesel lad' sie alle z'samm, — auf halber Zwölfe. Sie sollen für feste Masken sorgen! Diesmal soll's ein Treiben werden, wie keins erlebt war, —" befiehlt der Habermeister.

„Ja, auf Buab'n! Schlagt d' Kirchenfenster ein, — holt die Posaunen vom Chor — d' Stutzen her, a dreihundert Stutzen könne ma z'samm bringen, dem sollen d' Ohren klingeln. Hullerjoh! die Hatz geht los —" Die Meute bebt vor Gier zur Jagd — nicht auf unschuldiges Hochwild, sondern auf einen Menschen, der es zehnfach verschuldet. — Es gibt nichts Furchtbareres, als wenn die entfesselte Rache Gerechtigkeit zu üben glaubt, wenn der angeborene Zug von Grausamkeit in der menschlichen Natur unter dem Schein einer sittlichen Berechtigung sich genug thun darf, denn dann ist er durch nichts mehr in Schranken zu halten.

„Du, Tilly, komm du mit, daß 's g'schwinder geht, wann mir zu zweit sind," flüstert Hiesel indem er davon eilt.

„I hilf dir!" stimmt dieser bei.

Im Augenblick, wo die beiden das Gemach verlassen haben, kommt unbemerkt ein Fremder herauf und betrachtet, stillstehend, die Gesellschaft.

„Aber noch eins hätten wir bald vergessen," sagt der Habermeister: „Die Vers, — wir haben ja noch keine Vers, wer macht die noch so g'schwind?"

„Die mach ich!“ ruft der Fremde mit volltönender Baßstimme, und eine Hünengestalt in Kniehosen und Wadelstrümpfen schafft sich Platz zum Habermeister hin.

„Jesus, — ja Herr Lieutenant! Wo kommt's denn Des her?“ rufen alle überrascht und scharen sich begeistert um den bildschönen, gewaltigen Mann.

„Ihr wißt's, daß ich alleweil derbei bin, wo's a Gaudi gibt, oder a Wagstückl. Heut scheint's mir beides zu sein — folglich ist der schwarze Gustl da!“ sagt der Ankömmling lachend: „Also grüß Gott bei einand' und womit kann ich dienen, zu was könnt's mich brauchen?“

„Zu allem, zu allem, Herr Gemming, aber heut, jetzt grad, wär's uns recht g'holfen, wann's nur g'schwind d' Vers machen thäten — 's bringt ja doch keiner so kernhafte G'sangeln und Sprüch z'weg'n wie Sie!“

„Nur her,“ sagt der Gemming und ein Strahl von Lebenslust und Schelmerei sprüht unter den buschigen, schwarzen Brauen heraus, „Tinte und Feder her und 'n Bogen Papier!“

Der Wirt bringt alles Befohlene und der „schwarze Gustl“, wie er sich selbst nennt, läßt sich geräuschvoll auf einen Sessel nieder. „Aber wenn ich euch die Vers fabrizier', nacher will ich auch 's Treiben mitmachen. Wann ich auch kein Haberer bin, man darf ja überall als Volontär eintreten, wenn man nichts dafür verlangt und ich thu's auch umsonst! Ihr wißt, daß ihr euch auf mich verlassen könnt wie auf 'n G'schwornen — wann ihr mich aber drum bringt's, nachher zeig ich euch an!“

„Ja natürlich, Herr Lieutenant, wir haben's Ihnen ja für 'n Ehr, wann S' mitthun mögen! Sie machen

überall 'n Ausnahm. Sie sind kei Spielverderber in nix und hab'n a Herz wie Gold."

„Ja, ja," brummt der Gepriesene mit einer Art Galgenhumor: „Das ist auch 's einzige Goldene an mir, ich wollt, ich hätt's im Beutel statt im Herzen, wär' mir lieber!"

„O gehen's weiter," lächelt der Habermeister. „Im Beutel blieb's doch nit bei Ihna, aber im Herzen, da hab'n S' immer dran!"

Gemming taucht die Feder ein und macht sich schreibfertig: „Jetzt, also! Wem wird trieben und was hat der Mann gethan, um den sich's handelt? Das muß ich ja wissen, wenn ich's reimen soll; — so das Gewöhnliche — g'logen, betrogen — oder noch was extra's?"

Jetzt beginnt wieder das wilde Gemurmel, was die Dazwischenkunft des beliebten Gastes einen Augenblick unterbrochen hatte. Jeder drückt sich an den Stuhl und Tisch des Schreibers, den Bissinger anzuklagen.

„Kinder, zum Donnerwetter, ich versteh' ja kei Wort!" ruft Gemming. „Komm du her Bissinger Lenz, oder wenn d' lieber dein Haberernamen hörst, Graf von Maxlrain, du bist dem Mann sein Sohn," — er fixiert ihn einen Augenblick scharf, „red' du —!"

In raschen Worten haben sich die beiden verständigt, denn der Gemming begreift alles, bevor man's halb gesagt hat.

„So, jetzt brauch ich nix mehr zum dichten, als ein bißl Ruh' und eine Maß Bier —!"

„Wann's es nur trinken könnts," sagt der Wirt entschuldigend, als er ihm den Krug hinstellt. „Da kann

ma nit amal mit guatem G'wissen, ‚zum Wohl' sagen —! 's ist halt vom Hochbräu und er trinkt's selber nit, — für sich und den Herrn Pfarrer laßt er alleweil 's Bier aus Münkcha komme!"

„Macht nix, ich bin nit heikel, Wirt, i zahl dir's 's nächstmal!"

„Weiß scho, weiß scho," lacht der Wirt. „Ist scho recht!"

„Also können wir fort —" spricht der Habermeister entschlossen: „Wirt, laß unserm Gast nix abgehen, das ist alles unsre Sach'! Und jetzt mach's Licht aus, daß's dunkel ist im Hausgang, wenn wir 'nausschlupfen und laß d' Leiter nunter."

Der Wirt thut wie ihm geheißen und die Gesellschaft stolpert, so leise wie möglich im Dunkeln die Sprossen hinab. Als aber der Vorderste die Thür ins Freie öffnet, weicht er plötzlich zurück.

„Was ist's, was gibt's? fragen die andern. „Sind wir verraten — ist wer draußen?"

Der erste deutet hinaus. Allerdings ist ein Verräter draußen, zwar nur ein stummer, aber einer, vor dem sich die Haberer doppelt hüten müssen, denn er bringt jeden Tritt, jede Fußspur an den Tag, die auf nächtigen Pfaden, zu den Zielen der Verschworenen geführt und leitet die Verfolger auf ihre Fährte.

„Schnee!" ruft der vorderste an der Thür.

„Schnee?!" wiederholen alle wie erstarrt. Darauf war niemand gefaßt. „Himmel-Kreuz-Million-Donnerwetter," fluchen die enttäuschten Bursche, denen der fieberheiße Hauch in der kalten Schneeluft zu Wolken gerinnt;

die unterdrückte Jagdwut kocht und gährt, wie junger Wein, der die Fässer sprengen möchte: „z'erst hat ma nit treiben könne, weil ma den Sohn nit dazu bracht hat, und jetzt, wo der will, muß es schneib'n und 's ist wieder nix!"

Einige treten hinaus und untersuchen den Schnee, ob er schon liegen bleibt. Ja, er ist körnig und etwa halb Fuß tief; sogar in der sternenlosen Nacht hebt sich jeder Eindruck einer Sohle dunkel von der weißlichen Fläche ab. In diesem Moment kommt auch der Tilly mit dem andern gelaufen. Sie haben Büschel von Tannenzweigen im Arm: „Aber gelt's, wer hätt' dös denkt, daß es um Martini scho Schnee wirft! I bin nur g'schwind in's Holz 'nein und hab' Dachskoppen abg'schnitten, daß wir wenigstens unsere Fußstapfen verwischen können!"

Er teilt die Reiser aus und mit einem verdrossenen „Gutnacht", macht sich die Mehrzahl auf den Heimweg, sorgfältig mit den Dachswedeln die Spuren ihrer Tritte hinter sich wegkehrend.

Der Habermeister, zum Geschlecht Tenner genannt, ein braver Familienvater und wohlhabender Bürger aus Kochel, bleibt allein mit dem Rugmeister und dem Bissinger Lenz unter der Hausthür zurück: „Möcht'st nit 'naufgehen und dem Herrn Lieutenant sagen, daß er nit auf d' Malstatt 'naus kommt, und mit dena Vers thät's jetzt auch nit so pressieren."

„Das will i scho thun," sagt Lenz, „aber, Meister, wird's morgen auch noch nix?"..

„Schwerlich! Hat nit den Anschein, als wann der Schnee bald wegging."

Lenz schlägt sich verzweifelt vor die Stirn. Er steigt

die Leiter hinauf. Der Tenner blickt sorgenvoll hinaus. „Jetzt kommen wir richtig nimmer z'thun, vor der Bannbrief verlesen wird" — er schüttelt den Kopf: „Das ist eine dumme G'schicht!"

„Reut's dich, Habermeister?" frägt der Rugmeister.

Der Tenner richtet sich straff auf. „Da müßten wir uns ja schame, wenn wir uns a tausendjähriges Privilegium aus der Hand winden ließen, wie a Kind a Packl Zündhölzeln, mit denen's was anstellen kunnt; a Privileg, für was unsere Vorfahren oft g'nug mit ihrem Gut und Blut bezahlt haben. Freili, ang'nehm ist's nit, wann man sich nix Unrechts bewußt ist und soll sich abstrafen lassen, wie 'n Rebeller und Religionsverächter, zu Spott und Schand vor der eignen Familie, und wann man stirbt, eing'scharrt werden wie a Hund. Das wird wohl hart sein und schmerzen —!"

Er schweigt einen Augenblick — niemand sieht in der Dunkelheit, wie schwer der rechtschaffene Mann kämpft. „Aber einschüchtern?" ringt sich's schließlich von seinen zuckenden Lippen, „nein, einschüchtern lass'n wir uns nit, wir sind keine Kinder mehr, die Zeiten sind vorbei!"

„Wir müss'n halt die Straf' wie Männer auf uns nehmen und denken, für a g'rechte Sach' darf ma auch was leiden!" stimmt der Rugmeister bei. Damit treten sie hinaus in den Schnee.

Zweites Kapitel.

Zur toten Mühl'.

Hoch oben auf einem öden Bühl, dem sogenannten Windbruch, steht ein einschichtiges Häuschen so luftig und kahl, als sollt's der Wind herunterwehen, von dem der Platz seinen Namen hat. Man sieht's von weitem, es ist armer Leute Wohnung und die Stürme, die das leichte Haus durchblasen, machen es kalt und unwirtlich. Durch die Ritzen und Fugen dringt unaufhaltsam im Winter der eisige Luftstrom herein, und es gehört eine eiserne Lunge dazu, um ihm zu widerstehen. Von den drei Inwohnern ist es nur die Tochter, die solch eisenfesten Körper besitzt, daß all das Rauhe ihr nichts anhaben kann, — der Vater aber ist soeben einem tückisch schleichenden Uebel erlegen, das mit dunklem Flügel auch schon den Sohn umschwebt und immer engere Kreise um ihn zieht. — Wohl thut das Mädchen alles, was in seiner Macht steht, um Fugen und Ritzen zu verstopfen, daß es den Kranken nicht so zum Husten reizen soll — vergebens; wie mit scharfen Messern dringt der Zug überall durch, bis in die feinsten Verästelungen der kranken Atmungsorgane hinein. So war es beim Vater, und so wird es beim Sohn kommen, und

doch — so sonderbar sind die Leute, daß der Gedanke, diese ungesunde Behausung verlieren zu sollen, die schwache Kraft des Vaters vollends gebrochen hat und er hinsank, wie das welke Blatt vom Baum. Es ist eben doch eine Heimat. — Heimat! Welch einen Zauber birgt dieses Wort — stärker als Leben und Tod. Dieser Zauber ist es, der Tausende angesichts der drohenden Bergstürze, des brechenden Dammes, des schwankenden Erdbodens, der unaufhaltsamen Lawinen und des glühenden Lavastroms an der Scholle festhält, oft bis es zu spät ist. Nicht elementare Gewalt, noch Seuchen, schrecken den Menschen hinweg von dem Fleckchen Erde, das ihm Heimat war — sei's noch so armselig. Und wenn ihm die Hütte das eine und andere Mal verschüttet oder überschwemmt wird, es ist eine bekannte Thatsache, er baut sie das dritte Mal doch wieder an denselben Fleck, und geht er darin zu Grunde, so betrachtet er es eben als ein unabwendbares Geschick, gegen das kein Mensch ankann.

So ist es auch hier. Seit Generationen sind die Bewohner des Häuschens am Windbruch brustleidend und sterben früh — aber es fällt keinem ein, durch einen Ortswechsel sein Leben zu verlängern. — „Und man sieht es ja an der Wiltraud, daß das Haus nicht schuld ist, denn die lebt auch darin und ist gesund!" sagte der Vater, so oft ihm der Arzt riet, fortzuziehen. — Jetzt liegt er mit fünfzig Jahren schön aufgebahrt in der Wohnstube des kleinen Hauses, eine friedliche Leiche, mit dem Ausdruck sanfter Ergebung im Antlitz — zwischen den gefalteten Händen ein Sterbekreuzlein und auf der eingefallenen Brust einen Strauß von braunem Herbstlaub und weißen

Astern. Daneben steht der Kessel mit dem Weihwasser und Wedel.

Zu Füßen des Toten sitzt ein junger Mensch, den Hals in ein dickes wollenes Tuch eingewickelt, einen Rosenkranz langsam in den mageren Fingern drehend, während die blassen dünnen Lippen sich im Gebet flüsternd bewegen. Das Zimmer hat die Aussicht nach der Rückseite des Hauses. Dort geht es steil in eine Schlucht hinunter, in die ein Mühlbach abfließt. Früher arbeitete hier eine Mühle, denn die Allmeyers waren von alters her Müller. Aber als der Hochbräu die große Kunstmühle baute, konnte das kleine Werk mit drei Gängen sich nicht mehr halten, und so mußte es eingehen und zerfallen. Jetzt gleitet der Bach zwecklos über die zerbrochenen Schaufeln hin, tot, unbeweglich liegt das Rad, und die treibende Kraft, die es einst drehte, verrauscht ungenützt.

Die Mühle steht still wie das Herz ihres Besitzers, für immer.

Im Abendschein, der durch die Fenster von der Seite hereinfällt, bewegt sich fast unheimlich lautlos eine hohe, dunkle Gestalt im Trauergewand. Wundervoll zeichnet sich das edel geschnittene Profil von dem dunklen Getäfel der Wand ab. — Es ist derselbe reine Schnitt des Gesichts, wie der des stillen Schläfers dort auf der Bahre — man sieht, daß es Vater und Tochter sind, nur daß die Tochter in der Blüte jugendlich gesunden Lebens steht. Heute aber, in dem fahlen Licht des erlöschenden Tages, ist auch sie blaß, und der, dem Bruder zulieb, stumm getragene Schmerz gibt ihr etwas Fremdartiges, als stamme sie aus einer andern Welt und spräche nicht die Sprache, in der

gewöhnliche Menschen ihr Leid klagen. Sie gehört auch zu denen, die nicht weinen können, wenn es jemand sieht. — Sie ist soeben aus dem zweiten Rosenkranz für den Verstorbenen zurückgekommen. Jetzt waltet sie schweigend im Zimmer, räumt da und dort noch auf und ordnet dies und das, damit es schön und sauber ist, wenn morgen die Leute zum Begräbnis kommen. Dann bleibt sie einen Augenblick am offenen Fenster stehen und schaut hinaus auf das zerstörte Mühlwerk und hinüber nach dem Toten. „'s ist nur gut, daß er jetzt das nimmer anzuschauen braucht," denkt sie und legt ein paar Sekunden die Hand über die Augen — sie brennen gar so sehr. — Hier an dem Fenster hat ihr Vater Tag für Tag gesessen und dem Treiben des Mühlbachs zugesehen, wie er sich vergebens mühte, das zerfallene Rad zum Gehen zu bringen. „Ja, alter Kamerad," pflegte er dann zu sagen, „mit uns ist's vorbei, dir hilft kein Mühlarzt und mir kein Arzt mehr!" — Das hatte ihr immer so für den Vater ins Herz geschnitten, und als er merkte, wie weh es ihr that, denn die beiden verstanden sich gar gut, da sagte er's nicht mehr, aber er dachte es, und immer wanderten die Augen wieder hinaus, als ob's ihn mit Gewalt zöge.

Der letzte Tagesschimmer erlischt. Unruhig flackern die dünnen Kerzen neben dem Sarg. Das Mädchen nähert sich und legt dem Bruder eine Hand auf die Schulter, mit der andern nach den Lichtern zeigend: „Da schau, wie's 'rein weht. Geh in die warm' Kuchl, Sebald! Du hast gestern mit mir g'wacht und 's hat dir nit gut 'than — wir dürfen ja nit heizen daherin bei der Leich'."

„I kann nit — i bitt' dich, i kann dir doch nit die Totenwach' allein überlassen."

„Geh, thu mir's zulieb, du darfst nit in der kalten Stuben sitzen — i leid's einfach nit!"

„Du bist immer so g'waltthätig!"

„Aber doch nur zu dei'm Besten! Bruder, Sebald — soll i dich auch verlieren, du mein Einzig's, was i noch hab'?"

Der junge Mann erhebt sich. „Man sollt' wirklich meinen, i wär' todkrank! I bin ja ganz g'sund, — 's fehlt mir ja nix, als das bisl Katarrh im Winter. Am Husten stirbt man nit."

Wiltraud nimmt ihn bei der Hand und führt ihn zur Thür. „Eben deshalb woll'n wir dafür sorgen, daß 's nit schlimmer wird. Geh — auf'm Herd steht dein Nachtessen."

„Und wann i geh', nacher regst dich g'wiß recht auf?"

„Du siehst, ich bin ganz ruhig — könnt' ja nit ruhiger sein!" beteuert Wiltraud.

„Ja, wenn's wahr ist? No, werd nit ungeduldig — i geh' ja! Du machst ein'n noch krank vor lauter Sorg' und Aengstlichsein. Du sollst doch auch was g'nießen?"

„I hab' schon 'gessen, plag mich nit —!"

Wiltraud ist allein. — Eine Weile steht sie und horcht, ob der Bruder auch wirklich in seine Kammer geht. Dann tritt sie zur Leiche und betrachtet noch einmal die milden Züge des Vaters. — Sie hat das Gefühl, daß er nicht gut liegt, die alte Gewohnheit, ihm die Kissen zu richten, ist so stark, daß sie unwillkürlich das Haupt des Toten sanft aufhebt und es besser unterlegt, wenn er's auch nicht mehr fühlt. — Ach, er kann ja nicht sagen, wie sonst, ob's recht

ist! „Vater, Vater, fühlst du's jetzt nimmer, daß dein Kind dich bettet?“ Und nun bricht der lang zurückgehaltene Schmerz mit voller Kraft hervor, — sie wirft sich auf die Knie, birgt das Gesicht im Leichentuch und schluchzt, als wollte sie die ganze Seele ausschütten in einem einzigen heißen Thränenstrom.

„I hab's ja g'wußt,“ sagt plötzlich eine Stimme hinter ihr, „daß d' nit so ruhig bist, wie d' mir weismachen willst!“

„Sebald! bleibst nit in der warmen Kuchl?“ ruft Wiltraud, und weil er's halt doch nun gesehen hat und ihre Selbstbeherrschung erschöpft ist, wirft sie sich dem Bruder leidenschaftlich an die Brust. „O — gelt, wir zwei Waisen, — jetzt sind wir ganz verlassen!“

Der Bruder schlingt die Arme um die edle Gestalt des Mädchens. „Sag nit, ganz verlassen! Du hast ja mich und i hab dich, und wir zwei G'schwister halten z'samm, solang' wir leben.“

„Ja, aber wenn sie uns des Häusl da nehmen, dann müss'n wir diene gehen, dann fragt sich's, ob wir beisammen bleiben können, du und ich?“

„I will dir nur sagen, der Lenz war grad da und hat mir 'klopft und g'sagt, wir sollen uns nit ängstigen wegen dem Heimatl — es g'schäh was, daß es uns der Alte lassen müßt'.“

Eine flammende Röte ergießt sich über Wiltrauds Gesicht, als der Bruder den Namen Lenz nennt.

„Der Lorenz war da —? So! Ja, was g'schieht denn, was soll's denn geben?“

„Dös hat er mir nit g'sagt. Da draußen steht er ja

noch — da kannst 'n sehen — bei der Mühl'. — Er schaut alleweil 'rüber, frag ihn doch."

Sebald zieht die halb Widerstrebende ans Fenster, wo die Scheibe offen ist.

„Wiltraud!" ruft Lenz herüber, und mit drei Sprüngen ist er bei ihr. „Laß mich 'rein und dei'm Vater noch amal 's Weihwasser geben und Abschied nehmen, denn i muß auf a paar Täg fort und kann morgen nit mit der Leich' gehen!"

„Das darfst!" sagt Wiltraud ernst. „Komm 'rein und schau ihn noch amal an, wie schön er daliegt!"

Sebald eilt hinaus und riegelt die Hausthür auf. „Da tropft's 'runter," sagt Lenz, „'s ist Tauwetter worden — bis morgen, hoff' ich, ist der Schnee weg! Heut nacht schmilzt er noch z'samm, sixt, wie weich er schon ist?"

„Was hast denn du gegen 'n Schnee?" fragt Sebald. „Der geniert di doch sonst nit?"

Lenz wird ein wenig verlegen, dann besinnt er sich. „I mein' nur, weg'n der Leich' morgen, — daß d' Leut' besser da 'runter kommen —!" Er tritt ins Zimmer. Die Wiltraud steht so groß und hehr in ihrer Trauer vor ihm da, daß er kein Wort mehr sagen kann. — Sie reicht ihm den Weihwasserwedel. Er besprengt den Toten und die geheiligten Tropfen glitzern im Lichtschein wie Tau auf dem Strauß und wie Thränen an den geschlossenen Lidern. Lenz kniet nieder und faltet die Hände: „Lieber Vater," sagt er ganz leise, „i hab' g'meint, du sollst wirklich mei Vater werd'n — aber 's sieht aus, als sollt's nit sein! — Und doch, i versprech' dir's, daß i nit von ihr laß — auf dei kalte Hand! — Wiltraud, mei Herzensdirn, für dich thu' i alles, und wann's das Aergste wär'."

„O Lenz, das darfst nit sagen. Dei Vater wird sich nie drein schicken, daß wir zwei einand' heiraten, und er kann's auch nit. I hab' ihm was 'than, dös verzeiht kein Mann — noch dazu so a grandiger wie der!"

„I weiß schon, er hat dich heiraten wollen."

Wiltraud schaut ihn verwundert an. „Woher weißt denn du dös?"

„I weiß es halt."

„Dös ist nit recht, dös hätt' man dir nit sagen sollen. So was macht 'n Riß zwischen Vater und Sohn, der schwer z' heilen ist."

„Niemehr sogar! Zwischen mei'm Alten und mir ist alles aus."

„Du lieber Gott, Vater und Sohn mit einand' eifern — aber dös ist was!" — Sie läßt hoffnungslos die Arme sinken. — „O, jetzt ist's ganz g'fehlt!"

„Nein, Schatz, nix is g'fehlt, — es g'schieht was, daß der Alte nachgeb'n muß — i hab's g'schworen, daß i ihm den Meister zeig', und i führ's durch — i werd's ihm schon lehren!"

„Hoffentlich ist's nichts Unrechts?" fragt das Mädchen.

„Nein, nur was er verdient, nit mehr und nit weniger!"

Wiltraud schaut ihn mit ihren großen braunen Augen forschend an. „Gelt, i bitt' dich um deiner eigenen Seelen willen — thu' nix, was d' nit verantworten kannst —."

„Diernei, schau mi nit so an, du machst mi grad verruckt. — Wann i dir in d' Augen siech, nachher wird's mir grad, daß i mein, i muß dich umbringe vor Lieb — dich und mich dazu!"



Wiltraud schlägt die Augen nieder und nun ist sie noch lieblicher, noch berückender, ohne es zu ahnen.

„Wiltraud, uns zwei hat's! — wir können nit leben ohne einander, i amal nit!"

„Und doch mußt's lernen. Denn i will von dei'm Vater nix g'schenkt. Dös Häusl g'hört ihm, 's ist verschuldet, so soll er's nehmen. J bin jung und stark und kann mir mei⁻ Brot verdiene. Nur — der Baldl dauert mich, — weil er doch nit so ganz g'sund ist. Aber fort müss'n wir alleweil, denn hier gibt's ja nix z' verdiene, — an den Gedanken mußt dich g'wohne lerne, — wie'r i auch!"

„Sag das nit, Traudel! G'rad so guet könnst sagen, du mußt halt lerne sterb'n! Die nächst' Woch' red'n wir anders, wart's nur ab. J sag' dir — wann i dich nit bald krieg" — er schluckt das Wort hinunter, das ihm auf den Lippen schwebt, und sagt nur leise: „dann ist's g'fehlt."

„Mei Bua! Schau nit so schüech drein," fleht Wiltraud, erschrocken über den verzweifelten Ausdruck des jungen Menschen. „Du machst mir ja ganz bang', was soll denn da draus werden?"

„Ach, du — du bist alleweil die Vernünftige, das kommt daher, weil d' mich nit halb so gern hast, wie'r i dich!"

Da sieht ihn das Mädchen schmerzlich bittend an und die Thränen laufen ihr über die Wangen. „O schau, der Tag ist so ernst und mei Herz ist so wund — mußt mir nit auch noch weh thun!"

„Wiltraud!" Lenz stürzt zu ihren Füßen nieder und umschlingt ihre Knie. „Verzeih, verzeih mir's, i bin a

schlechter Bua, thu' di nix wie kränken, und hab' di doch so lieb — i kann's ja nit sagen, wie!"

Wiltraud zieht ihn zu sich empor und schlingt die Arme um seinen Nacken. „Mei Bua — mei böser, wilder, lieber Bua!"

Sie legt den Kopf an sein Herz und horcht. „Wie's da drin klopft und thuet!" sagt sie innig. „Geh, nimm dir's nit so harb — wenn i auch fort muß! — Was z'samm g'hört, dös kommt doch wieder z'samm! Und wann's auch erst in der Ewigkeit wär' — i wart' auf dich!"

Sie kann nicht weiter reden, in stillem Weinen ruht ihr Haupt an seiner Brust und ihr krauses Haar streift leicht sein glühendes Gesicht. Er drückt seine Lippen darauf und wagt kaum zu atmen, er fühlt, wie sie ausruht in seinem Arm von so viel ausgestandenem Leid, und der heftige ungestüme Mensch steht regungslos, um diese heilige Ruhe nicht zu stören.

„Ja!" sagt er leise, fast andächtig, „'s ist a große — große Lieb'!" — Dann schweigen sie wieder beide und nur das leise Tröpfeln des schmelzenden Schnees draußen unterbricht bisweilen die stumme Zwiesprache der beiden übervollen Herzen. „Der Schnee schmilzt!" Lenz blickt auf wie aus einem Traum, als habe eine fremde Stimme, nicht er selbst das gesagt. — Gleich verändert sich wieder sein ganzes Wesen und sein Auge irrt mit trotzig unstetem Ausdruck über die schmutzigweißen Felder da draußen hin. — Bis morgen — ist er weg, — aber dann gibt's heut noch viel vorzubereiten —! Wie von bösen Geistern gepeitscht, reißt er sich los. „I muß jetzt fort!"

„Gehst schon? Was ist dir?" fragt Wiltraud ängstlich.

„Damit i künftig bei dir bleiben kann — muß i jetzt gehen. Frag mi nit, i kann dir's nit sagen — glaub's nur, dir z'lieb geh' i!"

Er schlägt ein Kreuz, als sein Blick noch einmal die Leiche streift, und eilt, ohne sich aufhalten zu lassen, hinaus. „Guetnacht, Schatz — Guetnacht, Baldl!"

„Was dös nur ist?" sagt das Mädchen, ihm kummervoll nachblickend, „was 'n nur umtreibt? I fürcht', dös ist nix Guets, sonst wär' er nit so verstört."

„Weißt, was i mein?" sagt der Bruder.

„Was denn?"

„Wenn die nur nit gar wieder a Treiben im Schild führen!"

Wiltraud zuckt zusammen, wie vom Blitz getroffen. Baldl nickt. „Ja, diesmal ging's auf 'n Hochbräu, sie woll'n ihm ja scho lang treiben, heißt's."

„Heiliger Gott! Der Lenz gegen den eignen Vater? Nein, Baldl, das ist ja nit möglich — das kann nit sein!"

„'s ist mir halt so kurios fürkäme, weil er's heut alleweil vom Schnee gehabt hat. Und ausg'schaut hat er, wie einer, der mit an' Verbrechen umgeht."

„Ja, ja, dös ist wahr —" sagt Wiltraud sinnend. „Er war — wie i 'n noch nie g'sehen hab' — da ist was Schwer's im Werk. Sebald, i bitt' dich um Gotteswillen, — dös darf nit g'schehen! Die unvernünftigen Leut' — Jesus, sie werden doch das nit thuen? Dem Hochbräu 's Haberfeld treiben, der alle die Bräuknecht und die Mahlknecht an der Hand hat — und d' Gendarmen kehren so wie so immer bei ihm ein, weil er s' freihalt. Ja, sind denn die Leut' verruckt? Und jetzt grad, wo morgen der Hirten-

brief verlesen wird mit dem Bann. — Aber die kehren sich an nix und frag'n nach nix!"

Sie ringt bebend die Hände. „Und da liegt der Tote, und i kann nit fort und sie nit warnen — und wenn i's auch könnt', i darf doch als a Ledig's nit hinter dena Buab'n dreilaufen! Sebald, Sebald! Was machen wir denn nur?"

„I will scho hingehen und schau'n, ob i den Lenz noch wo triff, aber dös glaub' i nie, daß der in dem Zustand heimgange ist. Er hat ja g'sagt, er hätt' mit sei'm Vatern 'brochen, und wenn er bei die Haberer ist, nachher find't'n einer! Die sind auf Stunden weit in ihre Schlupfwinkel versteckt!"

„Redt nit so unnütz! Meinst, i thät dich noch so spät bei der Näss'n 'nausschicken? Du kennst mich doch."

„'s ist ja nit kalt. Aber i mein' nur, 's wär' überhaupt vergebens, — denn die kehreten sich doch nit d'ran, wann wir was sagen."

„Freili nit! 's ging mich ja auch nix an, wenn nur der Lenz nit dabei wär', nacher möchten s' thun, was s' wollten, — aber der Lenz!"

„Horch, was war dös?" sagt Baldl. — An die vordere Hausthür wird geklopft. — „So schreckhaft ist man schon, daß 's ei'm in d' Glieder fahrt, wann's klopft. Wer kommt denn da noch so spät am Abend?" Baldl geht hinaus, um aufzumachen.

„Frag aber z'erst, wer's ist?" ruft ihm Wiltraud nach.

„Gut Freund!" ist draußen die Antwort.

„Wer ist denn der gute Freund? I kenn' die Stimm' nit!" fragt Baldl vorsichtig weiter.

„Gemming!"

Jetzt schließt Baldl schnell auf und auch Wiltraud tritt unter die Thür und streckt dem Ankömmling die Hand entgegen. „Ja, grüß Gott, Herr Gemming, seid's auch wieder da? Des kommt's zu 're traurigen Zeit da 'rauf auf 'n Windbruch! Gelt S' — der Vater!"

„Hab's schon g'hört — leider, leider. Servus, Wiltraud! — Wie geht's, Baldl? Darf man 'n Augenblick in d' Stuben? Ah, da liegt er ja, der Arme — hm, hm, da hat's auch wieder amal 'n braven Mann kost't!"

Wiltraud reicht ihm den Weihwasserwedel, er lehnt ihn ab: „Dank' schön — auf die Sachen versteh' ich mich nimmer. Aber für a Vaterunser langt's noch, das bring' ich noch zusammen!" Und er nimmt den Hut ab und betet still bei der Leiche. Dann legt er die Hand leicht auf des Toten Brust: „B'hüt Gott, alter Freund, ruh' in Frieden!"

Wiltraud muß sich abwenden, um die neu hervorbrechenden Thränen zu verbergen. So trocken und einfach die paar Worte auch gesagt waren, die Geschwister sind doch davon ergriffen — mehr als von einer langen rührenden Rede.

Auch der Gemming verharrt noch eine Weile in ungewohnt ernstem Schweigen. Dann aber setzt er seinen Hut wieder auf und schaut sich im Zimmer um.

„Sucht's was, Herr Gemming?" frägt Wiltraud.

„Mit Verlaub — ich wollt' nämlich nur fragen, ob der Lorenz Bissinger nicht da ist?"

Wiltraud zuckt zusammen: „Nein!"

„Aber er war doch da? Jemand hat 'n da 'rauf gehen sehen!" beharrt Gemming.

„Freili da war er schon — aber er ist wieder fort,“ sagt Wiltraud.

„So? Hm! Sie haben wohl nicht gesehen, wo er hinzu's 'gangen ist?“

„Leider nein! Soll er was?“ frägt Wiltraud ängstlich.

„Hm! — ich hab' ihn nur zu einer Tarockpartie holen wollen, wo uns ein vierter fehlt. Weiter nix! Sie erlauben wohl, daß ich mich empfehle. Mein Kompliment Wiltraud und junger Allmeyer! Morgen komm' ich schon wieder und helf 'm Papa selig, die letzte Ehr' erweisen — das lass' ich mir nit nehmen!“

Wiltraud blickt ihm mißtrauisch nach: „Der holt den auch nit zum Tarocken — dös soll er mir nit weismachen. Hast g'sehen, wie er vom Atem komme ist vor lauter pressieren? Möcht' wissen, was der dabei thut — der ist doch kei Haberer nit und der Vater hat immer g'sagt, 's sei schad um ihn — er wär' so a guter Mensch!“

„Aber a recht a Lustiger, wo 's a Lumpenstückl gibt, da ist der g'wiß dabei!“ sagt Baldl.

Wiltraud setzt sich auf den Schemel neben der Leiche und faltet die Hände über der Brust: „O mein Herr Gott, was wird dös geben!“ Sie legt den Kopf müde auf den Rand der Bahre: „Und der Einzige, der uns helfen und raten könnt auf der Welt, der liegt da und kann nimmer reden —!“

Eine Uhr in hohem altertümlichen Gehäus beginnt zu schlagen, hört aber mitten in der Zahl auf.

„Jetzt bleibt auch noch d' Uhr stehen, die hat halt immer der Vater auf'zogen. Dös mußt jetzt du thun, als der Hausherr —“

„Ja, der Hausherr für drei Tag!“ lacht Sebald bitter. „Laß sie stehen, solang der Leichnam noch daliegt — die will auch trauern!“

„’s ist so still —“ sagt Wiltraud mit einem seltsamen Schauder, „so unheimlich still, und die Nacht ist so lang! — Wie viel mag’s denn an der Zeit sein?“

„Die Uhr ist auf neun stehen blieben,“ sagt Baldl.

„I weiß nit, warum’s mir auf einmal so schwer ist? Baldl, zieh was Warms an und bleib noch a Stündl bei mir — ’s ist nit recht, aber — i hab gar kei Kraft mehr, seit i was von dem Haberfeldtreiben inne worden bin!“

„Ja nun — nix g’wiß’s weiß man nit, ’s ist ja nur so a Vermutung. Aber freilich bleib’ i bei dir; i bin ja froh, wann d’ mich dalaßt.“

„Nit lang — ’s braucht’s nit lang. I bin halt auf-g’regt. Jetzt ist mir’s schon dreimal so kurios g’wesen, als ob jemand ums Haus ’rum schlich!“

„Dös ist die Dachtrauf’, die so macht — i hab’s auch schon g’hört, und der g’schmolzene Schnee der vom Dach rutscht,“ beruhigt sie der Bruder und setzt sich zu ihr.

„Geh und hol dir dein’ warmen Rock, sonst laß i dich nit herin und mach’s allein durch.“

Sebald geht hinauf in die Kammer, um das Gewand zu suchen. In dem Augenblick kommt das Geräusch wieder, leise Tritte schleichen auf dem weichen Boden heran und ein Gesicht schaut zum Fenster herein.

Wiltraud stößt einen Schrei aus, so durchdringend, daß es den Toten hätte aufwecken können.

„Jesus Maria — der Hochbräu!“

„St, schrei doch nit so, unsinnige Dirn! Mit so einer

Närrin ist nix zu wollen! So lass' mich nur wenigstens 'rein, damit's nit noch heißt, der Hochbräu hätt' fensterln wollen, wenn dei G'schrei Leut herzieht. — Meinst der Bissinger ist a Mann, vor dem man um Hilf z'schreien braucht? Nein, so dumm bin ich nicht, daß ich mir so was nachsagen ließ. Ich komm wegen mei'm Sohn, und du kannst dir was drauf einbilden, wenn i dir die Ehr' anthu, daß i in dei' Spelunken 'rein geh!"

„Und doch ist euch die Spelunk nit zu schlecht g'wesen, daß ihr's auch noch mei'm armen Vater abpfändet hättet und den kranken Mann 'nausg'jagt, wenn ihn unser Herrgott nit zu sich g'nommen hätt'."

Wiltraud geht und macht ihm die Hausthür auf. „So, dös Platzl werdet ihr ihm wohl noch gönnen?" sagt sie bitter und schiebt den Eintretenden, der vom Dunkeln ins Helle etwas geblendet ist, gerade vor den Toten hin. Bissinger fährt zurück, als habe er ein Gespenst gesehen, „was führst mich denn grad da 'rein?" begehrt er auf. „Und du Maulaff', stehst auch hin und glotzst mich an?" sagt er zu Sebald, der auf den Schrei Wiltrauds heruntergeeilt war.

Der tritt bescheiden aber fest vor ihn hin: „Hochbräu, i heiß Allmeyer — nit Maulaff', wenn's wieder amal was mit mir zu reden habt's! I bin erwachsen und kann mir mei' Brot verdiene, i brauch' mich nit behandeln z' lassen, wie 'n Lump, wenn i auch arm bin!"

„Mach, daß d' 'naus kommst, i hab' mit deiner Schwester z' reden."

„Nein, i geh' nit 'naus! Bis übermorgen g'hört das Haus noch mir und da laß ich mir von Euch nit die Thür weisen —."

„Geh nur in dei' Kammer, Sebald," sagt Wiltraud, „er will ja was vom Lenz reden — thu' ihm den G'fallen!"

„Wenn du's sagst, nachher ist's was anders! Aber in der Näh' bleib i. Dös ist kei Art, daß man so bei nachtschlafender Zeit in a Sterbhaus kommt, wenn der Vater die letzt' Nacht noch daheim liegt," murrt Sebald im Gehen.

„I will auch gar nit da in dem Zimmer verhandeln, das schickt sich freilich nit — bei 'n Toten —," Bissinger sieht sich scheu um. „Warum thuet's ihn denn nit 'naus, wie 's der Brauch ist, am Abend vor der Begräbnis?"

„Weil wir unsern Vater nit in 'n Hausgang legen, wie wenn er uns z' viel wär! Nein, da in sei'm Stübl, wo er alleweil g'sessen ist, da soll er bleiben, bis sie 'n holen —!"

„Ja freili, ihr müßt alleweil was Extras hab'n," höhnt der Bissinger, „aber, wie i den Plan von dem Haus kenn', muß doch noch a Stuben im Erdg'schoß sein?"

„Habt's 'n Plan schon studiert, Hochbräu, habt's es nit derwarten könnt?!"

„Du giftige Dirn, du z'widere, i werd wohl anschauen dürfen, was mei g'hört! Meinst vielleicht, i mach 'n Profit an dem G'lump? Da kennst's schlecht — verlieren thu i noch dran, und wann i will, so mußt mir du so lang ohne Lohn diene, bis i mei Geld 'raus hab' — brauchst also nit so aufz'begehren, dös fehlet auch no!" Ein Blick tödlicher Wut zuckt aus den Augen des Mannes und er faßt die Thür: „Also marsch, vor, ins andre Zimmer."

Wiltraud steht unbeweglich.

„Bald g'fällig?" frägt der Bräu immer drohender.

„Nein, i geh' nit von mein' Vater weg, solang er noch daliegt — und der stille Mann da, wird Euch nit genieren, wenn's was Ehrbar's ist, was nit gegen die Achtung vor einem Toten verstoßt."

„Teufelsdirn!" murmelt der Bissinger und seine grauen Augen betrachten mit stechendem Blick das Mädchen, wie es vor ihm steht in seiner trotzigen Schönheit. Er späht sie förmlich aus, die großartige jungfräuliche Gestalt, von ihrem enganliegenden Trauermieder wie von einem Panzer umschlossen, — den prachtvollen Kopf, mit den dunkeln schweren Flechten, aus denen sich das krause Stirnhaar wie ein weicher Schatten heraus stiehlt. Und das Paar Augen — wie zwei glühende Kohlen, und der Mund! — Er sieht im Geist, wie sie den Lenz küßt und es schüttelt ihn bei dem Gedanken! Im ganzen Isarthal gibt's kein zweites Mädel wie die! Und diese schöne Wildkatz soll nicht zu fangen sein? Und je länger er schaut und schaut, desto mehr wächst der Entschluß in dem alten Lüstling: „Fangen die Katz — oder zu tot hetzen —!" Was andres gibt's nicht für ihn.

So stehen die zwei sich eine Weile stumm gegenüber, und wie er mit dem Auge der Begierde ihre Schönheit — so späht sie mit dem Blick des Abscheus seine Häßlichkeit aus. Ihr Widerwille trinkt sich voll und satt an dem lauerden Ausdruck und den verlebten Zügen ihres Peinigers.

„No, was schaust mich denn so an?" fragt er ungeduldig.

„I schau nur, wie's möglich ist, daß a solcher Vater

so 'n Sohn haben kann?" sagt sie einfach und ihr Blick gleitet noch einmal verächtlich über das gedunsene, schwammige Gesicht, mit den Säcken unter den Augen und den schlaffen Falten um den wulstigen Mund.

„Aha, gelt i g'fall dir nit! Der junge wär' dir lieber — desweg'n komm' ich grad, um die Sach' ins klare z' bringen. Mein Sohn war heut abend wieder bei dir, der Friedl vom Mälzer hat 'n g'seh'n 'rauf gehen, da ist also nix z' laugne! Du wirst mir erlauben, daß i's Haus visitier und schau, ob er nit noch wo versteckt ist? Denn er ist seit gestern nit heimkommen — irgendwo muß er also 'n Unterschlupf haben. Z' ebener Erd ist er nit, da bin ich schon von außen 'rumgange. Ich werd' also oben schauen. Bleib du nur bei dei'm Vater, daß dir 'n niemand wegtragt. I find' mich schon z' recht. Kannst mich ruhig allein gehen lassen, — stehlen thu i dir nix, wenn i auch sonst alle Untugenden hab' — wär' auch wohl nit viel zum stehlen da!" Ohne weiteres nimmt er eins der beiden Lichter, die neben dem Toten brennen. — „I bring's gleich wieder," sagt er gebieterisch abwehrend, als Wiltraud die Hand danach ausstreckt. Mit schweren Schritten verläßt er das Gemach und geht auf die Suche.

Wiltraud flüchtet sich wie Schutz flehend zu dem geheiligten Leib des toten Vaters. „O, dir wird's wohl sein, wenn d' morgen in dei ruhig's Grab kommst, du armer Leichnam. — Wär' i nur auch so weit, i thät kein' neiden, der noch leben muß."

Indessen stampft der Bissinger droben herum, daß der dünne Holzboden zittert. Sie hört ihn in seiner barschen Weise Worte mit Sebald wechseln. — Jetzt ist er in ihrer

Kammer — sie unterscheidet ganz deutlich, wie er an ihr Bett geht und den schweren Strohsack herauswirft. Und sie muß es sich gefallen lassen — das Haus ist ja sein! Ihr Herz schlägt, wie wenn sie rasch einen steilen Berg hinaufliefe und wie ein Berg liegt es vor ihr. Schweißtropfen perlen auf ihrer Stirn, sie weiß nicht, ist es der warme Tauwind, oder der innere Zorn, was ihr so heiß macht. Das Blut siedet und summt ihr in den Ohren. „Das braucht aushalten!" sagt sie mit erstickter Stimme. „Ich hab's doch g'spürt vorhin, daß 'n Unheil ums Haus schleicht."

Der schwere Tritt geht noch ein paarmal hin und her — endlich stolpert er wieder die Treppe herunter und zur Thür herein.

„G'funden hab' ich 'n nit," brummt er und steckt die halbabgetropfte Kerze in den Leuchter zurück. „Ganz voll Wachs ist man worden von dem 'rumzünden," schimpft er und kratzt die Flecken von seinen Kleidern. — „Er scheint wirklich nit da zu sein. — Jetzt paß auf — jetzt wollen wir zwei miteinander reden: Wenn d' meinst, du kriegst den Lenz, da irrst dich g'waltig! Das bild' dir nur nit ein, — da gibt's a ganz, a einfachs Wörtl und dös heißt: N i e! Hast mich verstanden? N i e!" wiederholt er mit einer Schärfe, als sei die Dirn ein Baum und er müsse das Wort in sie hineinschneiden.

„I hab's verstanden," sagt sie wie abwehrend, denn der Schnitt ist ins Mark gedrungen und schon quillt das verwundete Leben aus dem jungen Stamm.

„Aber du glaubst's nit, du meinst doch immer, du seist gut g'nug für den Sohn vom Hochbräu!"

„Warum sollt i's nit meine, wann i doch nit zu schlecht für den Vater g'wesen wär?"

„Das ist a g'waltiger Unterschied," sagt Bissinger etwas verlegen. „Ich bin a g'machter Mann, der Lenz soll erst einer werden. Daderzu braucht man a Frau von Vermögen und Ansehen. Ein Mensch wie der Lenz, a reicher, sauberer, aufg'weckter Bursch — kann jede krieg'n, bis zur Amtmannstochter! I bin 'n älterer Witmann, den nit a jede mehr nimmt, aber ledig bleiben will ich auch nit mit meine einundsechzig Jahr, und wenn der Lenz heirat', setz ich 'n ein und privatisier. Da ist's nachher ganz gleich, wem ich nimm und mit was ich mir die Zeit vertreib. — Dös ist grad wie 'n abdankter König, der kann auch heiraten, wem er will. Desweg'n hätt ich dich heiraten können, aber der Lenz nit. Und ich thu's auch jetzt noch, wenn d' willst. Was ich amal g'sagt hab', halt' ich — ich bin 'n Ehrenmann!"

Jetzt schlägt Wiltraud eine bitter-höhnische Lache auf: „No, wann man dös an Ehrenmann heißt, nachd' möcht' i an Spitzbuab'n sehen. Dös ist grad, wie wann mer einem, den 's recht dürst, den Krug vom Mund nimmt und trinkt 'n ihm selber aus, so machst es du bei'm Sohn. Das ist a Vater, vor so ei'm bewahr ein'n Gott! Da ist mir mei armer Vater im Grab lieber, wann er mir auch nix hinterlassen hat wie Schulden, als a solchener reicher, mit're ganzen Million, wann er dem eignen Sohn sei Madel abwendig machen will, pfui Deufel!"

„Was, — ausspucken vor mir?" keucht Bissinger, sein wachsgelbes Gesicht wird weiß vor Wut, sein schlaffer Körper bebt. „Das hab' ich jetzt für mei Gutheit, daß

ich so narret war und hab dir 'n Heiratsantrag g'macht! Hast aber recht, daß d' mich noch verhohnnadelst, 's war auch dumm g'nug, es hätt 's gar nit braucht' — denn so eine wie du heirat't man überhaupt nit!"

„Hochbräu —!" schreit das Mädchen an allen Gliedern zitternd.

„Ja, bäum dich nur auf! Was bist denn du, daß dir so viel einbild'st? A Müllerstochter ohne Mühl, a g'lumpete Dirn, die für Geld alles thun muß!"

„Hochbräu — hör auf!"

„Meinst, ich lass' mir von dir 's Maul verbieten und wann d' mir noch so a paar Augen hinmachst? Jetzt red' ich und du hörst zu. Ich werd' dir 'n Meister zeig'n! Uebermorgen ist Amtstag, da kommt der Notar und findet die Uebernahm' von dem Haus da statt. Am Dienstag schick ich dir den G'richtsvollzieher zur Pfändung. Nachher nimmst deine paar G'wandeln, das ist dei Kompetenz und dann stehst auf der Straß — ohne Erbarmen! Der Lorenz kommt fort, und wenn er nit gutwillig geht, so wird ihn's der Herr Pfarrer scho lehren. — Nachher kannst bei'm kränklichen Bruder betteln helfen, bis d' amal 'n Dienst findst. Und dös ist nicht so leicht da heraußt im Isarwinkel und noch derzu im Winter, wo's kei Feldarbeit gibt."

Wiltraud stöhnt bei der Erwähnung ihres kranken Bruders laut auf und bricht in Thränen aus.

„Aha! Jetzt wird der Vogel zahm. Du siehst, ich hab dich in der Hand, du kannst dich sperren wie d' willst, jetzt hast nur noch eine Wahl, wann d' nit mitsamt dei'm Bruder bei die Bauern auf der Streu schlafen und ums

Brot betteln willst, — heiraten hast mich nit wollen, jetzt kommst als Magd zu mir und dienst die Schulden von dei'm faulen verkommenen Vater ab."

Wiltraud streckt die Hand aus, als wollte sie die Worte ihres Peinigers in der Luft aufhalten. „Jetzt ist's g'nug, Bissinger! Ich hab's ausg'halten, solang's nur über mich hergangen ist, aber wenn's an mein Vater geht — da hört's bei mir auf! — Fürchtst dich denn nit der Sünden, Bissinger, hier an sei'm Sarg mein' Vater 'n faulen verkommnen Mann z' heißen? Bist denn du noch a Mensch mit 'n menschlichen G'fühl?" Sie stößt das Fenster auf — der Mond beleuchtet mit grausamer Deutlichkeit die Trümmer des zerfallenen Mühlwerks. „Da schau 'naus, da liegt die tote Mühl und dort der tote Müller — beides durch dei' Schuld, und du stehst dazwischen und bringst es übers Herz, den Mann noch z' verleumden? Wo nimmst nur den Atem her für so a Wort? 'n andern Menschen thät's halber ersticken, eh' er so was 'rausbrächt, in 'n Trauerhaus über ein'n, der sich nimmer verteidigen kann! Fürchtst dich nit der Sünden? Fürchtst nit, der Tote kunnt' d' Hand aufheben und dir drohen? — Mei armer Vater, der so geduldig g'litten und 'darbt hat und nie was verlangt und nie g'jammert, — warum hat er denn nix mehr g'schafft? Weil d' ihm du mit deiner Kunstmühl'n sei klein's G'schäft ruiniert hast, daß er nix mehr z' mahlen g'habt hat und zur Feldarbeit war er z' schwach. — Schau nur hin, schau's nur an, das arme abzehrte Gsicht und sag's noch amal, wenn dich traust und nit Angst hast, daß es der Tote im Schlaf hört und dich bei unserm Herrgott verklagt!"

Sie hat den Entsetzten bis dicht zu Füßen der Bahre gezerrt, dort läßt sie ihn stehen und reißt die Thür auf: „Und jetzt hast lang g'nug den heiligen Todesfrieden g'stört — jetzt mach, daß d' außer kimmst —! Und damit d' dir künftig jede Müh' sparst, gib i dir dös noch auf 'n Weg mit: Grad so viel wie i dein Sohn lieb hab' und ewig lieb b'halten werd', grad so verhaßt bist du mir für Zeit und Ewigkeit. Und lieber will i betteln für mich und mein' armen Bruder, — lieber unter freiem Himmel, auf'm offne Feld schlafen und Hunger und Not leiden, als von dir a Stück Brot und 'n Platz auf der Ofenbank! — Und jetzt 'naus — wir zwei haben ausg'redt mitanander!"

Dem Hochbräu schwindelt, er wankt an dem Toten vorbei, ohne ihn anzusehen, — so groß ist die Macht des Mädchens in diesem Augenblick, daß er keine Widerrede mehr findet. Nur unter der Thür ballt er noch einmal die Faust und stammelt, nach Atem ringend: „Das wirst du mir bezahlen."

Wiltraud schließt stumm die Thür hinter ihm. Dann kniet sie bei der Leiche nieder und küßt die kalten Hände ihres Vaters.

Drittes Kapitel.

Der Bannspruch.

Eine warme Spätherbstsonne ist über der Welt aufgegangen. Sie hat den Schnee gänzlich weggeschmolzen, daß die Erde wieder braun ist und die herbstlichen Matten grün sind und scheint lächelnd sagen zu wollen: „Es war nicht so ernst gemeint — ich bin schon noch da!“ Aber vergebens strahlt sie zu den kleinen Fenstern der toten Mühl' herein, dort antwortet ihr kein Lächeln. Das Mädchengesicht, das sonst ihren Schein rosig zurückstrahlte, ist über Nacht aschfahl und wie um zehn Jahre älter geworden, — die Lider der glänzenden Augen, in denen sie sich gespiegelt, sind heute müde gesenkt, und das lockige Haar, das sie mit rotbraunem Schimmer vergoldet, klebt feucht und dunkel um die bleiche Stirn. — Ein Zeisiglein, das ihr sonst entgegen gejubelt, rührt sich auch nicht. Es liegt tot in seinem Käfig — sie haben's gestern zu füttern vergessen, in all der Drangsal. Wiltraud hat's soeben entdeckt und die Thränen rinnen ihr über die Wangen. Sie nimmt's heraus, sie haucht's an und hält's in der warmen Hand, vergebens, es bleibt kalt und steif. „Arm's Vogele hab'n wir dich vergessen? lieber Gott, rech'n mir's nit an,

's war ja auch 'n anvertraut's klein's Leben und 'm Vater sei einzige Freud! Aber weil er's halt immer g'füttert hat, drum war man's auch nit g'wohnt, wie's Uhraufziehen, — und gestern —! Ach" — sie wischt sich mit der Hand über die Stirn, als wolle sie die furchtbare Erinnerung wegwischen. Sie drückt sanft ihre Lippen auf die Brust des Tierchens. „Verzeih mir's, verzeih, i hab's nit gern 'than!" schluchzt sie leise. Dann trägt sie das Vögelchen zu dem Toten hin und legt es ihm auf die Brust, zwischen die Blätter des Straußes, daß das Köpfchen herausschaut wie lebendig: „Da geh mit deim Herrle — hinüber!"

Die Uhr steht, der Vogel tot, jetzt ist's still im Haus. —

Aber nicht lang währt die Stille, — der müden Seele Wiltrauds ist noch kein Ausruhen gegönnt. Die Thür wird mit zitternder Hand aufgerissen und Sebald ruft herein: „Der Schreiner kommt mit dem Sarg."

Wiltraud wird, wenn's möglich ist, noch blasser als zuvor. Tiefe blaue Ringe legen sich um ihre Augen, das schöne Gesicht ist eingefallen und die Züge werden scharf und starr.

„Jetzt nimm dich z'samm," sagt Sebald leise, „jetzt kommt das Schwerste, das Abschied nehmen! Aber es muß ja sein!"

Keuchend und oftmals stockend, schiebt der Schreiner den Karren mit dem Sarg herauf und nebenher geht die Totenfrau zum Helfen beim „einmachen" des Leichnams. Aber da hat sie sich verrechnet, denn so wenig wie sie bei ihm wachen durfte, so wenig darf sie jetzt etwas thun.

„Meinen Vater rührt niemand an, als mein Bruder und ich," sagt das Mädchen mit solcher Bestimmtheit, daß da keine Widerrede ist. Der Sarg wird in den Hausgang gestellt und die Geschwister gehen hinein, die Leiche herauszutragen. „Komm Vater," sagt Wiltraud zärtlich, als gälte es einen Kranken in ein andres Bett zu heben und faßt ihn unter den Armen. Sebald nimmt die Füße und so tragen sie ihn behutsam heraus und legen ihn in „das andre Bett".

Da entdeckt das Leichenweib den Vogel: „Jesus Maria, was habt's denn da? A Zeiserl, a tot's! Des werd's doch nit mitbegraben wollen?"

„Ja freilich!" sagt Wiltraud.

„Ja, i bitt dich, das darfst doch nit, — a Tier in a christlichs Grab, — was fallt dir doch ein!"

„O mei!" ruft Wiltraud: „Da kommen andere Leut in a christlichs Grab, die nit so rein und so unschuldig sind wie das Vogerl! Warum soll denn das Tierl, das nix gethan hat, als g'sunge und me' armen Kranken sei jamervolls Leben erheitert, nit auch mit sei'm Herrn auf'm Gottsacker liegen?"

„Der Gottesacker ist nur für die Menschen, da g'hört kei Tier hin!" deklamiert das Leichenweib salbungsvoll.

„Ja natürlich, weil wir Menschen so viel besser sind!" höhnt Wiltraud mit der ganzen Bitterkeit ihres mißhandelten Herzens: „Dös unschuldig Vogerl soll 'n Kirchhof b'schandeln, aber die Menschen begrabt man mit'm großen G'läut und erster Klass', wann sie's zahlen, sie mög'n so schlecht sein wie sie woll'n!"

„Jesus, Jesus — am Totenschrein vom Vater —" jammert das Weib mit gerungenen Händen, „so lästern!"

„Ja Ihr könntet ein'n zum Lästern bringen," murmelt Wiltraud dumpf.

„Thun wir den Vogel 'raus, daß wir zunageln könne," meint der Schreiner und greift danach, um ein Ende zu machen.

„Nein der Vogel bleibt drin, der wird nicht an=g'rührt! Mei Vater hat das Tierl gern g'habt, es ist g'storben mit ihm und 's kommt mit ihm ins Grab! — Mach nur den Sarg zu, Schreiner!"

„Dann muß i's anzeigen!" droht das Weib, froh seine Bosheit dafür auslassen zu können, daß sie nicht die zwei Nächte wachen und beten gedurft.

„So zeigt's an, Gruberin, 's geht in ein'm hin!"

Jetzt hebt der Schreiner den Sargdeckel vom Karren und holt die Werkzeuge zum Zunageln hervor.

Da dringt der Schmerz in einem letzten erschütternden Schrei aus der gequälten Brust des Mädchens. Noch ein=mal wirft sie sich über den Sarg hin: „B'hüt dich Gott, Vater!" Dann wankt sie, stürzt — und das Leichenweib fängt sie auf. — Der Bruder liegt auf den Knien neben dem Sarg und der Schreiner nagelt jetzt zu.

Die Frau läßt Wiltraud auf eine Bank nieder und geht, etwas Stärkendes zu suchen. Aber mit leeren Händen kommt sie zurück: „Das sind arme Fretter," sagt sie leise unter der Hausthür zum Schreiner. „Nit amal 'n Schnaps hab'n s' im Haus und in der Kuchl ist kei Feuer, der Herd ist eiskalt, d' Gais ist auch noch nit g'molken — die hab'n heut noch gar kein Kaffee kocht. — Da kannst schaug'n, wie d' dei Geld kriegst. I bin nur froh, daß i nit bet't hab', sonst hätt' i's au für nix thuen dürf'n!"

„Da hast dei Geld für'n Sarg, — jetzt plag die Leut nit —" sagt eine Stimme und ein unbekannter Mann, das Gesicht von einem breitkrempigen Hut beschattet, drückt dem Schreiner eine entsprechende Summe in die Hand.

„Dank schön!" sagt dieser erstaunt. „Wer seid's denn Ihr?"

„Das braucht Euch nix z'kümmern — i bin nit von hier," erwidert der Fremde kurz. „Und was kriegst du?" fragt er das Leichenweib.

„O mei," sagt diese verlegen; „i hab' ja nix thuen dürfen, was bei christliche Leut' der Brauch ist — mit'm Guldenstückl bin i z'frieden, da will i Enk noch derfür bet'n!"

Der Fremde gibt ihr den Gulden. „Bet du für dich selber, daß dir unser Herrgott die Bosheit verzeiht! Und hörst, weg'n dem Vogel halt'st dei Goschen — oder's gibt amal 'n Strohwisch aufs Dach!" Und damit ist der Mann verschwunden.

„Jesus Maria," schreit das Weib. „A Haberer! Sind die wieder um d' Weg? No da können s' heut in der Kirchen was z'hören krieg'n! — Also mit die Haberer haben's die da drinn?" sagt sie nach einigem Besinnen leise zu dem vertrauten Schreiner. „Dös ist gut, daß man's weiß. Dös steck i aber der Pfarrersköchin — wann i a dös von dem Vogel verschweigen muß!"

„Ah der Baldl, der ein'zog'ne Bua, ist bei die Haberer? Ja, ja, stille Wasserln san tief!" sagt bedeutsam der Schreiner, steckt sein Geld ein, und fährt mit seinem Karren davon.

Die Gruberin aber bleibt noch da. Sie muß doch

sehen, was aus der Traudl geworden ist und sich wieder ein bißl wohl dran bei ihr machen, denn wer mit den Haberern gut Freund ist, — der ist zu fürchten.

Wiltraud sitzt, von den Armen des Bruders umschlungen, auf der Bank neben dem Sarg. Ihr Haupt ruht kraftlos an Sebalds Schulter, ihr Atem geht kurz und bang. Sie ist völlig zusammengebrochen.

Die Gruberin zeigt jetzt, was für ein christliches Weib sie ist und nimmt sich um sie an. „Ja, du arm's Leut, du bist ja ganz vom Verstand, hast noch nit amal 'n Kaffee trunken?“ Und als Wiltraud mechanisch mit dem Kopf schüttelt, jammert sie voll Mitgefühl: „Ja, was ist dös! Wie kann ma denn dös alles aushalten, wenn ma nix im Leib hat?“

Wiltraud deutet mit einem bittenden Blick auf den Bruder.

„Ja, ja, i versteh schon, i mach Enk jetzt 'n guet'n Kaffee. Wo hast ihn denn, — in der Tischschubladen? Brot hast kein's im Haus und g'wiß a kein Zucker?“

Traudl verneint. „I hab's ganz vergessen!“

„O mei Gott! Ja no, — dann müßt's ihn halt bitter trinken.“

„Traudl,“ sagt Baldl, als die Gruberin in der Küche ist, „i spring noch g'schwind ins Dorf 'nunter und hol' dir was z'essen.“

„Das geht nit, wir haben kein' Kreuzer mehr im Haus —“ flüstert Wiltraud ihm zu. Er aber flüstert ebenso leise: „Dös thuet nix, i hab' a Geld!“

„Um Gotteswillen! — Woher?“

„A Fremder, a ganz a fremder Mann hat mir's grad, eh' der Schreiner kommen ist, in d' Hand druckt und g'sagt: ‚Fürs Nötigste!' und vor i ihm danken könnt hab', war er weg."

„Wer kann denn dös g'wesen sein?" sagt Wiltraud mißtrauisch: „Baldl — i hoff nit, daß du mit die Haberer im Einverständnis bist? Sag mir's ehrlich!"

„Ich? Nein g'wiß nit, — aber der Lenz —"

„Sei still!" sagt Wiltraud erschrocken. Die Gruberin kommt mit dem Kaffee und für die brennenden Lippen der beiden Verschmachteten ist der bittere Trank doch ein Labsal.

„So, jetzt könnt's es wenigstens aushalten!" sagt das Weib und schlürft den Rest, den Wiltraud ihr aufnötigt. „Kannst jetzt wieder stehen? probir's amal! Grad fange sie's Läuten an und da kommen auch scho Weiber und Männer 'n Berg 'rauf."

Sie hilft Wiltraud sich aufrichten. „Es geht, — es muß gehen," sagt diese schwach und hält sich standhaft aufrecht.

„Jesus 's Weihwasser — bring's Weihwasser!" erinnert die Gruberin, die sich berufen fühlt, bei solchen Gelegenheiten den Herrn Pfarrer zu vertreten.

Sebald holt alles herbei. Wiltraud kann kaum den Fuß rühren. Von Sebald unterstützt, schleppt sie sich den Leuten entgegen.

„Mir scheint, die kriegst auch bald," wispert eine der Frauen dem Leichenweib ins Ohr. — Diese nickt ihr bedeutsam zu.

„Sie tragt's gar zu schwer!" meint eine andre.

„O mei, dös sind Leut', die hab'n kei Religion, die schicken sich halt nit drein!" zischelt die Gruberin.

„Jesus, wie schaut die aus," sagt eine dritte, nachdem sie's Weihwasser gegeben hat. „Gar a so arg muß mer doch a nit thuen, — mei, der ist gut aufg'hebt."

„Ja, ja, dös ist g'wiß," bestätigt der Chor der Weiber.

Jetzt fahren sie alle auseinander — „der Herr Pfarrer kimmt."

Mit so eiligen Schritten, als es die Würde seines Amtes nur irgend erlaubt, kommt der geistliche Herr im Geleite zweier Ministranten daher. Er muß es heute schnell machen, denn er hat wichtigere Dinge vor. Ist es doch heute ein großer, ein seltener Tag, der ganz besonders gefeiert werden muß, — der Tag, wo endlich einmal wieder eine kirchliche Manifestation stattfindet. Der Hirtenbrief ist eingetroffen! Jedermann weiß, was das heißt. Was ist so eine arme, kleine Leiche für einen Mann, der sich in diesem Augenblick als den Vertreter der höchsten Kirchengewalt empfindet? Solche niedere Dienste thut man eben in vorschriftsgemäßer, christlicher Demut, aber der Geist weilt bei Wichtigerem. — Die Gruberin hätte das von dem Vogel nicht einmal anbringen können, wenn sie auch gewollt hätte, so zerstreut und unnahbar ist der Herr Pfarrer heut. — Rasch wird der Sarg eingesegnet, und eben so rasch, ohne Wiltraud und ihren Bruder eines Blickes zu würdigen, geht es nun dem Sarg voran, den Berg hinunter. Die Träger müssen sich schleunen, daß sie mit ihrer Last nachkommen. „Zum Glück ist das arme Manndle nit schwer, 's war scho schier nix mehr an ihm, als Haut und Beiner!" sagen die Leute. Aber

Wiltraud kann so schnell nicht folgen, ihre Knie zittern und sie strebt, von ihrem Bruder geführt, vergebens vorwärts, so daß eine weite Lücke zwischen ihr und dem Zug entsteht. — Auch Gemming geht mit den Leidtragenden, wie er's gestern versprochen hat, zwar in einem geliehenen schwarzen Anzug, aber mit dem Anstand und der Ritterlichkeit früherer besserer Verhältnisse. — Dann folgen die Männer, der Lehrer mit den Schulbuben und zuletzt die Weiber, alle betend, wie sich's gehört.

Endlich gelangt man auf den Kirchhof. Der Herr Pfarrer und die Träger mit dem Sarg sind schon lang da, und der Herr Pfarrer richtet einen strengen Blick auf Wiltraud, die das ganze Trauergeleit aufhält.

„Sagt mir nur," brummt Gemming leise, „was ist denn das heut für a G'läut, wie mit der Armensünderglock?"

„'s ist halt ein Begräbnis dritter Klass' —" erklärt Sebald, „da läut't man nicht mit der großen Glock, sonst wär' ja kein Unterschied zwischen die Armen und Reichen!"

„So?" murmelt Gemming mit zusammengebissenen Zähnen, „für den braven Mann — nix als das Zügenglöckl? No wartet, Euch will ich helfen!" Und mit drei Schritten ist er im Glockenturm und befiehlt den Buben, den großen Strang zu ziehen. Diese schauen ihn erschrocken an. „Dös dürf'n wir nit!"

„Dös woll'n wir sehen, ob ihr das nit dürft, ös Lakel! Da an dem Strang wird g'litten und wann der Herr Pfarrer fragt, na sagt nur: Ich hätt's gethan, der Gemming! Marsch vorwärts!" Dann eilt er wieder zu-

rück und als Wiltraud ans Grab tritt, läutet schön und feierlich die große Glocke. — Der Geistliche sieht erstaunt den Mesner an — dieser schüttelt den Kopf, als könne er es nicht erklären. Es ist eben ein Irrtum von den Buben und im Augenblick nichts zu machen. Man kann nicht das ganze Begräbnis aufhalten, daß die Sache noch mehr verzögert wird, als sie es schon ohnehin durch die Langsamkeit der Tochter ist. — Unter den üblichen Formeln wird nun der Tote ohne weiteres ins Grab gesenkt. Der Geistliche verliest die Personalien und betet das Vaterunser. Etwas Weihrauch wird gespendet. Der Lehrer singt mit den Schulkindern das Benediktus. Die Erde rollt auf den Sarg und — „die Leich ist vorbei!“

Wiltraud steht noch immer wie erstarrt und wartet auf die Leichenrede. Aber schon hat der Geistliche dem Grab den Rücken gewendet und zugleich bricht auch das Geläut ab, so jäh, als wäre der Strang plötzlich angehalten worden.

„Um Gotteswillen, hat denn der Herr Pfarrer die Leichenred' vergessen?“

„Ja, meinst denn, der Herr Pfarrer halt' euch noch a Leichenred'? Dei Vater hat ja nit amal mehr beicht't. Kaum, daß er ihm die letzte Oelung noch hat geben könne. Ihr habt's ja wieder g'wartet bis auf'n letzten Augenblick, eh' ihr ihn g'holt habt. Accurat wie's dei Vater beim Tod von deiner Mutter g'macht hat. Die ist auch g'storben ohne Versehen, dös liegt scheint's so bei euch in der Familie! Und da derfür soll euch der Herr Pfarrer wahrscheinlich noch a Lobred halten?“

Wiltraud blickt stumm auf die Sprecherin. Es ist

eine alte Frau mit stechenden Augen. Eine jener Zionswächterinnen, welche die Dornen an den Rosen der göttlichen Liebe bilden. Wiltraud läßt alles ohne Erwiderung über sich ergehen.

Da umschlingen sie sanft zwei Arme und ein süßes Mädchengesicht lehnt sich an das ihre. Es ist die Liesey vom Kraspler, eine Freundin aus der Sonntagsschule. „Nimm dir's nit zu Herzen, arme Traudl, — die Schleichert ist ein böses Weib, die kennt man schon!"

Wiltraud ist es als ob ein Engel zu ihr spräche, sie drückt ihr dankbar die Hand.

„Jesus, da ist der wieder!" ruft plötzlich hinter Wiltraud die Gruberin und zeigt zitternd vor Aufregung nach dem Grab.

Ist es ein Zauber — grad in diesem Augenblick? Der rauhe Erdhügel ist mit grünem Tannenreis überdeckt und in der Mitte ein voller Kranz von gelben Haferähren. Bei diesem steckt ein Stäblein mit einem Zettel, nach Habererart, auf dem in großen Lettern geschrieben steht:

„Schlaf du nur in guter Ruh' —
Dem Tage der Vergeltung zu!"

Der Mann ist aber, bis Wiltraud sich recht besinnt, verschwunden.

„Da schau — was dir deine Freund für a schöne Grabschrift g'macht haben. Da brauchst jetzt, denkerst, kei Kreuz mehr, dös kannst dir sparen," sagt die Gruberin mit überströmender Bosheit.

„I hab' keine Freund', die mit Haberkränz' umgehen.

Wann's aber auch Haberer sind, na sind's wenigstens Leut', die 's Andenken vom a armen braven Mann in Ehren halten und seine Kinder nit schinden!"

Die Gruberin muß ihr die Antwort schuldig bleiben, denn jetzt darf sich die große Glocke mit Recht hören lassen. Es läutet ins Amt. Liesey sprengt noch Weihwasser auf das Grab und beide Mädchen beten ein letztes Vaterunser. Dann nimmt Liesey Wiltraud an der Hand und zieht sie sanft mit fort, der Kirche zu.

Die Gruberin läuft voraus — sie will um keinen Preis mit „so einer" zusammen in die Kirche kommen. — Beim Weihbrunnen trifft sie die Pfarrersköchin: „O Fräulein Luis'," raunt sie ihr zu, „ich hab'n Sack voll Neuigkeiten."

„Ja, Frau Gruber, kommen s' nur heut nachmittag und erzählen s' mir alles."

Sie treten ins Gotteshaus. Die Gruberin überläuft ein Schauder, als habe sie den Gottseibeiuns gesehen; der Fremde steht ganz hinten unter dem Chor und schaut sie mit, wie es ihr vorkommt, funkelnden Augen an.

„Jesus!" denkt sie bei sich. „Das wird a Wohlthat sein, wann dena 's Handwerk g'legt wird!"

Aber auch Wiltraud bemerkt einige Minuten später das fremde Gesicht.

Es ist heute ein Zudrang zur Kirche, wie seit Menschengedenken nicht. Von nah und fern kommen die Leute zu Fuß und zu Wagen und beim Hochbräu reicht der Gaststall nicht mehr aus, so viel fremde Fuhrwerke sind da. Im ganzen Bezirk ist's herum, daß heute dem Habererunwesen ein End' g'macht wird, und der Triumph

aller, die Ursache haben, das Habergericht zu fürchten, die schon von ihm betroffen oder bedroht sind, ist ungemessen. — Heute hat der Hochbräu einen großen Tag, eine Einkehr, wie noch keine erlebt war, und lauter fidele Leut', — denn, Schadenfreud' ist doch die schönste Freud'!

Aber auch an finstern Mienen und unheimlichen Gestalten mit drohender Haltung fehlt es nicht. Diese gehen nicht ins Bräuhaus, sondern stehen rottenweis an den Straßenecken zusammen und blicken in trotzigem Schweigen vor sich hin.

„Dös san ei' — dös san ei'!" zischeln die Leute im Vorbeigehen spöttisch.

„Lacht nur nit z' fruah, wir sind noch nit so weit!" murmeln ihnen die andern zwischen den Zähnen nach.

So drängt sich Freund und Feind beim ersten Glockenruf zu dichten Haufen in die Kirche herein. Alle Bänke sind überfüllt, — auf dem Steinboden knien die Leute Knie an Knie. Die Treppen, die zum Chor führen, sind gesteckt voll bis oben hinauf. Der Mesner und ein paar Kirchenvorsteher sollen die Stiegen säubern, weil es gefährlich ist, wenn zuviel Menschen drauf sind. Aber die Fremden thun grad, als verständen sie kein Deutsch, und wie die Herren es versuchen, sie anzufassen und mit Gewalt herunterzuziehen, stecken sie die Hände in die Hosentaschen und thun gar nichts als — feststehen!

„Dös ist eine g'fährliche G'sellschaft bei'nander," sagt der Mesner. „Da ist nit gut anbinden!"

„Laßt man's heut noch gehen — nacher ist's doch vorbei mit ihrer Macht!" trösten sich die Herren und ziehen sich zurück.

Und immer neue drängen herein, es ist trotz der Jahreszeit eine Schwüle zum Ersticken, und schwül ist die ganze Stimmung. — Sogar den Schadenfrohen vergeht vor lauter Jast und Enge das Lachen.

Die Musik ist heute extra schön. Das Kyrie und Gloria sind vorüber, aber niemand hört drauf. — Die Kirchthüren mußten offen bleiben, weil man die Menge, die sich darunter staute, weder herein noch heraus schieben konnte.

Jetzt endlich ist der Moment gekommen, wo der Geistliche auf die Kanzel steigt. — Wie eine heiße Wolke umfangen ihn da oben die aufsteigenden Dünste der eingekeilten Massen. Auch ihm glüht der Kopf, und die Aufregung zwingt ihn doch, ein paar Sekunden Atem zu schöpfen. Seit tausend Jahren ist er der erste, der an dieser Stelle das Veto der höchsten Gewalt gegen Gewalten einlegen soll, die so lang mit dem Schein eines alten Rechts ihren Terrorismus geübt, durch nichts eingeschränkt als den angeborenen braven und rechtlichen Sinn des bayrischen Volks. — Was daraus wird, wenn an Stelle dieser freiwilligen Beschränkung, die sich ja bei den Leuten nicht absprechen läßt, plötzlich eine Beschränkung von außen tritt? Ob unter der aufgedrungenen äußeren Disziplin nicht die bisher geübte Selbstdisziplin verloren geht? Es ist einmal ein Kampf, der heraufbeschworen wird, und niemand kann sagen, ob die Gewalten unterdrückt oder erst recht entfesselt werden. Der Pfarrer ist sich der Verantwortung eines solchen Schrittes voll bewußt, aber diese Verantwortung trifft ja nicht ihn — sondern seine Obern.

Er ist der Diener, der nur zu gehorchen hat, — und so kann er sich ungetrübt dem Gefühl von Ueberlegenheit hingeben, welches die Macht ohne Selbstverantwortung dem Diener verleiht. — Er kniet nieder und verrichtet das Gebet. Dann tritt er an den Rand der Kanzel vor. Da steht er eine Weile still — den Bogen der Erwartung zum Zerreißen spannend. Aller Augen sind der Kanzel zugewendet. Er aber steht unbeweglich und schaut unverrückt nach einer Stelle hin. Es sind die fremden Gestalten, die sich so gewaltthätig auf der Treppe zum Chor postiert. — Diese fixiert er mit einem langen scharfen Blick, und sie erwidern diesen Blick mit der ganzen zähen Hartnäckigkeit ihres Volksschlags: „Wer's am längsten aushält!" — Der Pfarrer kann's nicht so lang aushalten, denn er muß den Hirtenbrief verlesen. Der Kampf beginnt.

Wie ein Feldmarschall nach dem ersten abgeschlagenen Angriff das Gros seiner Streitkräfte entfaltet — so entfaltet nun der Streiter da oben das Blatt, welches die schwerste Waffe in den Händen der Kirche, den Bannspruch, enthält. — Man hört das Rauschen und Knistern des Papiers von den Wölbungen wiederhallen wie den Flügelschlag eines Verhängnisses. Vor tausend Jahren würde die Gemeinde wie zerschmettert auf ihr Antlitz niedergesunken sein vor diesem Flügelschlag — aber heute? Die einen Schadenfreude, die andern Trotz im Herzen — das ist das Publikum, was heute zuhört, — der Brief kommt um tausend Jahre zu spät!

Mit dem Strafen ist nichts mehr gethan, Liebe nur wäre die Waffe, mit der die Diener einer Kirche, die sich „Mutter" nennt, siegen würden. — Die Liebe aber fehlt,

und die verbitterten Gemüter, die einem guten Wort zugänglich wären, verschließen sich mit einer Art von Stumpfheit den Manifestationen einer Macht, mit der sie schon lang im passiven Kampf zu leben gewohnt sind.

„Wer bist du, der du einen fremden Knecht richtest? Er steht und fällt seinem Herrn!“ beginnt der Pfarrer mit der Miene des allein berufenen Richters. „An diese Worte des Evangeliums anknüpfend, hat sich unser hochwürdigster Oberhirt, der Herr Erzbischof Gregorius schon vor drei Jahren des Näheren in einem Hirtenbriefe ausgesprochen, der damals nur eine liebevolle Verwarnung enthielt — und leider erfolglos blieb. — In jenem, wie uns scheint, längst vergessenen Schreiben hieß es weiter: ‚Unmöglich kann ein Aergernis durch ein andres Aergernis aufgehoben, eine Sünde durch eine andre wieder gut gemacht werden. Das aber wollen diejenigen thun, welche an dem Frevel des sogenannten Haberfeldtreibens sich beteiligen. Rücksichtslos und unbekümmert um die Folgen stören sie die nächtliche Ruhe ihrer Umgebung. Durch wildes Toben und Lärmen verletzen sie das Rechts- und Sittlichkeitsgefühl von Alt und Jung, ärgern und verführen die Unschuld durch Ablesen unflätiger Lieder und Sprüche und bringen Menschen in die schreckliche Gefahr, sogar ein Meineidiger oder auch ein Mörder zu werden, um sich dadurch der verdienten Strafe zu entziehen.‘ Die Erfahrung bestätigt dies in traurigster Weise, das ruchlose Treiben besteht fort, und so folgt denn der fruchtlosen Vermahnung von vor drei Jahren das heutige Schreiben, welches ich hiemit zu eurer Kenntnis zu bringen den hohen Auftrag habe.“ — Er liest:

„Wir Gregorius,
durch Gottes Barmherzigkeit und des heiligen apostolischen Stuhles Gnade Erzbischof von München-Freising rc. rc. entbieten" — folgen die üblichen Präliminarien.

„Zu Unserm tiefsten Schmerze mußten Wir es erleben, daß Unser oft und eindringlich gegen den argen, öffentlichen Frevel des Haberfeldtreibens erhobenes, oberhirtliches Wort von einem, wenn auch nur kleinen, Teile der Bevölkerung Unsrer Erzdiöcese hartnäckig überhört oder geradezu verachtet wird.

„Wir sehen Uns darum genötigt, Unsern Mund neuerdings zu lauter Klage über ein Verbrechen zu öffnen, das, indem es nicht nur Zucht und Ehrbarkeit verletzt und Eigentum und Leben bedroht, sondern auch im hartnäckigen Trotze gegen die von Gott gesetzte Obrigkeit sich auflehnt und insbesondere den fortwährend erneuerten Mahnungen und Bitten des Oberhirten beharrlichen Ungehorsam öffentlich entgegensetzt, die Grundpfeiler der christlichen Gesellschaft anzugreifen sich erdreistet.

„Wir beklagen es namentlich aufs tiefste, daß christliche Eltern ihre kaum dem Knabenalter entwachsenen Söhne von einem Unfuge so schmählicher und verderblicher Art zurückzuhalten entweder nicht die Kraft oder gar nicht einmal den Willen mehr haben.

„Nachdem Wir nun aber durch Unsre Hirtenworte vom 8. November 1863, durch unsre Ordinariatserlasse vom 25. November 1864 und 16. Februar 1866 in Ermahnungen und Warnungen Uns erschöpft, und in dem letztgenannten Ausschreiben auch bereits den größeren Kirchenbann allen Anstiftern und Teilnehmern genannten Frevels

angedroht haben, so dürfen wir nicht länger mehr säumen, von der Uns von Gott verliehenen, geistlichen Strafgewalt den notgedrungenen Gebrauch zu machen.

„Im Namen des dreieinigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und Kraft der Uns von Gott gegebenen Gewalt in Unsrer Erzdiöcese zu binden und zu lösen, verhängen Wir darum hiemit für die Zukunft über alle Anstifter und Teilnehmer des sogenannten Haberfeldtreibens die größere Exkommunikation oder den größeren Kirchenbann!"

Wie ein leises Murren geht es durch den Raum.

„Diese kirchliche Strafe soll alle jene treffen, welche den bezeichneten Frevel durch Wort oder That einleiten, zu den Vorbereitungen durch irgend eine That mithelfen, bei der Ausführung sich irgendwie beteiligen; sie tritt mit der sündhaften That selbst in Kraft und dies auch dann, wenn das frevelhafte Unternehmen bloß versucht, seine Durchführung aber teilweise oder ganz verhindert wurde.

„Der größere Kirchenbann beraubt aber alle von ihm Getroffenen des Anrechts auf den Gebrauch der heiligen Sakramente.

„Wer denselben durch eine offenkundig gewordene That bewirkt hat, darf, wenn er nicht vor seinem Tode noch wenigstens deutliche Zeichen der Reue gegeben hat, weder nach kirchlichem Gebrauche beerdigt, noch durch einen Seelengottesdienst getröstet werden.

„Von dieser größeren Exkommunikation kann endlich kein Priester Unsrer Erzdiöcese, den Fall der Todesgefahr allein ausgenommen, ohne Unsre besonders zu erbittende Vollmacht lossprechen.

„Möge der barmherzige Gott Uns wenigstens den Trost verleihen, daß, nachdem Unsre väterlichen Mahnungen und Warnungen bisher den gewünschten, allseitigen Erfolg nicht fanden, doch diese Unsre gerechte Strafbestimmung und die, den hartnäckigen Frevlern bevorstehenden, göttlichen Strafgerichte die so lange schon ersehnte, heilsame Wirkung thun möchten.

„Gegenwärtiges ist in allen Kirchen der Erzdiöcese bei Gelegenheit des nächsten sonntäglichen Gottesdienstes zu verkündigen.

„Gegeben zu München am 30. Oktober 1866.

† Gregorius,

Erzbischof von München-Freising."

Der Pfarrer schweigt einige Augenblicke. Das Herz schlägt ihm, seine Hände zittern, als müßte der Bann auch den treffen, der ihn verlas — denn es ist ihm zu Mut, als habe er eben selbst Haberfeld getrieben, ein großes, furchtbares, zwar in einer heiligen Sache, aber doch ein Treiben!

Totenstille herrscht in der Kirche, selbst die Schadenfrohen empfinden einen Schauder, wie ihn auch der Brandstifter fühlen mag, wenn er das Haus in Flammen sieht, das er angezündet. — In dumpfem Brüten stehen die verdächtigen Fremden, — dann aber wie ein Mann und als hätten sie sich stumm untereinander verständigt, brechen sie jäh auf und gehen, ohne die Wandlung abzuwarten. Ein bedenkliches Gedräng entsteht, — man will ihnen nicht Platz machen. Aber so mächtig ist der Anprall der muskelzähen Gestalten, daß kein Widerstand möglich ist und unter Schimpfen und Jammern lassen die Leute die finstere Schar,

einen hinter dem andern, durch. Mit festen, laut schallenden Tritten schreiten sie hinaus, nehmen auch kein Weihwasser mehr und kümmern sich nichts darum, daß der ganze geräuschvolle Aufstand hinter ihnen großes Aergernis erregt. Wer aber in den verschlossenen Mienen lesen könnte, wo sie vorüber kommen, der würde entsetzt zurückweichen, vor dem, was da geschrieben steht. Es ist eine Geschichte von Schmerz und Scham, von innerem Aufruhr und Erbitterung, wie sie seit den Zeiten der Acht- und Banngerichte nicht erlebt wurde, und statt des Weihwassers, das die Zornigen verschmähen, perlt mancher Tropfen an den gesenkten Wimpern. Thränen, die wir weinen um etwas, das uns heilig gegolten und das uns zu Schimpf und Schande ausgelegt wird, sind wohl die bittersten von allen, deren sich auch der stärkste Mann nicht zu schämen hat.

Wie vom Sturm gejagt, ohne ein Wort zu reden, ohne Aufenthalt eilt die Schar weiter. Ueber den Friedhof hin, zum Dorf hinaus. Hinter ihnen läutet's die Wandlung, und es ist, als riefe der altvertraute Klang ihnen nach: „Kinder, kommt zurück, der Vater ist jetzt da — dem könnt ihr's klagen, wenn euch Unrecht geschah!"

Sie schütteln die Köpfe. Dahinein —? Nie mehr. Sie würden doch nicht zu ihrem Recht gelangen. Es gibt kein Recht mehr für sie. Die feindliche Gestalt ihres Anklägers steht zwischen ihnen und dem Vater, — sie geben es auf, ihn zu suchen.

„Nur weiter!"

Und weiter geht's durchs Dorf im Eilmarsch.

„Die rennen," höhnen ein paar alte Leute, welche das Haus hüten müssen: „Grad als hätten s' g'stohlen!"

Nein, nicht aus Furcht laufen sie so, sondern weil sie's nicht mehr ertragen, weil der Sturm in ihrem Innern sie treibt, sich auszusprechen, auszutoben — und auszuweinen.

Sie waren ja alle auf den Bann gefaßt, — aber sie waren es nicht auf die Ausdrücke, in denen er gesprochen wurde. Mit einem Schlag sind sie nun entehrt. Zu Mördern und Meineidigen gestempelt. Das ist nicht mehr abzuschütteln, nicht mehr gut zu machen — das ist moralischer Tod.

Zwei Stunden vom Dorf, an der alten Straße, liegt ein elender, in Abnahme gekommener Ausschank, „zur Wasserscheid" genannt, wo die Haberer ihre Zusammenkünfte haben, wo sie auch am vergangenen Freitag waren. Denn seit eine neue Straße gebaut wurde, ist hier gar keine Einkehr mehr, als dann und wann ein verirrter Handwerksbursch oder ein Botenweib, das aus Eigensinn „halt immer noch den alten Weg" geht. Der Besitzer wäre zu Grund gerichtet gewesen, hätten sich nicht die Haberer seiner angenommen und ihn zu ihrem Wirt gemacht. — Denn dort oben auf der Wasserscheid, wo Wind und Wetter ungefesselt ihr Wesen treiben, wo die Steig, besonders im Winter, fast unpassierbar ist, da ist der richtige Sammelplatz für die Haberer. Dorthin lenken sie nun ihre Schritte, dort ist auch Lenz verborgen und erwartet sie. Als sie endlich die armselige Dachkammer ihres Schlupfwinkels erreicht, fallen sie sich zuerst wortlos in die Arme, wie es Menschen thun, die ein gemeinsames, großes Unglück betroffen hat. Dann aber bricht der Groll los.

„Nein," knirscht der Habermeister: „I wollt' noch

nix sagen, wann s' uns in Bann thuen thäten — aber ein'n Menschen so herschimpfen das ist z' arg! Ein'n so hinstellen, als die reinen Verbrecher, — nein, was z'viel ist, — ist z'viel!"

„Mir soll'n nit richten, aber richten lassen, das soll'n mir uns!"

„Mir sollen zu allem still sei, wie die stummen Hund —!"

„Wann hab'n mir 'n Mord begangen — wann 'n Meineid g'schworen, wann? Weil wir unsern Haberereid nit brechen, desweg'n san mir meineidig?! Und wann man in der Notwehr im Dunkeln wider Willen ein'n trifft, so ist das noch kei Mord. Da thäten sich d' Jäger und Gendarmen bedanken, wenn man s' gleich Mörder heißen thät, weil s' amal aus Versehen ein'n derschießen, der sich widersetzt! Wir verwarnen ja auch und unsre Vorposten rufen jeden dreimal an, eh s' anlegen. Wenn man uns in Ruh laßt, thun wir niemand was. — Daß wir 'n schlechten Kerl d' Wahrheit sag'n, das ist freilich a Verbrechen in dera verlogne Welt. — Der Herr Pfarrer kann scho guet Freund sei mit dem Hochbräu, der spielt sei Tarock Jahr aus und Jahr ein mit ihm und trinkt sei guat's Münchner Bier. Aber wir müssen 'm Bissinger sei Gallenbrüh saufen bis wir hin san und wann wir uns wehren, samer schamlose Ehrabschneider und Sakrilegier."

„Nein, — was z'viel ist, — ist z'viel!" wiederholt die Schar, bebend vor Wut.

Ein andrer Trupp kommt jetzt nach, der aus Vorsicht bis zum Schluß des Gottesdienstes ausgehalten,

weil Ortsangehörige dabei waren, die den Schein meiden mußten, als gehörten sie zu den Haberern. Waren sie aber in der Kirche besonnener als die Fremden, so sind sie jetzt um so schlimmer. — Mit geballten Fäusten stürmen sie herein und wie im Fieber glühen die Gesichter.

„Jetzt wissen wir's, wer uns die G'schicht einbrockt hat," rufen sie den andern entgegen und schieben einen uralten Haberer vor sich her: „Da, der alt' Andechs bringt uns die Neuigkeit, — wem hab'n wir's zu verdanken? Niemand anders als dem Pfarrer! Der hat uns ang'schwärzt beim Ordinariat — er hat die Eingab' g'macht und kei Ruh' geben, bis sie droben den Bann losg'lassen hab'n! Andechs red' du!"

„Ja, mei Frau weiß es von der Pfarrersköchin, daß der Herr Pfarrer ganz allein Schuld dran ist. 's sei nimmer zum Aushalten, hat er g'schrieben, sagt mei Alte; d'Köchin hab' sich noch groß damit g'macht!"

„Nieder mit dem Pfarrer, schlagt 'n nieder! Wann wir doch Mörder sind, na woll'n mir wenigstens wissen warum!"

In diesem Augenblick läutet's von fern „auf Mittag". Wie eine verklungene Sage tönt es durch das Geschrei und Gewühl der Rasenden.

Der Habermeister macht das Kreuz: „Kommt, laßt uns z' erst beten, daß unser Herrgott sieht, daß wir nit ihm feind sind."

„Hast den Kranz auf'm Allmeyer sei Grab g'legt?" unterbricht ihn Lenz.

„Ja — und 's Geld, alles hab' i anbracht. Aber

jetzt laßt uns beten, wir können's brauchen — denn das gibt a böse Nacht!"

Tiefe Stille tritt ein. — Die alte, fromme Zucht siegt. Die Männer nehmen die Hüte ab und falten die Hände. Der Habermeister betet laut vor und die vor Erregung heiseren Stimmen sprechen murmelnd das gewohnte Mittagsgebet nach. Aber all ihre Beschwerden und Klagen legen sie in den hundertmal gesprochenen Text, daß er wieder Seele und Leben gewinnt. Es ist ein heißes, brünstiges Flehen, zu dem, welchem sie in der Kirche trotzig den Rücken gekehrt. Hier steht ja niemand mehr zwischen ihm und ihnen.

Da — ein seltsamer Schrei vom Wald her, wie von einer Weihe. Alles lauscht mit gespanntem Atem. Noch einmal! — Eine wilde Bewegung entsteht, das ist der Kammerloher, — der Vorposten! Gefahr!

„Schnell hinunter, Wirt!" Der fliegt mehr, als er klettert, hinunter. In einem Nu wird die Leiter heraufgezogen, die Fallthür zugeklappt, verriegelt und vier der schwersten Männer legen sich darauf, so daß die Last von unten nicht mit der größten Gewalt gehoben werden könnte.

„Nur still und nit rühren, daß die Dielen nit krachen. Gleichmäßig atemholen, bis i d' Hand aufheb' — dann den Atem anhalten," kommandiert im leisesten Flüsterton der Habermeister. — Totenstill wird's, man könnte eine Maus rascheln hören. — Jetzt, Schritte auf der Schwelle zum Hausgang, jemand stampft den Schmutz von den Stiefeln: „Das ist ein Schandweg da herauf auf die Wasserscheid!" wettert die wohlbekannte Stimme des Kommandanten. „Nimmt mich nur Wunder, daß da

überhaupt noch ein Mensch 'raufkommt in die Wirtschaft! Geht denn da noch a G'schäft he?"

„O ja, ja Herr Kommadant — g'nug Leut'! Handwerksburschen, Viehtreiber, Botenweiber, Holzer und b'sonders Touristen, die's da heroben auf der alten Straß' romantischer finden," sagt der Wirt schmunzelnd.

„Also könnt's doch b'stehen, he?"

„Ah, dös will i meine! Guat, guat sogar —!"

Der Gendarm tritt in die untere Wohnstube und läßt sich nieder: „Da schaut's aber elend leer aus und kalt ist's auch!" er reibt sich unbehaglich die Hände: „'n Schnaps!"

Der Wirt bringt das Befohlene und ein verstäubtes Glas dazu.

„Da hat aber auch schon lange niemand mehr drauß 'trunken," bemerkt der gefährliche Gast und putzt es mit dem Sacktuch aus.

Der Wirt zuckt die Achseln: „Ja mei' um die Jahreszeit geht's freili nit so streng wie im Sommer!"

„Nix z' essen werd 's auch nit hab'n?"

Der Wirt zieht die Achseln noch höher hinauf, so daß der spitze Kopf dazwischen steckt, wie in einem spanischen Kragen: „Du lieber Gott, Herr Kommadant, i bin grad erst heimkomme, — wenn i nur 'n Ahnung g'habt hätt'! I bin halter a in d' Kirch ganga und hab' hören wollen, wie's d' Haberer kriegen. Mei', — da freut sich a jeder! Ma muaß ja alleweil in der Angst leben, daß ei'm die Keiben nit a 'n Strohwisch aufs Dach setzen — oder ein'n alser ausg'stopfter an sein'n eigne Brunna henken, — wie sie's 'm Metzger

von Reigersbeuren g'macht haben, mit seine eigne G'wandle und 'n Kalbskopf als G'sicht! Jesas, Jesas — wann ei'm so was passieret, wär' ei'm's ganz' G'schäft ruiniert!"

„Freilich, Freilich!" sagt der Kommandant ernsthaft. Er steht auf: „Ja, das seh' ich schon, bei Euch ist nit viel zu holen." Er nimmt sein Gewehr wieder über die Schulter, zahlt und thut, als wolle er gehen: „Ja, was ich fragen wollt' — — der Lenz, der Sohn vom Hochbräu, — der ist wohl nie da durchkommen?"

„Der Lenz? Naa, hab' ihn nit g'sehen!"

„Hm! Könnt's Euch gar nit erinnern —?"

„G'wiß nit, Herr Kommadant, warum sollt' i's denn nit sagen! — Ist denn was mit 'm?"

„Er hat sich schon seit drei Tagen aus dem elterlichen Haus entfernt und wird recherchiert."

Das Gesicht des Wirts verdummt immer mehr: „Was S' nit sag'n? Ja dös war alleweil so 'n Ueberspannter! Aber bei mir war er nit, — naa!"

Der Gendarm ist heute sehr zäh: „Vielleicht hat er sich im Haus versteckt, ohne daß Ihr's wißt?"

„Ah, bei Leib nit! I kenn' doch jeden Winkel in mei'm Haus!"

„Ja, aber Ihr wart in der Kirch' — während der Zeit könnt' er sich leicht wo eing'schlichen haben."

„Jesas, Sie machen ei'm ja ganz Angst — i bitt' Ihna, gehen S' doch nit fort und lass'n S' mi nit allein!"

„Hab's auch gar nicht vor," sagt der Gendarm trocken. „Jetzt woll'n wir amal 's Haus visitieren, nehmt's nit übel, 's ist kein Mißtrauen — nur Pflicht!"

„Ja bitt' schön, — thun's nur ungeniert, wie S' mögen!"

Wieder wird's still, die Haberer droben hören die Tritte der beiden Männer in Küche, Kammer und Stall, bald näher, bald ferner. Lenz hat den Hut in die Stirn gedrückt und das Gesicht mit einem Tuch verbunden. Er atmet bang und lauscht regungslos. — Jetzt kommen sie aus dem Keller: „Aber viele Fässer Bier habt's da drunten," sagt der Gendarm.

„Alle leer! Herr Kommadant — noch vom Sommer her."

„Hm, sagt amal, wo geht's denn auf'n Estrich? Ist's das Loch da?" frägt plötzlich der Gendarm und deutet nach der Fallthür.

„O mei, da komm i's ganze Jahr nit 'nauf —, d' Stiegen ist schon lang weg'brochen."

„Ja, das ist Eure Sach', aber ich muß 'nauf!"

„Lieber Gott, i weiß gar nit, wo i d' Leiter hab', so lang bin i nimmer droben g'wesen —."

„So geht halt und sucht sie."

Es dauert lang, bis der Wirt zurückkommt. Er bringt eine Feuerleiter mit, die noch einmal so lang ist, als der Hausgang hoch.

„Die kann man ja nicht aufstellen — !" brummt der Kommandant.

„'s thut mir leid — aber i hab' kei andre!" entschuldigt sich der Wirt.

„Also schnell 'n Tisch her und 'n Stuhl drauf — das langt bei der niedern Decke!"

Rasch ist der Bau gemacht und geräuschvoll steigt der hochgewachsene Mann hinauf. Es langt gerade, er kann die Klappe erreichen. Aber sie geht nicht auf, er

mag drücken und schieben wie er will — sie gibt nicht nach. — „Ja, was ist denn das, die ist ja verrammelt?“

„Ah bei Leib nit, sie wird nur verquollen sein — und dann — ja so, jetzt fallt's mir erst ein — an alter Ofen steht droben und der ist vorig's Jahr z'sammg'fallen und liegt scheint's grad auf der Thür.“

Der Gendarm stemmt gewaltig die Schulter gegen die Fallthür, als müsse er die Welt aus ihren Angeln heben, aber der Stuhl kracht unter seinen Füßen und droht zu brechen unter dem starken Druck.

Der Kommandant muß es aufgeben. Er klopft mit dem Finger, ob das Holz hohl klingt. Nein — es muß also wirklich eine Last darauf liegen. Er gibt die weiteren Versuche auf und horcht scharf. — Drinnen hebt der Habermeister die Hand auf — alles hält den Atem an, die leblose Materie kann nicht stiller sein.

„So, jetzt steigen wir von außen hinauf und schauen hinein.“

„Ganz wie S' wünschen!“ sagt der Wirt heimlich lächelnd und trägt bereitwillig die Leiter herbei.

Sie wird angelegt und ragt weit über die Dachfirst hinaus. Doch, als der Gendarm hinaufsteigt, bricht sie in der Mitte durch, gerade, daß der Wirt mit vieler Gewandtheit noch den Stürzenden auffangen kann: „Der Teufel hol' Eure Lotterwirtschaft, was ist denn das für eine Leiter?“ schilt der Kommandant.

„Mei', bei mir ist halt alles morsch und alt — wie i selber, Herr Kommadant! I bitt' tausendmal um Verzeihung — dös ist mir aber so arg!“

„Ja, das hätt' schlecht ablaufen können —," brummt der Gendarm zwischen den Zähnen und untersucht genau die Bruchstellen der Leiter. Aber nichts ergibt sich, als daß es eben wirklich altes wurmstichiges Holz gewesen ist, was das Gewicht eines so starken Mannes nicht mehr trug.

„Soll i's Ihna z'samm'binden?" frägt der Wirt mit größtem Diensteifer.

Aber der Kommandant traut nicht mehr — eine so elende Leiter und auch noch zusammenbinden! „Für heut ist's g'nug und das Ergebnis meiner Recherchen eine tüchtige Prellung — wonicht gar Prellerei!" setzt er für sich hinzu, grüßt militärisch und geht weiter.

In einiger Entfernung bleibt er stehen und sieht sich um: „Das Nest muß man sich doch genauer ins Auge fassen! Der leere Raum da droben, der so fest verschlossen ist, — der merkwürdige Zufall mit der Leiter — da muß man sich Succurs holen. Der Wirt ist ein schlauer Fuchs, dem nicht zu trauen ist." Und eilenden Schrittes geht er weiter.

Jetzt ertönt der Schrei einer Wildente, was so viel heißt, als die Gefahr ist vorüber.

Die Haberer lösen sich aus ihrer Erstarrung und öffnen die Fallthür.

„Wirt, hast dei' Sach gut g'macht! Was kost' dei' Ofen?" frägt der Habermeister.

„Warum?"

„Weil wir jetzt nix anders zu thun haben, als den Ofen abz'tragen und auf die Fallthür z' wälzen. Denn der Kommandant geht jetzt nur und holt a paar mit Werkzeug und Leitern. Dann soll er's so finden wie's du

g'sagt hast — damit jeder Verdacht beseitigt ist, sonst sind wir hier nimmer sicher."

„Ja, aber wie kommt's denn ihr nachher 'naus?"

„Wann der Ofen abg'rissen ist, steigen wir andern durch die Fallthür 'runter und der Sepp, der ist ja ein Schieferdecker, der riegelt hinter uns zu, legt die Trümmer auf die Thür und steigt dann über's Dach. Ans Werk, Kameraden! Sind die schlau, sind wir's auch. Die soll'n uns nit kriegen, ietzt erst recht nit — und wenn sie oder wir auf'm Platz bleiben müßten!"

Viertes Kapitel.

Ein lachender Pessimist.

Indessen geht's beim Hochbräu lustig zu. Der Saal und das Herrnstübl sind so überfüllt, daß im Hausgang lange Bänke und Tische aufgestellt werden müssen, an denen die Leute sitzen, die nicht „auf Mittag“ essen, sondern nur ihr Bier zu einer mitgebrachten Wurst oder einem Stückl Käs trinken. — Das wissen die Schenkmädeln geschickt einzurichten. Wenn die Gäste unter der Hausthür erscheinen, werden sie kurz gefragt: „Wünschen S' zu speisen?“ Wer ja sagt, kommt ins Zimmer, wer nein sagt, bleibt draußen: „Bitt' schön, da drin ist schon alles voll!“ dirigiert die gewandte Kellnerin, und die schüchternen ‚Armen-Leut‘ setzen sich pflichtschuldigst und seelenvergnügt zu ihrem kalten Imbiß in den zugigen Hausgang, froh, noch einen Platz bekommen zu haben.

Auch hier schlägt's und läutet's zwölf Uhr, aber kein Mensch achtet darauf. Eine so große Gesellschaft schwatzt und summt, lacht, ißt und trinkt und denkt nicht ans Beten.

Und der Mittelpunkt von der ganzen Lustbarkeit ist heute Gemming, der schwarze Gustl! — Nein, was dem

nicht alles einfällt, grad totlachen muß man sich. — Wie auf dem Corbinimarkt beim „Billigen Jakob“, so drängt sich alles um den Tisch herum, wo der Gemming sitzt und seine Ware, so nennt er seine Witze, feilbietet. — Wieherndes Gelächter belohnt jeden neuen Einfall und er ist darin geradezu unerschöpflich. — Bald setzt er die Leute durch seine Kartenkunststücke in Staunen, bald taucht er den Ballen der geschlossenen Faust in Mehl und drückt ihn auf einer Schieferplatte ab, daß es eine deutliche Gems gibt, zu der er dann noch mit dem Griffel die Berge hinzeichnet. Oder er neckt die Mädels mit Rätseln, indem er aus vier Streichhölzern ein Viereck bildet, was ein Streichquartett bedeutet. — Und so anständig ist heute die Unterhaltung, wahrscheinlich der auserlesenen Gesellschaft zu Ehren, daß sogar die Damen, Schloß-, Beamten-, Inspektors- und Hofstallersgattinnen aus Tegernsee, Hohenburg und daherum — sich mit den Fräulein Töchtern zu nähern wagen, was man sonst bei dem „wilden Gustl“, nicht immer riskieren kann. — Denn es reizt ihn oft genug, wie alle Feinde des Philistertums, den Frivolen zu spielen und durch allzugroße Natürlichkeit Opposition gegen die künstliche Tünche der Halbbildung zu machen. Heute ist er aber ganz unschuldig. Das Vertrauen wächst immer mehr und man kann sich der harmlosen Unterhaltung des bildschönen gewaltigen Mannes doch auch einmal hingeben. — Und wenn's ihn gelegentlich ankommt, seine Kraft gegenüber den Schwachen zu bethätigen, so läßt er das übermütige Gelüst an einem Zinnteller aus, den er zusammenrollt — oder schlägt mit den Knöcheln der Hand, nachdem er es zuvor gesagt, damit die Damen nicht erschrecken, — eine Dalle in die Tischplatte

— oder zerbeißt mit seinen weißen Zähnen ein Glas. — Dabei ist er in seinem Benehmen immer noch der vollkommene Kavalier, der er war, als er noch nicht mit der Gesellschaft auf dem Kriegsfuß stand. Kurz — er bezaubert heute Mann, Weib und Kind. — Der Hochbräu bringt ihm immer wieder Halbekrügeln und er trinkt den Leuten zu, mit einem so verführerischen Lächeln, daß kein Mensch widerstehen kann, ihm nachzukommen, wenn man auch schon übergenug hat. Die Kellnerinnen fliegen nur so mit den leeren Gläsern zum Füllen herum. Es wird unmenschlich viel getrunken und — „die ganze G'sellschaft wird bald unterm Tische liegen," brummt Gemming vergnügt in den Bart, denn „das G'söff", kann nur sein ausgepichter Magen ertragen.

„Ihr seid's ein Mann, Herr Gemming," der Hochbräu klopft ihn auf die Schulter, „so ein'n sollten wir immer hab'n, — da gehet a G'schäft!" Er lächelt gönnerhaft dem Gemming zu und deutet nach den strotzenden Geldtaschen der Schankmädels.

„Sehr schmeichelhaft, Herr Bissinger, aber Sie wissen ja — ich thu' nirgends lang gut! Ich mag sein, wo ich will, ich mach' mich überall unmöglich!"

„Ah, warum nit gar!" protestiert der Hochbräu.

„Ja, freilich, das ist amal mein Schicksal, so war's beim Militär und so wird's immer bleiben. — Ich glaub', aus mir hätt' man zwei machen soll'n, die hätten besser hineinpaßt in das G'schachtelwerk, — ich bin mir um ein'n z'viel!"

Der Hochbräu lacht unbändig.

„Oder, für mich hätt' eine Extrawelt g'schaffen sein

soll'n," — er breitet die mächtigen Arme aus — „so a bißl a größere! — I kann mich halt amal absolut nicht 'nein schicken und vor lauter Probieren, zu werden wie andre Leut, wird man immer gemeiner, bis man zuletzt ganz 'runterkommt —," murmelt er leise vor sich hin und ein Schatten ungewohnten Ernstes trübt einen Augenblick das Bild gedankenlos überschäumender Lebenskraft. — „Wissen S' ich kann kein' goldenen Mittelweg gehen, — 's muß irgend was bei mir nit im Blei sein, mich reißt's gleich 'num — so oder so!" Er steht auf. „Muß a bißl Luft schöpfen, 's ist gar so heiß daherin!"

Er geht hinaus. Unterwegs begegnet er einer der Kellnerinnen: „Geh her, Madl, gib mir a Bußl — g'schwind, ich brauch eins!"

„No ja — weil Sie's sind, Herr Gemming!"

„So — das war a guter Kuß. Gib mir glei no ein'n — weißt, hast dich vor mir nit z' fürchten, ich bin kei schlechter Kerl, — aber heiraten thu' ich dich auch nit."

„So — warum denn nit?"

„Weil ich a Weiberfeind bin!"

Das Mädl lacht: „Des wärt's mir der Rechte — a Weiberfeind — und bußeln?"

„Grad desweg'n bin ich einer, weil ich d' Madeln so gern hab'! Wann ich dich heiraten thät, na' wärst ja auch a Weib, na' möcht' ich dich nimmer!"

Die Kellnerin gibt ihm einen Klaps auf die Backe und läuft davon.

Gemming tritt hinaus. Die Tage sind jetzt kurz, es beginnt schon zu dunkeln. Er schlendert so g'mütlich zu den Wägen hinüber und schaut sich die vielen Fuhrwerke

an. Da taucht zwischen den Rädern und Deichseln ein Mann auf, der dort versteckt war. „Der Meister laßt fragen, wie's steht?"

„Schon alle voll! Heut nacht kann's Sturm läuten und krachen wie's will, die schlafen ihre Räusch aus. Aber jetzt muß ich aufhören mit Spassetteln machen, sonst gehen uns die Fremden nit fort und bleiben noch gar über Nacht, so lustig sind's."

„Wo treffen wir uns?"

„Sowie sie alle g'nug haben und 's leer wird da drinn, komm ich auf d' Mahlstatt. Wann ist Versammlung?"

„Um Elf!"

„Gut! — Duck dich, der Pfarrer kommt.

Der Mann verschwindet. Gemming schlendert, ein Liedchen summend, weiter.

Der Geistliche, eine hagere asketische Gestalt, von etwas vorgebückter Haltung, kommt langsam näher und tritt ins Haus.

„Guten Abend!" sagt er zur Kellnerin, und frägt vorsichtig: „Wer ist denn alles drin?"

„Von Bekannten nur die Frau Verwalter mit ihre Töchtern, d' Frau Posthalter und der Herr Posthalter, der Herr Veterinär und d' Frau, nacher d' Frau Kommandant —"

„Sie allein — wo ist denn er?" frägt der Pfarrer und runzelt die Stirn.

„Weiß wohl nit, Hochwürden! Denk, er fragt dem Lorenz nach, der ist scho seit am Freitag fort und hat nit g'sagt wohin?"

„Sind das alle, die da sind?"

„Halt noch die Leut' aus 'm Dorf und a Massion

Fremde. Ja, und dann der Herr Gemming, der — der Lieutenant —"

„Gewesene Lieutenant!" verbessert der Pfarrer mit scharfer Betonung: „So — ist der wieder hier?"

Er steht einen Augenblick unschlüssig: „An welchem Tisch sitzt er denn? Doch nicht an unserm Tarocktisch?"

„Ja, was denken's denn, Hochwürden, so was wird doch der Hochbräu nit thun — naa! Uebrigens ist er grad 'nausganga, vielleicht kommt er nimmer auch."

Der Pfarrer tritt nun hinein und grüßt höflich herablassend nach allen Seiten. „Ist da noch ein Plätzchen zu haben?"

„Ja, bitte, Hochwürden Herr Pfarrer —" ruft der Wirt und eilt ihm mit seinem schlürfenden Gang entgegen. „Ganz g'horsamster Diener, Herr Pfarrer. — I hab' Ihnen heut' 'n anders Plätzl g'richt't. Dort in der Mitten könnt's ziegen, weil heut' so viel aus- und eingangen wird. Schaugen S', da sitzen S' viel besser, in dem Eckerl — gelt'n S'?"

Der Pfarrer blickt hinüber nach dem Stammtisch.

„Aber der Tisch ist ja leer?"

„O wissen S', da hat der Lump, der Gemming, seine Kunststückeln g'macht, da müss'n S' nit hinsitzen — möcht's Ihnen nit zumuten, grad nach dem!"

Die Thür geht auf und die Riesengestalt Gemmings steht wieder da. Ein allgemeines Hallo begrüßt den Zurückgekehrten: „Daher, zu uns, Herr Gemming!"

„Nein, zu uns her!"

„Wir hab'n scho g'meint, ös seid's uns durchbrennt!" So ruft's von allen Seiten.

„Ja, meine Lieben, aller Spaß muß ein End' haben, — jetzt ist der Herr Pfarrer da!"

Und mit einer tadellosen Verbeugung tritt er zu diesem hin: „Hochwürden, ich mache mein Kompliment — hab' schon lang nicht mehr die Ehr' gehabt —," er streckt dem Pfarrer so vertraulich die Hand hin, daß dieser nicht anders kann, als zwei Finger — nicht eigentlich hineinlegen — aber doch flüchtig hindurchziehen.

„Wir haben, eh' Hochwürden kamen, an Ihrem Tisch allerhand Hokuspokus getrieben, da schaut's aus, wie beim billigen Jakob, gestatten — ich räum' gleich alles weg."

Und mit der Eile äußerster Zuvorkommenheit schafft er die Karten, den verbogenen Zinnteller, das zerbissene Glas und die Schiefertafel mit den Gemsen weg.

„Aber lassen Sie doch, ich setze mich nicht dahin —," sagt der Pfarrer, — allein es hilft nichts. Schon ist der Tisch leer und Gemming steht mit dem dargebotenen Stuhl wartend da. — Der strenge gemessene Mann muß sich wohl oder übel an eben den Tisch setzen, den er meiden wollte.

„Aber, Herr Gemming," sagt ein allerliebstes Hofstallerstöchterlein, „machen Sie uns jetzt nichts mehr vor?"

Er nähert sich ihr ein paar Schritt und schaut ihr lächelnd so tief in die Augen, daß dem Mägdlein heiß und kalt wird.

„Ein andersmal, Herzerl! Aber dann mach' ich dir nix vor, — sondern dann ist's Ernst!"

Das Fräulein wird bei dieser unerhörten Keckheit dunkelrot und kommt wie begossen zur Mama zurück. Die examiniert gleich: „Was hat er dir denn g'sagt, daß d' so verlegen bist?"

„Ach — er — er hat, mein' ich, zuviel!" stammelt das Töchterlein mit glühenden Wangen.

„Ja — es ist auch Zeit, daß man aufbricht!" sagt die Mama laut. „Kellnerin, sind Sie so gut und lassen Sie den Michl anspannen."

„Ja, meinen Knecht auch!"

„Unsern auch!" erschallt nun das Echo von allen Seiten, denn wenn eines den Anfang gemacht hat, folgen alle nach.

Gemming nickt befriedigt zu diesem Aufbruch. Er sitzt schon lang wieder beim Pfarrer und hat sich mit der größten Unbefangenheit einen Stuhl genommen, als wäre es seine Pflicht, den geistlichen Herrn zu unterhalten.

Der Wirt tuschelt dem letzteren ins Ohr: „Wollen Hochwürden heut auch a Flaschenbier? Oder probieren Sie's mit 're Halben vom Faß? 's Bier is heut gut, i kann's Ihna rekommandieren!"

„Geben Sie nur Faßbier her —" erwidert der Angeredete ungeduldig verstimmt, als wollte er sagen: „Wenn der dabei ist, geht alles in einem hin!" Der Gemming braucht auch nicht zu sehen, daß er ein extra Bier für sich hat.

„Nun, wie steht es denn mit Ihrem Sohn, Herr Bissinger?" frägt der Pfarrer, als der Wirt ihm eine Halbe mit schönem weißen Schaum hinstellt. „Noch immer keine Nachrichten?"

„O mei, Herr Pfarrer, was das heutzutag für Kinder sind! Lauft der Bu' davon, weil i ihm amal den Vater zeigt hab'!"

Der Pfarrer nippt an der Halben „vom Faß" mit

der Resignation des Sokrates, als er den Giftbecher an die Lippen setzte. Es ist nun einmal heute kein guter Tag! „Sie waren eben nie streng genug, Sie haben ihm zu selten den Vater gezeigt,“ sagt er mit der noch vom ersten Schluck verzogenen Miene. „Drum hat er sich nicht daran gewöhnt. Jetzt — ist's zu spät!“

„Meinen Hochwürden, daß es besser g'wesen wär', wenn man den Buben mit Strenge erzogen hätte?“ erlaubt sich Gemming dreinzureden.

Der Pfarrer blickt ihn an, als wollte er sagen: „Wie kommst denn du dazu, dich in ein solches Gespräch zu mischen?“

Gemming bemerkt den Blick wohl, läßt sich aber nicht einschüchtern. Er bläst eine dicke Wolke aus seiner kurzen Pfeife und spricht ruhig weiter: „Ich hab' immer gefunden, daß Strenge mehr verdirbt als nutzt — in allen Dingen!“

„Ich weiß nicht, wo Sie Ihre pädagogischen Studien gemacht haben —“ sagt der Pfarrer achselzuckend und bricht ab, als wolle er sich mit Gemming überhaupt nicht einlassen, da aber der Hochbräu die auswärtigen Gäste hinauskomplimentieren muß, sind die beiden allein aufeinander angewiesen.

„Wo ich die Studien g'macht hab'? An mir selber, Hochwürden! 's ist ja richtig, 's war nicht viel an mir z' verderben, aber was noch zu verderben war, — das hat Strenge gethan. Hätt' man mich gehen und mir die Hörner ablaufen lassen, wär' vielleicht ganz was Rechts aus mir worden. Aber da hat auch alles in meinen Vater 'neing'redt, er soll die Zügel straffer anziehen. Was hat's g'holfen? Daß ich meinen Vater g'fürchtet und mir's

Lügen ang'wöhnt hab'. Vorher war ich doch wenigstens ehrlich und hab' meine tollen Streich' eing'standen, — von da an hab' ich sie verheimlicht, und bald war mir mein Vater nix mehr, als ein Zuchtmeister, vor dem man sich hüten muß. Dann hab' ich's Schuldenmachen ang'fangen und um hundert Gulden vor meinem Vater zu verheimlichen, beim Wucherer fünfhundert verschrieben — bis nix mehr da war. — Und so ist's grad beim Militär g'wesen. — Da hat man's auch mit Strenge machen wollen, aber je strenger man war, desto widersätzlicher bin ich worden, und weil ich halt amal a lustige Haut bin, so hat sich's bei mir auf die humoristische Seit' g'schlag'n. Da hab' ich mich aufs Persiflieren g'legt, wo vielleicht andre 'n Kopf hätten hängen lassen — und wo andre g'weint hätten, da hab' ich g'lacht."

„Ja — auch wohl ausgelacht —" wirft der Pfarrer ein.

„Natürlich, hab' i s' ausg'lacht!"

Der Pfarrer lehnt sich in den Stuhl zurück. „Da kann man sich freilich nicht wundern, wenn die Vorgesetzten sich das nicht gefallen lassen."

„Ja, ich bitt' Sie, was ist denn das so Schrecklich's? Wenn mir alleweil vorg'worfen worden ist, ich hätt' keine Disziplin, und ich den Spaß mach', daß ich den Befehl, auf'm kürzesten Weg nach Nürnberg 'nein zu marschieren, wörtlich nehm' und mit meiner Abteilung gleich frisch durch die Pegnitz schwimm', weil das der kürzeste Weg war —! Da hätt' ein gescheiter, wohlwollender Vorg'setzter mitg'lacht und höchstens g'sagt: ‚Lassen Sie aber künftighin solche Witze bleiben, das könnt' Ihnen ein zweites Mal schlecht bekommen,' oder irgend so was — aber, daß man einen

jungen Offizier deswegen zur Disposition stellt, das ist doch eine Strenge, die nur zum Unglück führen kann. — Und was war's Resultat? Daß ich das sakrische Spottgedicht g'macht hab': ‚Was i thät', wann i König wär'!‘ Da hab'n sie mir dann auch noch den Rock auszogen und den Degen zerbrochen — und jetzt bin ich halt ein ruinierter Mensch. Das ist die heilsame Strenge, Herr Pfarrer, — so macht man aus einem heißen, jungen Blut, was vor Kraft und Uebermut nicht weiß, wo 'naus — 'n Verbrecher, 'n Ehrlosen, und ist amal die Ehr' hin, — dann ist der Lump fertig!“

Der Pfarrer streift mit einem unsicheren Seitenblick den Sprecher. „Nun, Sie scheinen sich's nicht zu sehr zu Herzen genommen zu haben; Ihr Humor ist Ihnen wenigstens treu geblieben —“

„Meinen Sie?“ sagt Gemming und zündet die ausgegangene Pfeife wieder an, aber es ist, als zittre die starke Hand ein wenig dabei. „Ja, ja — der Humor und der Lump, das g'hört zusammen, wie die Fiedel und der Bettelsack. — Aber wissen Sie, Herr Pfarrer, nicht alle Leut', die auf solche Weis', durch Härte und Strenge zu Grund' g'richtet werden, enden so harmlos. Ein Teil versteht den Spaß von der Narrensposs' falsch — und rächt sich. Aber nicht durch Spott und Weltverachtung, sondern dadurch, daß er das wirklich thut, was man ihm unschuldig zur Last gelegt hat und wofür er so wie so schon büßen muß. Nehmen Sie einem Menschen die Selbstachtung, und Sie machen ihn zu allem fähig. — Das, mein hochwürdiger Herr, haben Sie heut gethan.“

„Ich?!“

„Na, halt der Bannbrief, den Sie und Ihre Kollegen durch Ihre Berichte ans Ordinariat heraufbeschworen haben.“

„Aha, geht es da hinaus?“

„Herr Pfarrer, ich mach' keine Winkelzüg', ich sag's frei und offen, ja! Ich halt' den Bannbrief für ein großes Unglück!“

„Weil er die Treiben vernichtet?“

„Nein, nicht weil er die Treiben — sondern weil er die Treiber vernichtet.“

„Sie brauchen ja nur den Unfug bleiben zu lassen.“

„Erstens kennen Sie unsre Bauern schlecht, wenn Sie meinen, die ließen von ihrem Haberfeldtreiben, und zweitens wenn sie's auch thäten, so sind doch die nicht wieder zu Ehren gebracht, die seither 'trieben haben und die der Bannbrief als Mörder, Meineidige und schamlose Jugendverführer gebrandmarkt hat. — Ich bin kein Haberer, Hochwürden, aber wenn ich mir denk', ich müßt' mich so was heißen lassen und müßt's hinnehmen, ohne mich verteidigen zu dürfen, ich weiß nicht, was ich thät'!“

„Nun, das ist den Herren ganz gesund, wenn sie auch einmal spüren, wie es ihren armen Opfern zu Mute ist, wenn sie so hinstehen und alles über sich ergehen lassen müssen.“

„Hochwürden, die Leut', wo getrieben wird, verdienen's, denn es sind alleweil Spitzbuben, oder schlechte Frauenspersonen, aber die Haberer sind ehrliche Leut'!“

„So, ehrliche Leute nennen Sie das?“ lächelt der Pfarrer sarkastisch.

„Ja, Herr Pfarrer, das getrau' ich mir zu behaupten. Niemand wird's einfallen, was Ungesetzliches wie die Haber-

feldtreiben zu verteidigen, die Leut' sehen das aber nicht so an. Für sie ist es ein alter, geheiligter Brauch, eine Selbsthilfe gegen moralische Vergehen, die sonst ungeahndet bleiben, weil der Bauer eher alles erträgt, als daß er aufs G'richt geht und klagt; kann er sich also nicht selbst helfen, so läßt er die Sache lieber auf sich beruhen! Sagen Sie so einem Mann auf einmal, er sei ein Hundsfott, weil er in seiner plumpen Weise, so gut er's halt versteht, was Unrechtes bestraft hat — und Sie bringen ihn zum Wahnsinn. Jedenfalls machen Sie ihn zum Feind der Ordnung, in deren Namen Sie ihn beschimpfen. So werden mit der Zeit aus harmlosen Menschen, die im guten Glauben gefehlt haben, bewußte Uebelthäter und prinzipielle Opponenten!"

„Schlimm genug, wenn es bereits so weit wäre, dann käme der Bannbrief schon zu spät!"

„Er kommt auch zu spät, Hochwürden, denn was die Kirche tausend Jahre lang geduldet hat, kann sie jetzt nicht plötzlich widerrufen, sonst widerspricht sie sich selber und ihrer eigenen Unfehlbarkeit!"

Der Pfarrer lächelt wieder — jenes unvertraute Lächeln, das so seltsam wirkt. „Es ist wirklich interessant zu sehen, wie Leute, die sich das ganze Jahr nichts um die Kirche kümmern, so genau wissen, was sie ihrer Würde und Unfehlbarkeit schuldig ist!" Er hält einen Moment inne, dann läßt er sich aber doch zu einer Erörterung herbei. „Die Sache liegt jetzt anders als einst. Die Haberfeldtreiben sind ausgeartet!"

„Grad das bestreit' ich, Hochwürden! Die Haberer halten genau am alten Brauch. Es ist um kein Haar

anders, als in früheren Zeiten. Es sind meistens verheiratete, begüterte Männer an der Spitze. Das Habergericht geht mit der peinlichsten Gewissenhaftigkeit zu Werke. Der Ankläger haftet mit seinem ganzen Vermögen für die Richtigkeit seiner Anschuldigung. Jeder Schaden wird auf Heller und Pfennig vergütet — und keinem Menschen ein Haar gekrümmt."

„So — und die verwundeten Gendarmen vor drei Monaten?"

„Ja, du lieber Gott, Herr Pfarrer, — die Leute wurden angegriffen und haben sich verteidigt, die Sache ist jetzt zum Kampf geworden — à la guerre, comme à la guerre. — Das ist der einzige Brocken, den ich noch aus der französischen Klass' behalten hab'!"

„Darum eben hat die Kirche diesen Streit friedlich zu schlichten gesucht," sagt der Pfarrer und steht auf.

„Friedlich schlichten nennen Sie das, Herr Pfarrer?"

Eine lange Pause entsteht, — Gemming schaut mit seinen großen, offenen Augen den Pfarrer fest an, dann macht er eine kurze Verbeugung, „nun, da will ich nicht länger stören. Hab' die Ehr', eine ruhsame Nacht zu wünschen!" und verläßt noch vor dem Pfarrer das Lokal. Er hat während seines eifrigen Gesprächs gar nicht bemerkt, wie leer es nach und nach geworden ist. Es schlägt zehn Uhr auf der großen Standuhr, die prinzipiell eine halbe Stunde nachgeht. Es ist Zeit, daß er sich aufmacht — nach der Mahlstatt. „Zu den armen Teufeln, die heut moralisch umgebracht worden sind." Die darf er nicht im Stich lassen — er weiß zu gut, wie's einem da zu Mut ist.

Der Pfarrer atmet auf, als der unerwünschte Gesell=

schafter den Platz geräumt hat. Bissinger kann sich ihm jetzt, wo es immer stiller wird, ganz widmen.

„Hochwürden haben Ihr Krügel nit austrunken. Hat Ihne scheint's das Bier doch nit g'schmeckt?"

„Nicht besonders!"

„Jetzt bleiben S' nur noch a bißl da, ich bring' Ihnen Ihr g'wohntes Flaschl. Ich hab's ja bloß nit gethan wegen dem Gemming, daß der nit sei naseweise Goschen h'nei hängt!"

„Lassen Sie, Herr Bissinger! Ich möchte heute nicht so spät heim. Sagen Sie — war es eigentlich wohlgethan, daß Sie gerade heute den Kommandanten auf die Suche nach Ihrem Sohn schickten? Wäre es nicht besser gewesen, ihn hier zu lassen und lieber die Wache noch zu verstärken?!"

Bissinger sieht ihn erschrocken an. „Hochwürden glauben doch nit, daß es was geben könnt'?"

Der Pfarrer zuckt zweifelhaft die Achseln. „Besser ist besser. Es wäre nicht die erste Emeute, die infolge einer so durchgreifenden Maßregel wie die heutige stattfände. — Daß eine große Aufregung unter den Leuten herrscht, sah ich in der Kirche und bestätigte mir das Geschwätz von diesem Gemming."

„Der Kerl ist der reinste Haberer."

„Jedenfalls steht er diesen Kreisen sehr nah — gleich und gleich gesellt sich. — Wir sind also heut im Ort ohne Schutz?"

„Ja, mei! Hätt' ich das ahnen können! Schauen S', Herr Pfarrer, daß i's nur offen b'steh: Der Bub ist halt's Einzige auf der Welt, was i noch lieb hab' — mei Stolz und mei Freud'! Hochwürden — i hab' mir's nit ankenne

lassen, i bin a G'schäftsmann und als Wirt darf man kei saure Mien' zeigen — aber —" seine Stimme sinkt zum Flüstern herab, er stockt mehrmals: „Wissen S', es treibt mich schon recht um! Wenn der Bub' — ich war schon recht grob mit ihm, ich hab' ihn ins G'sicht g'haut — so was soll man nit thun, auch der Vater nit 'me erwachsene Menschen! Wenn i mir denk', der Bub' hätt' sich a Leids —" er kann nicht weiter reden, die Lippen zittern ihm vor Angst.

„Es wird wohl so schlimm nicht sein —" sagt der Pfarrer, dem man ansieht, daß er an etwas andres denkt.

„Doch, doch, Hochwürden, denn weswegen ich's gethan hab' — weswegen, das glaubt gar kein Mensch — ich alter Esel —! Aber ich seh', Hochwürden haben jetzt keine Zeit. Ich komm' morgen zum Beichten, gelten S'? Ich sag's nur, daß Sie's wissen, warum ich den Gendarm fortg'schickt hab', weil's mich nimmer ruhen hat lassen — Hochwürden, wenn mir der Bub' nit g'sund wiederkäm' — i wüßt' nit, was i thät'! I bitt' Ihna, was sollt' denn aus mei'm G'schäft werden, wann i amal nimmer kunnt'?!"

Es ist ein jämmerlicher Anblick, wie der beleibte, wohlhäbige Mann zusammengeknickt auf seinem Stuhl sitzt und die wachsgelben Hände faltet.

„Ja, da ist nichts zu machen, als abwarten," sagt der Pfarrer, und es ist nicht recht zu unterscheiden, ob er die eventuellen Ereignisse der Nacht, oder den Bissinger meint. — Mit diesem kalten Trost überläßt er den geängstigten Vater sich selbst und begibt sich auf den Heimweg.

Fünftes Kapitel.

Haberfeldtreiben.

Es ist still geworden im Ort. Beim Hochbräu ist das letzte Licht erloschen und in den andern Häusern schläft schon alles. Friedliches Schweigen ringsum, die Nacht ist ruhig und langsam aufsteigende Dämpfe verhüllen das Licht des wechselnden Mondes, aber nicht anders als wenn eine Mutter den schlummernden Kindern die Nachtlampe verhängt.

Der Hochbräu wälzt sich schlaflos auf seinem Lager. Er ist seit längerer Zeit vom Asthma geplagt. Der Arzt hat ihm gesagt, er sei herzleidend und solle sich so bald als möglich zur Ruhe setzen. — Aber kann er das, wenn der Sohn fort ist, Gott weiß, wohin? Wenn er vielleicht in diesem Augenblick von den kalten Fluten der Isar einem Mühlwerk zugetrieben wird? Denn sie stehen nicht alle, die Räder — wie die von der toten Mühl'! — Ja, ja, die tote Mühl' — und der Abend gestern, bei der Leich', und der Aufschrei des verzweifelten Geschöpf's, das ihn verflucht, weil es gar nicht begreift, daß ein „vernünftiger Mensch für sich handeln und sorgen kann, ohne ein schlechter Kerl zu sein!" — Flüche und Verwünschungen

sind nie gut! Dafür steht er nun schon heute die Angst um den Sohn aus. Was hat er nur gedacht? Das unwirsche Mädl war's ja doch nicht wert, daß er sich deshalb den eigenen Sohn aus dem Hause triebe! Was sind am End' alle Weiber und ihre Reize gegen ein eigenes Kind — sein Fleisch und Blut? Und noch dazu so eins wie der Lorenz, der wohlgeratene Sohn, der ihm bisher keine böse Stund' gemacht hatte! Eine heiße Angstwelle überflutet ihn und droht ihn zu ersticken. Und überdies hört er immer etwas in der Ferne wie einen heranrollenden Donner, und doch ist die Luft ganz ruhig. Sein Herz hämmert, daß der Atem nicht mehr nachkommt. Er springt vom Bett auf, er kann nicht mehr liegen. „Du hast 'n Sohn g'habt —" schreit es unabläßig in ihm, „und hast dich selber drum bracht —!" Er geht ans Fenster und schaut hinaus. Alles ist still. Nur in der Ferne, da ist es immer noch, als ob ein Trupp Soldaten vorbeimarschierte, so ein gleichmäßiger Schritt. Er horcht — und nun ist es wieder, als komme es von einer andern Richtung, dann von einer dritten — zuletzt von allen Seiten. — Ist er denn wahnsinnig, hat er Gehörstäuschungen? Er lehnt sich zum Fenster hinaus. In diesem Augenblick spürt er an einem starken Luftzug, daß hinter ihm die Thür aufgeht, — er dreht sich um, das Blut stockt ihm in den Adern, er will schreien, er kann nicht — es ist etwas im Zimmer. — Die Dunkelheit zeigt nur unbestimmte Umrisse, aber es ist etwas Lebendes, Heißatmiges, Drohendes — etwas Fürchterliches! Es kommt auf ihn zu — langsam, unausweichlich. Von Entsetzen gelähmt, steht der unglückliche Mann da und kann nicht

vor, noch zurück. Im fahlen Schimmer, der durch die Wolken dringt, sieht er's — eine vermummte Gestalt! Aus der schwarzen Maske schauen ihn zwei fremde, dunkle Augen scharf an und eine, wie ihm deucht, dröhnende Stimme sagt das bekannte Wort, das Schreckenswort der ganzen Gegend: „Bauer, ist dein Haberfeld leer?“

Das ist die Eröffnung des Gerichts. Also doch Haberer! Der Pfarrer hatte recht, sie treiben — und sie treiben bei ihm! Der Verzweifelte kann nichts mehr thun, als die Hände aufheben. „Gnade!“ kommt es fast wimmernd von seinen Lippen. Umsonst. „Mach dei Haberfeld leer!“ wiederholt der Vermummte, was soviel heißt als: „Leg' dein Vieh im Stall gut an, daß sich keins losreißt bei dem Lärm. Verschließ dein Geld. Schau nach Feuer und Licht, damit kein Brand von drinnen auskommt. Laß auch draußen kein Stroh herumliegen, noch sonst, was leicht Feuer fängt oder Schaden nimmt — denn wir haben's nicht auf dein Hab und Gut abgesehen, sondern auf deine arme Seel' — die wollen wir hetzen, bis sie so sündenmüd' wird, daß sie genug hat! — Hurra — drauf!“

Der Verurteilte schleppt sich wie in einem bösen Traum an den Tisch und tastet nach den Zündhölzern, um Licht zu machen. Er streicht und streicht und bricht eines nach dem andern ab, weil er zu stark draufdrückt in seiner Angst — der kalte Schweiß steht ihm auf der Stirn — endlich blitzt es auf, da ist das Zimmmer leer und der ganze Spuk verschwunden. Also doch ein Traum! Er träumt letzter Zeit oft so schwer und so lebendig. „'s ist ja auch natürlich, wo heut den ganzen Tag von nix

als Haberern die Red' war!" denkt er und kriecht wieder in sein Bett, denn der Frost und das Grauen schüttelt ihn und das Bewußtsein ist getrübt vom Schrecken, er bleibt wie ohnmächtig liegen und traut sich keine Hand mehr unter der Decke herauszuthun. Da, da träumt ihm schon wieder, er höre ein Geheul wie von wilden Tieren. Er ist in einem fremden Land auf einem weiten Haberfeld, und Mohren und Neger sind um ihn herum und hetzen die Bestien auf ihn, Schakale, Hyänen, Tiger — und wie er durchlaufen will, da brennt das ganze Haberfeld lichterloh und die schwarzen Teufel freuen sich und jauchzen. — Er stöhnt laut auf und reibt sich die Augen — „reiß dich 'raus aus dem gräßlichen Traum, du brauchst ja nur zu erwachen, und dann ist's vorbei!" Aber es geht nicht vorbei — er will schreien, aber er bringt nur unartikulierte Laute heraus wie ein Schlafender. — Und jetzt, jetzt wälzt sich's heran — ein brausendes Meer — Heulen und Zähneklappern, die Meergeister lachen, die Wogen brüllen — alles, was zwischen Erd' und Himmel ist, schreit — die Fische sogar schreien, sie haben Stimmen bekommen, sonst wär's nicht möglich, alle lebenden Geschöpfe zusammen könnten kein solches Getös hervorbringen. Und zwischendurch schrillt es wie die Nebelpfeifen der großen Seeschiffe. Dichter Nebel umgibt ihn, legt sich um sein armes Gehirn, er hört's wie große Dampfer aneinanderfahren, bersten — er hört das Krachen und Prasseln, das Stampfen und Surren der Räder — doch nein, das sind ja Mühlräder — die tote Mühle geht wieder! Die ist's, die so rauscht und klappert, und das Rad reißt sich los und dreht sich im Schwung durch die Luft, gerade auf ihn zu. —

Er wirft sich zur Erde und versteckt den Kopf in die Arme — aber in seine Ohren donnert es wie Posaunenruf: „Auf, auf zum Gericht!“

Jetzt kehrt ihm das Bewußtsein zurück. Wie es vorhin aus Entsetzen betäubt war, so erwacht es jetzt vor Entsetzen. Er liegt am Boden, zwei der schwarzen Teufel, die er vorhin ums brennende Haberfeld tanzen sah, stehen neben ihm und schütteln ihn, — die Lichterlohe, die er sah, ist der Fackelschein von unten, und das Heulen der wilden Bestien, das Wogenbrüllen, das Pfeifen und Stampfen der Maschinen — die Haberer sind's! Das Krachen der berstenden Schiffe sind die Salven ihrer Gewehre, — das fliegende Mühlrad sind ihre Steinwürfe durchs Fenster herein! Jetzt ist alles klar: „Auf zum Gericht!“ Die Schwarzen haben es ihm in die Ohren gerufen und unten auf der Straße blasen sie die Posaunen dazu. Da ist kein Erwachen mehr, der Traum ist Wahrheit, er muß dran glauben — da gibt's kein Entrinnen, keine Selbsttäuschung — nur Wahrheit!

„Ja, kann denn der Kerl nimmer stehen?“ fragt einer der Vermummten. „So heben wir 'n auf und tragen ihn 'num!“

„Aber Hosen müss'n wir ihm wenigstens anziehen,“ sagt der andre. „Halt ihn du, i hilf ihm!“

Unten tobt der Haufe und droht das Haus zu demolieren, wenn der Verurteilte nicht bald erscheint.

„He, Hochbräu, hast z'viel von dei'm Bier 'trunken? Wach' auf! Wir haben was mit dir z' reden. — Der Kaiser Karl vom Untersberg ist heut selm kemme. Er sagt, er lebt sich z' lang auf dera Hundswelt, er möcht' jetzt

amal sterben. Da hab'n wir ihm g'raten, er soll beim Hochbräu einkehren — das ist's beste Mittel geger's Altwerden!"

Der erste Grad der Folter.

Widerstandslos läßt sich der erschlaffte Körper nun notdürftig bekleiden, die Männer fassen ihn unter den Armen und schleppen ihn hinaus auf die Altane. — War das Getös fürchterlich, als die Scharen sich unten sammelten, so war das aber noch nichts gegen den Sturm, der sich jetzt erhebt, als der zitternde Mann, den Oberkörper nur mit dem Hemd bedeckt, barfuß und bloßen Hauptes auf der Galerie erscheint. Man weiß nicht mehr, sind es Menschen oder Teufel. — Die entfesselte Leidenschaft hat alle Stimmen der entfesselten Naturkräfte — der empörten See, des stürzenden Berges und des menschlichen Wahnsinns! Und darüber hin seltsame, zitternde Echos, wie das Wehklagen guter Geister in den Lüften über die gestörte Harmonie des ewig Schönen.

Blöden Auges schaut der Bedrängte hinunter auf die Scharen seiner Peiniger. Ein Bild, das allein einen schwachen Sinn verrücken kann. So grausig wie ihr Geschrei sind auch ihre Masken. — Wie unsre alten Germanen durch ihren Anblick schon Schrecken erregten und den Feind in die Flucht trieben, so hier diese Nachkommen eines trotzig gewaltigen Stammes. Ganze Hirschfelle mit den Geweihen, und Ochsenhäute mit den Hörnern, über die Köpfe gezogen — oder in lange Mäntel gehüllt. Pferde- und Totenschädel mit Lichtern drin auf bekleideten Stangen, Riesen, die sich selbst um Manneslänge überragen — alle mit geschwärzten Gesichtern und Händen, Bärten von Moos und Roßhaaren oder gemalten Teufelsfratzen mit weit auf-

gerissenen Rachen und holzgeschnitzten vorstehenden Gebissen — der Blick des Unglücklichen, den diese Ungeheuer anfletschen, kann es nicht ertragen. Wohin er schaut — Grausen und Höllenspuk. So stehen sie im Kreis herum, bei dreihundert an der Zahl. Keiner der vielen Knechte Bissingers rührt sich, oder könnte sich rühren gegen eine solche Uebermacht.

Vor dem Haus steht eine Linde. Der Großvater hat sie bei seiner Hochzeit gepflanzt, ohne zu ahnen, daß sie einmal Schild und Schwert des Kaisers Karl tragen werde, — das Wahrzeichen der größten Schande, die einen Bürger oder Bauer hierzulande treffen kann. In den Stamm dieses Baumes stößt der Habermeister das Richtschwert und hängt den Schild daran auf. „Im Namen des Kaisers eröffne ich das Gericht," ruft er mit gewaltiger Stimme, als der Angeklagte von den Führern an den Rand der Galerie vorgeschleppt wird. — Das Auflärmen verstummt jetzt und es geht ans Namenverlesen. Es sind die fingierten Namen, welche die Haberer zu allen Zeiten den bekanntesten Persönlichkeiten der Geschichte oder ihrer Heimat entlehnen. Sechs von den Fackelträgern bilden um ihn einen Kreis, und er ruft auf:

„Erzherzog Johann, der Reichsverweser."

„Hier!" ist die Antwort.

„Andreas Hofer, der Sandwirt von Passeyer."

„Hier!"

„Der Hecker von Baden."

„Hier!"

„Der Abt von Benediktbeuren."

„Hier!"

„Der Landrichter von Rosenheim."
„Hier!"
„Der Herder von Krankenheil."
„Hier!"
„Unser Musikmeister, der Diemer von Glonn."
„Hier!"
„Der General von Hartmann."
„Hier!"
„Der Hermann Schmid."
„Hier!"
„Der Graf Andechs."
„Hier!"
„Der Professor Sepp."
„Hier!"
„Unser Gedichtenfabrikant, Franz von Kobell."
„Hier!"
„Der Dahn, der uns in der Bavaria so 'raus-g'strichen hat!"
„Hier!"
„Der Ludwig Steub."
„Hier!"
„Der Prinz Karl von Bayern."
„Hier!"
„Der Pettenkofer."
„Hier!"
„Der Posthalter von Partenkirchen."
„Hier!"
„Der Regierungspräsident von Oberbayern."
„Hier!"
„Der Erzgießer Miller."

„Hier!"
„Der Reichsrat Poschinger."
„Hier!"
„Der Maffei."
„Hier!"
„Der Graf von Maxlrain —"
„— — Hier!"

Und so geht es fort eine halbe Stunde lang, bis alle dreihundert Namen verlesen sind, denn bliebe ein einziges „Hier" aus, so wäre das ganze Treiben ungesetzlich. Aber kein einziger fehlt. Nur der „Maxlrainer" hat einen Augenblick gezögert, und sein „Hier" kam mit erstickter, unsicherer Stimme heraus. — Um so lustiger schallt das „Hier" des schwarzen Gustl, dem sie als Gedichtsfabrikant den Namen Kobells gegeben haben. — Nachdem die Namen verlesen, tritt der Rugmeister in den Kreis und entfaltet eine andre Rolle. — Er beginnt:

„Im Namen Kaiser Karls vom Untersberg müss'n wir heut 's Haberfeld treiben.
Wer sich ganz ruhig verhalt', kann in der Näh' bleiben.
Wer uns aber der Quer kommt und will uns 'n Meister zeig'n,
Den thun ma mit 'm eiserne Fidelbogen heimgeig'n.
Drum seid g'scheit, ihr Leut', thuat enk nit einmischen,
's ist ganz umasunst — mir lassen uns doch nit derwischen.
Und daßt's es nur wißt's, mir haben alle scharf g'lad'n —
Wann's uns in Ruah laßt's — thuan mir niemand nix schad'n!"

Der Habermeister tritt jetzt neben ihn und hebt den Büschl mit den drei Haberähren auf, streift die Körner ab und streut sie auf den Boden: „'s Haberfeld ist in Ordnung, 's Treiben kann angehen!"

Ein Böllerschuß dicht neben dem Haus kracht dem Angeklagten in die Ohren und drei Stöße aus den vom Chor geraubten Posaunen verkünden den Beginn des Treibens.

Der Verfemte erwartet regungslos sein Schicksal. Der Frost schüttelt ihn, seine Glieder sind steif und kalt. Sein Käppchen haben sie ihm zum Spott in die Hand gegeben, aber — wehe ihm — wenn er es aufsetzte! Entblößten Hauptes muß der Sünder das Urteil vernehmen.

Der Rugmeister schaut wieder in die Rolle und liest mit lauter Stimme:

„Der Kaiser Karl vom Untersberg schickt uns zu dir,
Weil er g'hört hat, du braust so a delikats Bier,
Mit dem kunnt' ma Menschen und Vieh vergiften,
Drum soll'n mir dir heut a Denkmal stiften.
Freilich bekränzt ma dir's nit mit Rosen,
Du halt'st 's ja lieber mit die Herbstzeitlosen.
Tollkirschen, die machen 's Bier schön braun —
'ma solchen Braumeister ist aber nit z' trau'n,
Denn der spart all's z'viel am Malz und am Hopfen
Und sauft von sein' eignen Gebräu kein' Tropfen.
An dem ist Hopfen und Malz verloren,
Den hat sich der Teufel zum Hofbräu erkoren!"

Alle Haberer singen im Chor:

„Scham di doch, scham di doch!
Pfeifft scho bald auf'm letzten Loch.
Laßt di nit belehren?
Willst di nit bekehren?"

Jetzt werden die Instrumente, Feuerhörner und Kuhschellen, Gießkannen, kupferne Kessel, hunderte von Wind-

mühlen, Trommeln, leere Tonnen, in Bewegung gesetzt und minutenlang damit aufgelärmt.

Alle Hunde von nah und fern brechen in ein Geheul aus, als könnten sie's nicht mehr aushalten — und als habe die furchtbare Dissonanz die Drachen der alten Sagenwelt in ihren Höhlen geweckt, so wälzen sich jetzt schwarze Wolkenbildungen am Horizont daher und der Sturm fegt sausend über die Dächer, als wolle er das Mißgetön mit seinem gewaltigen Flügelschlag verwehen.

Bissinger steht da mit gefalteten Händen, seine dünnen Haare flattern im Nachtwind. Seine Knie schlottern, jeder Nerv in ihm zittert. Himmel und Erde drehen sich um ihn. Raketen und Schwärmer fliegen zischend und prasselnd in feurigen Bogen über ihn weg aufs Dach — oder ihm um den Kopf wie glühende Bremsen. Rußiger Qualm entquillt unter dem scharfen Luftzug den Fackeln und ringelt sich wie eine schwarze Riesenschlange um die Altane, wo Bissinger steht, als wolle sie ihn und das Haus erdrücken.

Der Rugmeister liest weiter:

„Der Hochbräu ist a Reicher, thuat aber doch no spekulieren,
Wie er 'n Armen sei Sach' no kunnt' abdisputieren.
Der Müller vom Windbruch thuat eh' scho lang husten,
Den Glatzkopfeten thuat's nach sei'm Madel no g'lusten —
Und der Platz mit der Sagrinne sticht'm in d' Aug'n,
Der that gar so guat zu 'ra Sagmühl'n taug'n!
Z'erst thuat er 'n Müller sei G'schäftl ruinieren
Und nachderhand thuat er ihn z' totschikanieren.
So kann er dann leichter dös Haus an sich bringe
Und 's Dierndl, so moant er, zum Heiraten zwinge.
Pfui Teuf'l, wo hat denn der Alte sei G'wiss'n —?
Dös hat sich scho lang an ihm d' Zähn' ausbiss'n!“

Ein wahrhaft teuflisches Gelächter folgt dieser Strophe. Und nun repetiert der ganze Chor:

„Scham di doch, scham di doch!
Pfeifst bald selm auf'm letzten Loch.
Laßt di nit belehren?
Willst di nit bekehren?"

Erneutes G'rewellen. — Immer mehr schwillt der Lärm an, so mißtönend, als wären die Angeln der ganzen Welt rostig geworden und ächzten und kreischten.

Der Gefolterte wankt, seine zwei Wächter halten ihn aufrecht. Der Rugmeister beginnt wieder:

„Der Hochbräu hat'n Buab'n, den haut er glei z'samm',
Wann die zwoa mitanander a' Streitigkeit ham.
Will der Sohn nit a Ruach sei, wie sei Herr Papa,
Na jagt er 'n zum Teufel — in 'n Tod vielleicht aa —"

„Habermeister, laßt's gut sein, i kann's nimmer mit ansehen — schau den Vater an, wie er dasteht!" flüstert Lenz mit bleichenden Lippen.

Der Rugmeister verstummt — es geht ein Gemurmel durch die Reihen — der Hochbräu ist zusammengebrochen — er liegt leblos auf dem Boden der Altane. Die Männer, die ihn bisher hielten, winken herunter: „Laßt's gut sein, er kann nimmer!"

„Der hat g'nuag. Jetzt zieh'n wir um a Haus weiter!" brüllt der Haufe und setzt sich in Bewegung.

Lenz ist bei Gemming und dem Habermeister.

„Geh 'nauf zu dei'm Vater und schau nach ihm —" sagt Gemming ernst.

„Ja, wie kann i denn jetzt — in der Masken? Da thät er ja sehen, daß i bei dem Treiben mitg'macht hab' und müßt' mi verfluchen. — Morgen geh' i zu ihm und mach' alles wieder gut! Ach Gott, der alte Mann, wie er dag'standen ist —! Habermeister, i fürcht', i hab' mich schwer versündigt!"

„I hab' dir g'sagt, 's wird dich reuen, wärst davon blieben — jetzt bist amal derbei und kannst nit dessertiren!" erwidert der Habermeister kurz, nimmt Schild und Schwert des Kaisers Karl von der Linde und stellt sich wieder an die Spitze des Zugs.

Und weiter wälzt sich das Getümmel die Straße entlang. Entsetzen schreitet vor ihnen her. — Wo sie vorbeikommen, schließen sich Thüren und Läden — alles flieht in die Häuser — die Straße ist wie gefegt, so öde und menschenleer, der Weg frei — gemieden wie das Bahngeleis, wenn der Zug kommt. So gefürchtet wie jener, ist dieser Zug! Hinter den Läden bekreuzen sich die Leute. — „Die Haberer! Jesus Maria, bei wem treiben sie noch?" Immer näher kommt das Wutgeheul und der Fackelschein. — Am Ende der Dorfstraße liegt ein größerer Platz, mit Bäumen besetzt und in der Mitte ein steinerner Brunnen. Da machen sie Halt, gerade vor dem Pfarrhof und werfen die Fackeln zusammen, daß die Lohe hoch aufschlägt und den Himmel rot färbt.

„Um Gotteswillen, die brennen 's Pfarrhaus z'samm'!" schreit die Haushälterin und läuft die Treppe hinauf, um den Herrn zu rufen. Der aber kommt ihr völlig angekleidet entgegen.

„Retten Sie sich," sagt er kalt. „Ich bleibe hier.

Der Mesner arbeitet längst an der verrammelten Thür zur Glockenstube, er muß gleich fertig sein, dann läuten wir Sturm."

Die Haushälterin will zur Hinterthür hinausfliehen, aber da tönt ihr ein energisches „Halt!" entgegen. Alle Ausgänge sind besetzt, ebenso die Fenster des Erdgeschosses,

„Zu Hilf', zu Hilf'! Jetzt müss'n wir bei lebendigem Leib verbrennen," schreit die Haushälterin aus den Mansarden herunter.

Der Vorsteher und die Gemeindeverordneten kommen gerannt: „Die Spritzen, um Gottes willen — die Spritzen!"

Aber ein Dutzend Flintenläufe starren ihnen entgegen: „Wir passen schon selber auf d' Fackeln auf, wenn man uns in Ruh' laßt!" ruft der Habermeister mit seiner gebieterischen Stimme. „Wir sind verantwortlich, wenn was passiert. Mordbrenner sind wir nit, dös steht nit einmal im Bannbrief, der uns doch alle Schandthaten aufbringt. — Rugmeister lies!"

Der entrollt sein Papier und liest:

„Jetzt woll'n ma 'm Herr Pfarra a wen'g illuminieren,
Daß er besser siecht, wann er Brief schreibt zum Leutdenunzieren,
Und seinra Köchin, der thun ma a Habermuß kochen
Von dem Haber, der wo sie scho all'weil hat g'stochen.
Jetzt kommen S' nur 'raus, Hochwürden, Herr Pfarrer,
Und bleiben S' nit all'weil so a schweigsamer, starrer!
Bei Euch kann ma lerna, wie ma ehrliche Leut'
Zur Schand' und zum Spott macht für ewige Zeit.
Und hat ma ihna d' Ehr' und Seligkeit g'nomma,
Na treibt ma s' in d' Höll und hat sei Spiel g'wonna —"

„In der Kirchen, gelt,
War a Haberfeld,

Und dös Haberfeld
Hat der Pfarrer b'stellt,
Aber trieben sei
Hat er ganz allei' —
Möcht' halt lieber glei
Selm a Habrer sei!"

Singt jetzt der Chor von ein paar hundert Stimmen und die Lärminstrumente schlagen, blasen und schmettern den Takt dazu.

„Ja, kommt denn der Herr Pfarrer nit 'raus?" brüllt der Haufe ungeduldig. „Oder ist's ihm ebba noch z' kalt — müssen ma noch a bißl mehr einheizen?"

Ein paar „Unholde" springen herzu und werfen aufs neue Pechkränze in die Flammen, daß sie wild emporlodern. Jammergeschrei von allen Seiten des Dorfs: „Dös gibt a Unglück — löscht doch, löscht!"

„Wann der Pfarrer warm g'nua hat, löschen ma scho —!" ist die Antwort, und wieder brüllen die Rasenden: „'raus, Pfarrer — 'raus —" Und das Auflärmen beginnt in seiner ganzen Furchtbarkeit. — Die Hitze auf dem Platz und in den Köpfen der gereizten, wartenden Menge, der Qualm und der Pechgeruch — die Verwirrung wird immer größer. Bis zu Dachhöhe steigen die Flammen empor, schon fangen Fenster im Pfarrhaus an zu springen. Das Zögern des Geistlichen facht die Wut, und die Wut das Feuer an. Vergebens wehrt der Habermeister mit dem Schwert Kaiser Karls ab — aus dem Spiel ist Ernst geworden, auch er hat die Herrschaft über die entfesselten Geister verloren. — Da geht die Thür

auf und der Pfarrer tritt bedeckten Hauptes mitten unter sie hinein: „Nun, was soll's?"

„Kapp 'runter — die Kapp 'runter, Pfarrer!" wiehert es ihm hundertstimmig entgegen.

„Nein! die Mütze bleibt auf meinem Haupt," sagt der eisige Mann, ohne mit der Wimper zu zucken. „Glaubt ihr, ich lasse mich auf eure Kindereien ein?!"

„So, jetzt sind's Kindereien," ruft der Habermeister, „und heut in der Kirch'n waren's Verbrechen? Also wegen einer Kinderei hat man uns zu Schuften g'macht und thuat uns den Herrgott verweigern?!"

Jetzt ist der Damm gebrochen, — die Wut hört kein Gebot mehr. Sie dringen heran, immer enger im Kreis um den Unerschütterlichen, der ihnen nichts als Hohn entgegensetzt und ruhig mit dem Käppchen auf dem Scheitel, die Hände auf dem Rücken, der Bewegung zusieht, als handle es sich um ein Naturschauspiel.

Schon strecken sich Hände aus, ihm die Kopfbedeckung herunterzureißen, — er weicht nicht einen Schritt. Mit dem Schild und Schwert muß ihn jetzt der Habermeister selbst vor Thätlichkeiten schützen — denn das hieße die eigene Ehre schänden. „Zurück!" herrscht er sie an. „Seid ihr noch Haberer oder seid's das wirklich, was man euch heut g'heißen hat?"

„Lassen Sie nur," sagt der Pfarrer mit seinem gewohnten Lächeln, „bemühen Sie sich doch nicht — mich schützt mein Amt."

„Aber ich lass' mir nit nachsagen, daß wir uns an 'ma Geistlichen vergriffen hätten! — Dös geht z' weit!" ruft

der Habermeister. „Rühr' ihn keiner an, oder ich bin euer Habermeister g'wesen! Seht nach dem Feuer, daß kein Schaden g'schieht, sonst könnt's euch 'n Zuchthäusler zum Meister nehmen — aber nicht mich!"

Dumpfes Gemurmel ringsum. Die scheußlichen Larven schauen dem Priester ganz nah ins Gesicht, aber nichts ficht ihn an — er hört die zornigen Herzen pochen, heißer Atem umweht ihn, wie eine drohende Wolke, seine Haltung bleibt unbeweglich.

Einzelne Rufe werden laut: „Schlagt ihn nieder, wir lass'n uns nit verhöhnen!"

„Hochwürden gehen's hinein, jetzt kann i für nix mehr stehen!" bittet der Meister.

„Aber glauben Sie denn, ich fürchte diese Leute?" sagt der Pfarrer mit sicherer, vernehmlicher Stimme — „wer seine Pflicht thut, braucht nichts und niemanden zu scheuen und muß zu jeder Stunde bereit sein. Wollen sie ihren Mut an mir kühlen — nur zu! Ich wünsche mir ja nichts Besseres, als auf Kosten meines Leibes und Lebens, wenn es sein muß, den Beweis zu liefern, daß der Bannbrief vollkommen recht gehabt hat."

„So ist dös g'meint? Na, jetzt thun mir ihm den G'fallen grad nit, daß wir 'n totschlagen!"

Der Pfarrer sieht sich ruhig im Kreis um.

„Nun?" fragt er mit eisiger Kälte, „warum ist alles plötzlich so still geworden?"

Aber keine Antwort erfolgt. Statt dessen nimmt ein neuer Sprecher das Wort: die Sturmglocke! Die metallenen Zungen sind jetzt befreit und senden ihren Hilferuf durch die Lüfte.

„Sturmläuten 's, sie haben die Glockenstub' g'sprengt," so ruft's von allen Seiten. „Macht dem Läuten 'n End' — überwältigt den Mesner."

„Habermeister, was thun?"

„Löscht die Fackeln aus, macht dunkel! Im Namen des Kaisers erklär' ich's Treiben für b'schlossen," gebietet der Habermeister wieder in der alten Machtvollkommenheit.

Mit Windeseile wird das Wasser des Brunnens in die leeren Tonnen geschöpft, die zum Auflärmen mitgebracht waren und der Fackelhaufen gelöscht. Aber in der allgemeinen Verwirrung bemerkt niemand, daß an dem Dachfirst des Pfarrhofs bereits schwache Flämmchen hin und her irren! In der Dunkelheit soll sich der Menschenknäuel, wie immer, nach allen Himmelsrichtungen auflösen. Zu spät! — Ein Signalschuß bei den Vorposten — ein zweiter — ein dritter — von verschiedenen Seiten.

„Verrat," schreit alles wild durcheinander. „Habermeister, was thun?" fragen sie wieder und scharen sich ratlos um den entschlossenen Mann.

„Das sind Gendarmen oder Militär," ruft dieser. „Jetzt wird's Ernst!"

Und kaum ist das Wort heraus, da ergießt sich auch schon ein Schwarm von Gendarmen zu Fuß und zu Pferd über die enggedrängte Schar. Blind wütend dringen nun die Feinde aufeinander ein. Wie wenn in Wirklichkeit Haber gedroschen würde, fast taktmäßig, geht das Geräusch des Handgemenges. Kein Wort wird gesprochen, — kein Laut, als das Stöhnen und Schnaufen der Kämpfenden, das Scharren der Füße, das Schieben und Stoßen vor und zurück, das Niederfallen der Fäuste und Säbel auf

abwehrendes Eisen oder lebendiges Fleisch. Auch ein fliehender Schritt und das Laufen der Verfolger wird dann und wann hörbar. Denn es fehlt nicht an solchen, die sich durch die Flucht zu retten suchen und denen trotz der Dunkelheit, die Gendarmen auf der Ferse sind. — Die Gesamtheit aber kämpft auf dem Platz mit dem Mut der Verzweiflung.

Plötzlich blitzt es auf und ein lichter Schein erhellt die Nacht. Jetzt blickt alles empor. — Aus dem Dach des Pfarrhofs schlagen die Flammen. — Die Sturmglocken toben, als sollten die Stränge reißen. „Feurio" — heult es die Straße herauf. Die Feuerreiter sprengen daher und erzwingen sich Durchlaß, gleichviel wen sie mit ihren schweren Bauerngäulen niederreiten. Von den Nachbardörfern rasseln die Spritzen herein, denn der Feuerschein der Fackeln hat zu weithin geleuchtet und schon lange vor den Glocken unbeabsichtigte Notsignale gegeben. So waren die Spritzen schon abgefahren, ehe es geläutet.

Mit einem Schlag ist das ganze Bild verändert, denn dem größeren Feind gegenüber müssen die kleineren Feinde zusammenhalten, das Element versöhnt die Elemente. — Waffenstillstand!

Und nun sind's wieder die alten, echten Haberer, die braven Söhne eines braven Volks, — denn, statt zu fliehen und den Moment zu benützen, bilden sie in ihren Höllenmasken Kette mit den Gendarmen und helfen löschen. — Andre dringen mit keckem Mut durch den Rauch und das Funkengestöber ins Haus und retten die Fahrnis. Der Pfarrer jammert nur um seine kostbare Bibliothek, sein einziger unersetzlicher Besitz. Gleich steht ein Vermummter

oben unter den brennenden Balken wie ein Feuerteufel und wirft Buch um Buch zum Fenster heraus, als handle sich's um ein lustiges Ballspiel und die Bände flattern, aufgeblättert, wie Tauben aus dem brennenden Schlag. — Unten fängt der Pfarrer sie auf und nicht eher will der Retter auslassen, bis das letzte Buch drunten wäre. Alles ruft ihm zu — es sieht so gefährlich aus. Man richtet die Spritzen auf ihn, der Wasserstrahl ist aber ebenso gefährlich für ihn, denn er wäscht ihm die Schwärze vom Gesicht. Der Pfarrer bittet und befiehlt herabzukommen, — umsonst. In der Dienstbeflissenheit derselbe eigensinnige Ungehorsam, wie in der Auflehnung. Der Pfarrer schüttelt den Kopf. „Man kann nichts thun, als sie gehen lassen,“ sagt er nachdenklich — und der Worte Sinn ist tief! — Ein Poltern und Krachen im Innern des Hauses, — die Treppe ist eingefallen, — der kühne Waghals da oben ist unrettbar den Flammen überliefert, es handelt sich um Sekunden. Alles blickt in atemloser Spannung hinauf und ruft durcheinander: „Leitern, legt d' Leitern an, er kann ja nimmer 'runter — Jesus Maria, er brennt scho!“ Die große Perücke von Werg, die den Haberer noch unkenntlich gemacht, fängt jetzt Feuer. Er muß sie abreißen und einer der schönsten und reichsten Bauernsöhne des Isarthals kommt zum Vorschein, umleuchtet vom Glanz des wütenden Elements. — „Im Namen des Gesetzes befehl' ich dir 'runter zu kommen, eh' die Leiter Feuer fangt!“ schreit der Kommandant hinauf.

„I pfeif' Enk was auf Enker G'setz, — jetzt kimm i scho selber,“ antwortet der Bursch und behend wie eine Katze schwingt er sich auf die Sprossen und klettert

herunter, noch einen Pack der letzten gefährdeten Bücher im Arm. „Da, Herr Pfarrer," lacht er gutmütig, „san Enkere Schätz!"

„Ich weiß in der That nicht, wie ich Ihnen danken soll," sagt der Pfarrer verlegen.

Der Gendarm lehrt es ihn, indem er dem Retter die Hand auf die Schulter legt.

„Im Namen des Gesetzes, — auf was du pfeifen thust — verhaft' ich dich, Florian Mayer!"

„So — aa no —!" sagt der Bursch mit unverwüstlicher Laune und schaut auf seine versengten Hände und Kleider. „No, nur zua — aber z'erst derf i no löschen helfen, gelt? Und nachher kannst ja schauen, ob d' mi kriegst!"

„'s Nachbarhaus brennt! rettet's Nachbarhaus," ertönt eine neue Hiobsbotschaft — und ehe der Gendarm sich's versieht, sitzt der „Teufelskerl" auch schon rittlings auf dem glimmenden Dach, dirigiert die Spritze auf die gefährdeten Stellen und ruft lachend herunter: „Hol' mi!"

„Lassen Sie ihn!" wehrt der Pfarrer dem Kommandanten, der zornig in das Haus stürzen will, „die Sache muß anders ausgetragen werden. Ich kann den Menschen, der mir meine Bücher mit Lebensgefahr dem Feuer entriß, nicht verhaften lassen." Er sieht sich um und überblickt die Massen der seltsamen Spukgestalten, die mit todesverachtendem Eifer am Rettungswerk arbeiten. „Der Fall liegt nicht so einfach! Mit Gewalt ist da nicht viel zu machen, das seh' ich mehr und mehr."

„Bravo Pfarrer," schreit der Bursch von oben herunter, „jetzt samer wieder guat!"

„Aber wir sind nit guat mit einand!“ schreit der Kommandant hinauf und kommt dem Gendarm zu Hilfe. „Für Narren halten lassen wir uns nit. Der Kerl wird dingfest g'macht — kost's, was es will! Drauf!“

Mit dem Gewehrkolben schlagen sie nun die verschlossene Thür des angesengten Hauses ein. Aber im selben Moment sind sie auch schon umringt von einem Schwarm der unkenntlichen Larven, die sich zwischen sie und das Haus stellen. „Nix da — wir lassen kein'm von die Unsrigen was g'schehen! Dös wär' noch schöner! Da derfür helfen mir euch löschen, daß ma uns wegfangt mitten in der Arbeit? So hab'n mir nit g'wettet, Brüderl! Weg'n uns kann dös ganz Pfarrhaus niederbrenne, 's ist eh' Staatseigentum und g'schicht niemand kei Schaden!“

„Z'ruck!“ — Die Gendarmen werden von der Wucht des neuanwachsenden Aufstands zurückgeschoben, — immer mehr lassen vom Rettungswerk ab und gesellen sich zu den andern. Die Gendarmen kommen ins Gedräng. — „Scharf laden!“ kommandiert der Wachtmeister. Ein Wutschrei antwortet ihm. Nun reißen die Haberer auch die Büchsen von den Schultern und stehen schußfertig da. — „Auf Leben und Tod!“ ruft der Habermeister entschlossen.

„Gebt die Thür frei oder ich lass' den Platz säubern!“ verwarnt der Kommandant.

Erneutes Wutgeheul, aber keinen Fuß breit geben sie nach.

„Ich forder' euch zum zweitenmal auf, den Platz gutwillig zu räumen.“

„Gutwillig! Was kann ma von uns noch Gutwillig's

verlangen, nachdem ma uns anfeindet und verfolgt, jahrelang, als wollt' ma uns ausrotten, uns und unsern alten Brauch? Was hab'n denn wir gethan, daß ma auf uns zielen darf, wie auf tolle Hund? Jetzt ist's Maß voll, — mehrer geht nimmer, werd's wie's will!"

„Also ihr gebt nicht nach? Ich frag' zum drittenmal!"

„Nein — und zum hundertstenmal: Nein!"

Die Menge steht wie festgemauert, Aug' in Auge mit dem Feind, die Büchsen angelegt zum Schuß.

Eine lange schwüle Pause, — das Unglück naht, die Saat ist reif. — Ein Schuß fällt. Jener erste Schuß, von dem nie jemand weiß, wer ihn gethan!

„Feuer!" lautet darauf das Kommando.

Und: „Feuer!" antwortet das rasende, einst so gutartige Volk.

Die Salven knattern herüber, hinüber. Hier und dort stürzen Leute.

Und abermals wird geladen und abermals abgedrückt. Die Haberer sind in der Ueberzahl. Die Gendarmen beginnen nach rückwärts zu weichen.

„Für unser gut's Recht!" ruft der Habermeister in gewaltigem Anlauf vorstoßend. Da saust pfeifend eine Kugel durch die Luft und schlägt dumpf in einen weichen Gegenstand, — ein gebrochener Wehelaut: „Jetzt ist's g'fehlt'" — Der Habermeister sinkt zusammen. — Ein Schmerzensschrei ringsum. Ihr Bester — ihr Führer ist gefallen, — nun ist der Widerstand gebrochen! — Mit Donnergetös stürzt der Dachstuhl vom Pfarrhaus ein — die Haberer achten nicht mehr darauf, — eine neue Salve

überschüttet sie mit heißem Blei, mitten unter dem Kugelregen heben sie den Körper des Meisters auf — und ihre letzten Waffen sind nur noch Flüche auf die Häupter ihrer Verfolger.

Groß ist die Zahl der Gefallenen, die sie zu bergen haben und doch geht alles mit Gedankenschnelle. — Der Pfarrhof verlodert ungelöscht — die Haberer sind in die Nacht verschwunden.

Sechstes Kapitel.

Der Falsche.

Von alle dem hat Lenz nichts mehr gehört und gesehen. Gleich beim Beginn des Handgemenges hat er sich davon geschlichen. Nicht aus Feigheit, nicht vor dem Feind, sondern vor seinem eigenen Gewissen. Er will zu Baldl, um sich dort seiner Maske zu entledigen und den Ruß abzuwaschen, damit er so schnell wie möglich zum Vater heim kann und keine Spur seines Thuns ihn verrät. — Aber ein paar Gendarmen haben ihn wegschleichen sehen und verfolgt. — Eine Jagd hat nun begonnen. „Steh, oder wir schießen!" Stehen bleiben, sich fangen lassen und entdeckt werden, — daß der alte, elende Mann erfährt, wie sein Sohn unter denen war, die ihn schier zu Tod gemartert, — das heißt verflucht sein, diesseits und jenseits, doppelt verflucht, vom Vater und von der Kirche, — dann lieber gleich sterben, als so weiterleben! Wohl sieht er, wie sich der Himmel aufs neue rot färbt und hört das Feuriogeschrei — ihn kümmert's nicht, nur fort — fort! „Steh', oder wir schießen" — rufen die Verfolger zum zweitenmal.

„So schießt!" ist die verzweifelte Antwort und weiter

geht die Flucht, unter dem Schutz der Nacht und der Vertrautheit mit dem Weg. Hinter ihm knallen zwei Schüsse, — sie fehlten ihr Ziel, er ist heil. Die Gendarmen müssen neu laden. Jetzt hat er einen Vorsprung, er schlägt sich seitlings ins Dickicht, das muß sie täuschen und als er sie wieder hört, hat er den Berg erreicht, auf dem die tote Mühl' liegt. Wie ein gejagter Hirsch fliegt er den steilen Hang grad hinauf und schneidet den Weg ab, den die fremden Gendarmen in der Dunkelheit erst suchen müssen.

Droben im Haus sind die Geschwister die ganze Nacht auf. Sie sitzen in der Wohnstube und beten vor Angst. Das Auflärmen der Haberer, dann das Sturmläuten, das Schießen und jetzt die Röte am Himmel — die zwei armen Einsamen hier oben in dem abgelegenen „Einödhof" fühlen alle Schauer der unbekannten Schrecknisse doppelt mit. — So erbeben sie bis ins Herz hinein, als es dreimal an die Thür klopft: „Macht auf, schnell, schnell!"

„Heiliger Gott!" Wiltraud schlägt ein Kreuz und eilt hinaus. „Wer ist's?"

„Ich, der Lenz, laß' mich 'nein, nur schnell!"

Das Mädchen kann vor Zittern den Schlüssel kaum umdrehen, die Hände versagen ihr — es dünkt ihr eine Ewigkeit, bis sie aufbringt, sie hat ja die Angst in seinem Ruf gehört. Als müsse sie einen Versinkenden ans Ufer ziehen, so faßt sie ihn, als die Thür aufgeht und zieht ihn herein, dann schlägt sie die Thür ins Schloß und schließt mechanisch wieder zu. „Lenz, mei alles!" ruft sie in unaussprechlicher Liebe und sinkt ihm trotz seiner grauenhaften Larve an die Brust.

„Traudl, Sebald — rettet's mich!“ schreit Lenz, der wie irrsinnig in die Wohnstube taumelt und stürzt dem Freund zu Füßen. „Baldl, hilf mir, — d' Gendarmen kommen — sie sind mir auf'm Fuß! Mein' Vater brächt's um, wenn's 'raus käm, daß i bei dem Treiben war, Baldl, du hast kein Vater mehr, der dich verfluchen und verstoßen thät, du hast niemand z'fürchten, — thu's für mich, da nimm mei G'wand“ — er wirft die Vermummung ab und reißt ein paar Kohlen aus dem Ofen — „mach dich schwarz, sag du seist's g'wesen, laß dich verhaften und derweil zeigt mir d' Traudl den Weg durch d' Sagrinne in d' Schlucht. — 's dauert ja nit lang — und i mach' dich zum reichen Kerl für dei Lebtag! — I thät's ja g'wiß nit verlange, aber der Vater, der Vater, — mei lieber Gott! wie er dag'standen ist und hat zittert —“

„I versteh', was d' willst — i soll's auf mich nehmen, daß d' Gendarmen dich nit weiter verfolgen,“ sagt Sebald.

„Baldl, willst es thun? Jesus Maria, sie komme schon —“

Sebald nimmt die Kohlen und reibt sich Gesicht und Hände schwarz: „I thu's — geh!“

„Gott lohn' dir's!“ ruft Lenz.

Schon schlagen die Gewehrkolben an die Thür. Wiltraud faßt ihn stumm am Arm und reißt ihn mit sich fort, durch den Stall hinaus, nach der Schlucht, während Sebald geht und die Gendarmen hereinläßt.

Hochgeschürzt und barfuß klettert das Mädchen vor Lenz her in dem schmalen Rinnsal des Mühlgefälls hinunter in

die Tiefe. Kein Wort wird gesprochen auf dem ganzen gefährlichen Abstieg. Unten angelangt, deutet sie nach einer seitlichen Spalte, einer Art Klamm, nicht breiter, als daß ein Mensch durch kann. „Dort schliaf eini und geh immer weiter, bis sich's aufthuat. Da kommst grad hinter'm Dorf 'raus. Nacher kannst dich zwischen die Hecken durch ung'sehen in dei'm Vater sein' Hof schleichen. Schau, da wasch' dir glei 's G'sicht und d' Händ, daß ma dir's nit ankennt." Sie nimmt ihr Brusttuch ab und gibt es ihm zum Abtrocknen. Er thut, wie sie ihn geheißen. Sie steht bis an die Knöchl im eisigen Wasser des Wildbachs, der die Schlucht durchrauscht und ihre rosigen Füße bespült, daß sie brennen vor Kälte.

Lenz thut, wie sie ihn geheißen, und als das jugendliche Gesicht wieder frisch und rein in die Welt schaut, da wird ihm so leicht, als habe er nun auch alle Schuld von sich abgewaschen und er umschlingt Wiltraud. „So, jetzt kann i dir auch a Bußl geben, zum Dank für dei große Lieb und Hilf!"

Wiltraud steht finstern Blicks und die geschlossenen Lippen erwidern den Kuß nicht.

„Traudl, was spinnst? Bist mir bös?"

„Mach, daß d' in Sicherheit kommst — i muß 'nauf zu meim Bruder."

„Schau, wenn du wüßtest, wie leid 's mir ist um den Baldl! — 's wird ihm doch nix g'schehen?"

„Für die Sorg ist's jetzt zu spät, — dös hätt'st dir früher überlegen müssen —!"

„Traudl! I kehr' um — i sieh dir's an, 's ist dir nit recht?"

„Geh und rett' nur du dich, mei Bruder hat sei gut's G'wissen, aber dir sei Gott gnädig!" Und damit wendet sie sich und klimmt, ohne sich umzusehen, die „Sagrinne" wieder hinauf. — Einen Augenblick bleibt sie oben stehen und hält sich an dem bemoosten Holzwerk des Mühlrads. Sie sieht Lenz nach wie er läuft, als fürchte er, sie könne ihn noch beim Wort nehmen und sagen: „Kehr um!"

Sie versucht wie mechanisch das Rad zu bewegen. „Du bist tot! Die Mühl' tot, und der Müller und — was noch?" Warum war es ihr denn eben, als sei noch etwas tot?

Lenz ist jetzt verschwunden in der Klamm. Er hat noch einmal gewinkt, sie sah es beim Schein des düster flammenden Himmels, der seine roten Reflexe in die Schlucht wirft, aber sie erwiderte es nicht. Nun faßt die Sorge um den Sebald ihr Herz mit aller Macht und sie eilt, so schnell die Füße sie tragen, hinein ins Haus. — Es war ihr noch nie so bewußt wie heute, daß sie nichts hat als ihn, sie muß sich an seine Brust lehnen und ausweinen! Weinen, um was denn? Sie weiß es nicht. Es ist ein großer Schmerz in ihr, den sie nicht versteht. Ist's um den Lenz? — „Der wär's nit wert!" — Vielleicht ist aber gerade das der Schmerz?!

Sie hat die Stallthür erreicht und horcht, ob die Gendarmen noch da sind. Aber alles ist still. Sie geht leise durch den Stall in den Hausgang, ein kalter Wind pfeift ihr entgegen, die Hausthür steht offen, auch die vom Wohnzimmer, kein Mensch weit und breit. Sie sucht in der Küche, in der Kammer, auf dem Speicher, sie ruft

— keine Antwort! Das Haus ist leer, haben sie ihn mitgenommen, verhaftet? Gott erbarme sich! so weit wird es doch nicht kommen, daß ihr Bruder, ihr reiner unschuldiger Bruder, ins Gefängnis muß? — In Todesangst läuft sie hinaus und schreit in die Sturmnacht hinaus: „Sebald, Sebald!“

Ganz vom Fuß des Abhangs ruft es schwach zurück: „Wiltraud!“

Er ist's, sie führen ihn fort, sie sind schon da drunten. Aber noch zum Einholen — ja, wenn sie recht läuft, kann sie ihn noch erreichen. — Und sie läuft wie ein vom Wind fortgewirbeltes Blatt. Sie ist unten — sie hat ihn, ihre Arme umschlingen ihn, ihre glühende Wange drückt sich auf seinen Mund, als wolle sie ihn schützen vor der kalten Luft.

„Ja i bitt' euch, mei Bruder ist krank — wo soll er denn hin?“ redet sie atemlos die Gendarmen an.

„Wo a jeder Haberer hing'hört, ins Gefängnis!“

„Ja, aber ös hört's doch, daß mei Bruder krank ist, — brustleidend! Des könnt's doch 'n Kranken nit verarretieren. Und heut in der rauhen Nacht den Menschen 'nausschleppen — mit sei'm Husten —, das kunnt ja sei Tod wer'n!“

„Wir müssen machen, daß wir weiter kommen,“ mahnt der eine Gendarm den andern und will gehen.

„Nein, nein, dös kann, dös darf nit g'schehen — liebe Leut, i bitt' euch, habt's doch an Einsehen — fragt's den Doktor, der kann's bestätigen, daß der Bruder 's Einsperren nit vertragen thät!“

Die Gendarmen lachen.

„Gott im Himmel, seid's barmherzig!“

„Dös ist nit unser Sach, wir müssen thun, was unser Vorschrift ist.“

„Aber, — — jetzt kann ma ’s ja sagen, — der Bruder ist unschuldig.“

Die Gendarmen lachen wieder: „Dös b’hauptet a jeder, — auch wenn er’s G’sicht und d’ Händ no schwarz hat und d’ Haberermontur auf’m Boden liegt!“

„Er ist ja gar nit dabei g’wesen. Schaut ihn doch an, sieht denn der kränkliche Mensch aus, als könnt’ er Haberfeld treiben?“

„Da ist gar nix z’ reden, spar’ dir alle Wort, Madel. ’s Laugne kann die Sach’ nur verschlimmern. Dei’ Bruder ist der That überführt und g’ständig!“

„Sebald, warum hast es denn so weit kommen lassen?“

„Was ma versprochen hat, muß ma halten!“ sagt Sebald leise.

„Aber i hab’ nix versprochen, — i schweig’ nimmer — — nit wahr is’s!“ schreit Wiltraud mit der Kraft der Verzweiflung: „Soll denn der Unschuldige für den Schuldigen büaß’n? Glaubt’s ihm nit, ös seid’s ja ang’führt, g’opfert hat er sich für ’n andern —!“

„Ja, wo ist dann der andre?“ frägt einer der Gendarmen scharf.

„Traudl!“ mahnt Sebald und zum erstenmal in seinem Leben ist ihr der schwache Kranke überlegen an Seelengröße und Willenskraft. Es ist etwas in dem Ton, mit dem er das eine Wort sprach, als wolle er sagen: „eine Schwester, die zur Verräterin wird, — ist meine Schwester nicht mehr.“

Da steht sie und kämpft den schwersten Kampf: Soll sie den Bruder hingeben oder ihn retten gegen seinen Willen, um den Preis eines Verrats an dem, der sich auf sie verläßt und ihr vertraut und der — noch einen Vater hat, wenn auch ein schlechter, so ist's doch immer sein Vater! — Sie denkt an den ihren im Grab und wie's wär', wenn der so was am Baldl erleben hätt' müss'n!

„Nun, wird's?" fragt der Gendarm nochmals: „Wo ist der andre?"

Wiltraud steht mit festgeschlossenen Lippen und schweigt.

„Da haben wir's ja! Der andre wird wahrscheinlich der Mann im Mond sein!" Beide lachen. „Gelt Madl, jetzt weißt halt doch nix?" Er gibt Sebald einen leichten Kolbenstoß: „Jetzt vorwärts, marsch!"

„Baldl, Bruder!" schreit Wiltraud auf und umklammert mit beiden Armen den zarten Körper: „I laß dich nit — schlagt mich tot, aber trennt mich nit von mei'm Bruder!"

„Jesus, ist dös a wild's Madl!" Die Männer bleiben stehen. „Laß 'n jetzt gehen, oder wir kommen dir anders!"

Wiltraud fällt auf die Kniee. „Nehmt mich mit, i will mit! I laß mich mit ihm einsperren, i thu' alles, nur daß i ihn pflegen darf und sei' kranke Brust verwahren, er vergißt's immer. Hört nur, wie er hustet — er haltet's ja nit aus — er braucht a Lieb' und Abwarten und a g'heizt's Zimmer, und a warme Milch! Jesus, lieber Gott, wer wird ihm dös all's geben?" Und so herzzerreißend schluchzt

sie und umklammert die Kniee der Leute, daß es diese selbst erbarmt.

„Schau, Dirnl, du bedauerst uns scho recht, aber wir können nix machen — dös mußt doch einsehen. Wir können doch niemand einsperren, der wo sich nit vergangen hat. Und schau, wenn dei Bruder krank ist, dann kommt er ja in d' Krankenabteilung, da kriegt er auch alles, wie's der Doktor sagt, und ist gut verpflegt!"

„Ist dös g'wiß?"

„Ja, dös ist g'wiß! Meinst, der Staat laßt die G'fangenen umkomme? Da kennst's schlecht. Und wie lang wird er denn sitzen müssen — höchstens a 'n anderthalb Jahrln!"

„So lang?" ruft Wiltraud entsetzt. „Heiliger Gott!"

„Traudl," sagt Sebald, „lieb's Schwesterl, laß mi nur gehen. Weißt, i krieg kalt von dem lange Rumstehen — mich friert schon an d' Füß —"

Er hat das Rechte getroffen. „Ja, ja, freili! Nit daß d' dich noch verkältst auch."

Und nun die letzte Umarmung. „B'hüet di Gott, Traudl — bist ja mei Traudl — mei brave, g'scheite!"

„Baldl —!" Mehr kann sie nicht sagen vor Thränen. Noch ein Kuß auf seine bleichen eingefallenen Wangen und dann — gibt sie ihn frei.

„Gelt, seid's gut mit ihm unterwegs!" ruft sie den dahinschreitenden Gendarmen nach. „Und geht's nit so g'schwind, sonst muß er so husten."

„Nein, nein!" rufen diese zurück, laufen aber immer schneller. — Es ist, als ob ihr mit jedem dieser scharfen Schritte das Herz zertreten würde. — Sie steht und schaut

ihnen nach und grüßt und winkt mit dem Tuch, solange sie ihn noch sieht, diesen geliebten Bruder, dem sie nicht nur Schwester, dem sie in seiner Hilfsbedürftigkeit auch Mutter ist. Und mit dem Schmerz der Mutter um das verlorene Kind klagt sie um ihn, daß es laut von den Bergwänden widerhallt und sie fast erschrickt über ihr wimmerndes Echo. — Sie setzt sich auf einen entwurzelten Baumstamm am Wege und starrt auf die verdorrten Aeste nieder. Am Himmel ist die rote Glut allmählich erloschen. Das Sturmläuten verstummt, vom Dorf schallt kein Lärm mehr herüber. Kalt und abgestorben liegt die Welt, — liegt das Leben vor ihr. — Da fällt ihr ein, sie hätte ja mitgehen und den Bruder wenigstens noch bis ins Dorf begleiten können. Und wie ein Reh springt sie auf und den Dahinschreitenden nach. — Sie muß, sie kann sie noch einholen. Die Straße ist ja frei für jedermann. Das kann ihr keiner wehren! — Die treibende Kraft in diesem starken Geschöpf ist die Liebe — diese beflügelt sie, wo es zu eilen, und macht sie geduldig und ausdauernd, wo es zu weilen gilt. Solche Naturen sind geschaffen zu Wohlthätern der Menschheit, sei es im thätigen stillen Walten der Sorgfalt oder im raschen wehrhaften Handeln der Verteidigung und Hilfe.

In wenig Minuten hat sie die Entschwundenen eingeholt.

„Ja, Traudl,“ ruft Sebald, „mit willst? Hast denn 's Haus abgeschlossen?“

Daß ihr Häuschen offen stehen geblieben, ist ihr gleichgültig — sie hat wenig oder nichts mehr darin zu verlieren, und hätte sie's auch, was wäre es gegen das, was

sie an dem Bruder verliert? „O, laßt mich nur mit bis ins Dorf!" fleht sie und legt den Arm des Bruders zärtlich in den ihren, um ihn zu stützen. Sie trägt noch das „Darlehen" von den Haberern bei sich, das ihr Sebald eingehändigt. Im Dorf will sie einen Wagen anspannen lassen, damit der schwächliche Mensch bis zum Gefängnis in Tölz fahren kann. Das übrige läßt sie dann dem Bruder. Er muß doch ein bißl Geld haben — „dadrin"!

„A Prachtsmadl!" murmeln die Gendarmen. „Wer a so was derwischet, der kunnt sich gratulieren. Aber an unsereins kommt so ebbas nit!" —

Indessen hat Lenz das Haus erreicht. Es ist ihm gelungen, sich durch die Büsche zu schlagen und in den Hof zu stehlen, ohne daß ihn jemand sah. Die Hunde, die ihren jungen Herrn kannten, haben auch nicht angeschlagen. Und vom Dach eines niederen Anbaues war es ihm ein Leichtes, in sein Zimmer zu gelangen, wo das Fenster noch offen stand.

Schnell hat er sich umgekleidet. Seine Schuld ist abgestreift mit den Gewändern und abgewaschen mit dem Wasser des Wildbachs — nun kann er die Verirrung sühnen. — Und der arme Baldl? Dem wird er's reichlich vergelten und der Wiltraud auch. Der Fall ist ja so einfach und leicht gut zu machen — zum Glück! — Als er fertig ist, tritt er leise beim Vater ein.

Der Alte liegt ganz in die Kissen vergraben und lallt und stöhnt unaufhörlich. Am Bett sitzt eine plumpe Magd und schnarcht, den Kopf auf den Bettrand gelegt. — Ein qualmendes Talglicht steht ungeputzt mit einem zollangen verkohlten Docht im eisernen Leuchter und tropft Fluten

von übelriechendem, geschmolzenem Unschlitt auf den Tisch. Das trostlose Bild des Krankenzimmers eines ungeliebten Menschen. Niemand hat sich die Mühe genommen, den Bewußtlosen auszuziehen, man hat ihn gleich so ins Bett gelegt und er wälzt sich unbehaglich, halb angekleidet, unter der schweren Federdecke herum. — Ekler Dunst von Fett und heißem Eisen betäubt seine verwirrten Sinne noch mehr und engt die mühsam atmende Brust ein. Lenz putzt zuerst das Licht und schiebt es höher im Leuchter hinauf. Dann öffnet er das Fenster einen Augenblick, um frische Luft hereinzulassen, aber häßlicher Brandgeruch zieht vom Pfarrhof herüber und zwingt ihn wieder zu schließen. Die Atemzüge des Vaters fangen an, immer unruhiger zu werden. Lenz schleicht sich sachte heran. — Der Kranke erschrickt: „W — wer ist da?“ schreit er zitternd und hebt bittend die Hände auf. Die ganze namenlose Angst, die er ausgestanden, liegt in dieser flehenden Gebärde, und es ergreift den Sohn mit solch unaussprechlichem Mitleid, daß er mit beiden Armen den hilflosen Körper umschlingt und ihn fest an seine Brust drückt. „Nein, Vater, nein — 's thut dir niemand was — 's darf dir niemand nix mehr thun!“

Der Vater erkennt die Stimme nicht, er versteht auch die Worte nicht, er fühlt nur, daß es jemand ist, der's gut meint, und klammert sich Schutz suchend an ihn fest.

„Vater, hab doch kei Angst mehr — jetzt bin ja i da, der Lenz, und laß dir nix g'schehen!“

„Wer?“ lallt der Kranke und starrt ihn mit leerem, glasigem Blick an.

Dem Lenz ist es, als bohre sich ihm ein Stachel in



Herz und Hirn, der immerfort die Worte eingräbt: „Das hast du gethan!“

„Der Lenz — Vater, kennst denn dein' Lenz nimmer?“

Der Alte richtet sich mit dem Oberkörper auf, um das Ohr des andern zu erreichen, dann flüstert er ihm wie eine wichtige Neuigkeit, heiser, lallend zu: „Der Lenz — ja, der ist unters Mühlrad kommen. Uh — huhuh!“ fängt er nur an zu schluchzen und wirft sich in die Kissen zurück.

Dem Sohn schwindelt es. Jetzt erst blickt er in die Tiefe des Elends, in das er den Vater gestürzt. — „Vater, Vater, wach auf! — Dein Sohn — du mußt dich b'sinne! Vater, werd mir nit irr, Gott im Himmel, raff deine Gedanken z'samm, komm, es geht schon! Schau mich an, Vater, i bin ja nit unters Rad komme. — I bin ja bei dir und will dich pflegen und will's gut machen — alles, alles!“ Er sinkt vor dem Bett auf die Kniee und küßt die kalten, gedunsenen Hände, die unruhig auf der Decke spielen. Der Kranke lallt mit erstickter Stimme unverständliches Zeug in die Kissen.

„Gott, Gott, Vater — lieber, komm doch zum Verstand — nur noch 'n Augenblick, nur so lang, daß d' mir noch verzeihen kannst —?“ Er sieht die bläulichen Säcke unter den Augen des Kranken und den blöden Ausdruck in dem verängstigten Gesicht, und die Thränen rinnen ihm unaufhaltsam auf das Haupt des Vaters nieder. Der wischt die brennenden Tropfen weg, als wären's Fliegen, ohne zu ahnen, aus welch tiefem Born der Reue sie kommen. — Er würde es ebensowenig verstehen, wenn er gesund wäre. Aber das ist auch nicht nötig — es sind Thränen, der beleidigten Natur geweint, der Mensch,

dem sie gelten, mag sein, wie er will! — Die Sünde gegen das vierte Gebot ist hier die Sünde wider die Natur. Sie zermalmt das Herz des Schuldigen nicht minder, als wenn er unter das Rad gekommen wäre, von dem sein Vater spricht.

Der Alte ist zu weit vorgerutscht und hängt mit dem Kopf zum Bett heraus. Lenz hebt ihn behutsam auf und schiebt ihn besser hinein, dabei entdeckt er, wie schlecht und unsorgsam man ihn gebettet. Er rüttelt die schlafende Magd auf. „Jetzt hab' i's g'nug mit dem G'schnarch! Mach, daß d' 'naus kommst, faule Dirn, g'wissenlose!"

„No, was ist denn?" begehrt die Magd auf.

„Was ist? Nit amal auszogen und ordentlich ins Bett g'legt habt's den armen Mann. Schau her, wie ihn der Bund einschneid't und zwängt, daß er nit schnauf'n kann — und 's Bett habt's ihm auch nit aufg'schüttelt, ös G'sindel, ös faul's!"

„O Jesus, jetzt wird ma noch ausg'schimpft weg'r dem!"

„Wegen dem?" schreit Lenz wütend; „'s ist mei Vater, daß d's weißt."

Und mit festem Griff packt er die Dirn und wirft sie zur Thür hinaus.

„O, o, d' Haberer!" wimmert der Kranke und verkriecht sich unter die Decke.

Mit der Zartheit eines Krankenwärters entledigt Lenz nun den fröstelnden Alten seiner von der Nachtluft feuchtkalten Hüllen und richtet ihm ein erträgliches Lager her. Dann zündet er das ausgegangene Feuer im Ofen wieder an und wärmt ihm Decken, in die er ihn einwickelt.

„Z'erst muß i den Kalt aus ihm 'nausbringe!" murmelt er vor sich hin und reicht ihm etwas Branntwein, der auf dem Ofensims steht. Der Alte kann es vor Frieren fast nicht trinken, die Zähne klappern am Glas und er verschüttet alles. Lenz hat sich aufs Bett gesetzt und hält seinen Vater im Arm, ihm sorgfältig die Flüssigkeit einflößend, wie einem Kind. Das Licht hat er neben sich hingestellt, um besser sehen zu können. Der starke Branntwein thut sichtlich gut, und in den Armen des Sohnes, eingehüllt in die heißen Decken, beginnt der Unglückliche allmählich zu erwarmen. Die kurzen Atemzüge werden regelmäßiger und länger. Eine unverkennbare Beruhigung kommt über ihn. „Er spürt halt doch, daß i's bin!" denkt Lenz und wagt sich nicht zu rühren, um das Behagen des Kranken nicht zu stören. Im Ofen kracht das Fichtenholz, der schwache Mann erschrickt und schaut auf. „Ja, du bist da?" sagt er plötzlich, wie erwachend, und in die glasigen Augen kommt ein Schimmer von Bewußtsein. Er betastet mit den unsicheren Händen Lenzens Gewänder, ob es etwas Wirkliches sei. „Ja, bist du denn nit tot?"

„Nein, Vater, i bin nit tot — i bin nur a recht a böser Bua, den d' amal g'hörig beuteln sollst, wann d' wieder g'sund bist. Nachd' schneid' i mir selber a Rut'n und bring' sie dir, daß d' mir gibst, was mir g'hört!"

Eine Weile ist alles still, als müsse der Alte es erst verarbeiten. Lenz fängt schon an zu fürchten, das Bewußtsein sei wieder erloschen. Da holt der Verstummte plötzlich tief Atem und bricht in ein krampfhaftes Lachen und Weinen aus. Der Kopf sinkt an seines Sohnes Brust und die halb erstarrten Lippen flüstern: „Lenz — ja der Lenz!"

„Vater!“

„Bist da? Bist wiederkomme, mei Bua — mei — o, bist mir nimmer bös? I — hörst nix?“

„Was soll i hören, Vater?“

„Hörst sie pfeifen — hilf mir, Lenz, hilf —.“

„Vater, seid doch ruhig!“

„Hast's nit g'sehen — da hat einer zur Thür 'rein-g'schaut —!“

Dem Lenz graust es. „Ihr seid krank, Vater!“

„O gelt, jetzt verlaßt mich nimmer — bleibst bei mir? Hol dir dei — dei — wie heißt sie?“

„Wiltraud?“ fragt Lenz bebend vor Furcht und Hoffnung.

„Ja, die! Hol sie dir und bleibt miteinand' bei mir — 's ist mir ja alles recht — nur, daß d' wieder da bist!“

„Vater! Ist's Euer Ernst? Dürft'i 's Madl heiraten?“

„Ja, ja, so wahr Gott lebt, alles, alles darfst — nur dein' elenden Vater nimmer verlassen — nur nimmer fort, daß i nit so allein bin und so hilflos, wenn d' Haberer wieder komme!“

„Die komme jetzt nimmer, Vater!“

„Gelt, gelt — wann i alles thu', nachher könne s' nix mehr aushaben, i thu' ja *alles*! Du kannst ihne an anders Bier brauen — und 's Madl wird ja ihren alten Schwieger ordentlich pflegen? O Lenz, wie die mit mir umgange sind — die Haberer und nachher die Mägd' — o, o —“ und laut wimmernd wirft er sich in die schützen-den Arme des Sohnes und sein Herz hämmert in unregel-mäßigen Schlägen. „'s muß a Frau her, i muß jemand

hab'n, der für mich sorgt. I will nix mehr, als a Tochter — die Heiratspossen, die sind mir vergangen —!"

Lenz liegt vor dem Bett des Vaters auf den Knieen, das Herz ist ihm voll zum Zerspringen. So plötzlich soll alles sich zum Guten wenden, was so schlimm begonnen, kann es denn sein? — Verdient er denn das? Wiltraud! Er darf sie als sein Weib heimführen, er, der eben noch gehandelt hat wie ein ungezogner Bub'? Aber es ist so, der Vater will's, und er ersehnt's wie eine arme Seele den Himmel. Und den Himmel will er auch ihr bereiten, den Himmel auf Erden soll sie haben — und der Sebald — er dreht erschrocken den Kopf um, ihm ist, als höre er ein Hüsteln und als stünde der Sebald neben ihm und schaue ihn bleich und vorwurfsvoll an und sage immer nur das eine Wort: „Wegen dir — wegen dir —!" Ach nein, das ist Einbildung — der Sebald hat's ja so gern gethan, der macht ihm keinen Vorwurf. Und die Traudl, was wird die für Augen machen, wenn er kommt und um sie wirbt in aller Form und im Namen des Vaters? O, wenn er nur den morgenden Tag erlebt, daß er ihr die Freude ins Haus bringen kann. „Vater, Vater, du sollst's gut haben bei uns — grad auf Händen thun wir dich tragen. Ach, du weißt's nit, was für a brav's Madl die Wiltraud ist — Jesus, dös Glück so auf amal, 's ist ja nit zum Ausdenken." Und er legt den schönen jugendlichen Kopf in des Vaters Hände, die ihn zitternd streicheln — und glücklicherweise nicht die Gedanken heraustasten können, die eben darin zu lesen wären: „So war das Haberfeldtreiben doch zu was gut!"

Der Tag dämmert langsam herauf, aber nichts regt

regt sich im Dorf. Nach der Schreckensnacht ruht alles wie im Todesschlummer. Auch der alte Hochbräu ist endlich eingeschlafen, und die tiefe Ruhe im Arm des Sohnes wirkt milde heilend auf die zerstörten Nerven des Gequälten.

Lenz traut sich nicht zu rühren, aus Furcht, ihn zu wecken. — Stundenlang bleibt er so am Bett knieen, und in seine brennenden Augen kommt kein Schlaf. — Jetzt muß er sich aber doch wegschleichen, um Holz im Ofen nachzulegen, denn es wird nun gegen Morgen kalt im Zimmer. — Der Vater atmet tief und ruhig. Lenz kann einen Moment ans Fenster treten. Graue Wolken hängen wie zerfetzte Fahnen vom Himmel zur Erde. Ein Niederschlag, halb Regen, halb Schnee, hüllt Berg und Thal ein. Man könnte meinen, es reue den Tag, daß er angebrochen, und er kehre wieder in die Nacht zurück. — Jetzt werden gleichmäßige Schritte hörbar. Sie kommen näher — ein Zug Soldaten in voller Feldausrüstung ist es. Sie marschieren ohne Sang und Klang mit feindlichen Mienen ins Dorf.

Militär — das ist hier noch nie gewesen. Das sieht ja aus wie — dem Lenz zieht sich das Herz zusammen — Strafeinquartierung! Aber nicht lange hat er Zeit, darüber nachzudenken, da schleichen vier Vermummte aus einem Heustadel, der einem Haberer gehört, heraus. Sie tragen einen schweren Körper, einen Toten oder Verwundeten, in scheuer Eile nach der entgegengesetzten Richtung zu. — Lenz beklemmt es die Brust mit einem nie gekannten Gefühl. Er öffnet ein wenig das Fenster und schielt ihnen nach. Noch immer dringt widerlicher Rauchgeruch von

draußen herein. — Ein trostloses Bild! Darf er sich noch freuen?

Der Kranke rührt sich. Lenz eilt an das Bett und neigt sich über ihn. — Bissinger blickt verwundert um sich. „Gott sei Dank — daß es Tag ist und die Nacht vorbei, die schreckliche Nacht. O Lenz, wenn unser Herrgott mir meine Sünden erlassen möcht' — für das, was i heut abbüßt hab'."

„Wie ist's Euch, Vater?"

„Besser b'sinne kann i mi — aber da, da siedet's und braust's, in die Ohren und im Kopf — i hör' halt alleweil dös G'schrei von die Haberer. O, Lenz, wann du daheim g'wesen wärst — du hätt'st dei'm alten Vater nix g'schehen lassen!" Lenz wird dunkelrot und schlägt die Augen nieder. „Aber jetzt hol' mir die Wiltraud, daß die Sach' in Ordnung kommt — sie sollen sehen, daß alles nit wahr ist, was sie mir aufbracht hab'n! Und bald soll sie kommen und mich pflegen — i bin recht krank. Lenz, wann i z' sterben käm', muß alles in Richtigkeit sei'!"

„Aber, Vater, i kann Euch doch nit allein lassen!"

„Schick mir nur die Leni, 's ist ja Tag, und du bringst mir die Wiltraud glei mit!"

Mit der Hast und Ungeduld eines Kranken, der sich noch immer von Gefahren umringt glaubt, treibt er jetzt Lenz, die Braut zu holen, die den Sohn für immer an den Vater fesseln und ihm einen sicheren Schutz gewähren soll. Dem Lenz wirbelt es in Kopf und Herzen. Gleich soll er gehen — gleich? Alles ist plötzlich so glatt und eben, und dennoch beschleicht ihn ein unerklärliches Bangen,

als dürfe er der Wiltraud nicht vor die Augen treten, — sie war so sonderbar, als sie ihn durch die Klamm wies! — Sie ist gar wild und hitzig, aber freilich auch gleich wieder seelengut. Und er rüstet sich zu der seltsamen Brautfahrt. Dann holt er die Leni herein, daß sie indessen für den Vater sorgt, und jetzt — kann er gehen.

Wiltraud hat den Bruder treulich bis ins Dorf gebracht und dort bei einem Bekannten ein Fuhrwerk genommen, in dem Sebald weiter transportiert wurde. Die Gendarmen waren's wohl zufrieden, nach dem anstrengenden Nachtdienst mit ihrem Gefangenen fahren zu dürfen.

Als Lenz hinaustritt, bleibt er wie vom Blitz getroffen stehen — Wiltraud geht eben am Haus vorbei, heimwärts. Gesenkten Hauptes, ganz in sich versunken, schreitet sie dahin und sieht ihn nicht.

„Traudl!" ruft Lenz mit unsicherer Stimme.

Sie hebt den Kopf und blickt ihn an.

„Traudl! I bitt' dich — i muß was mit dir reden, was Wichtig's — i hab' grad zu dir sollen."

„Was willst denn noch von mir?" fragt Wiltraud, stehen bleibend.

„Traudl, wir dürfen heiraten! Der Vater ist von dem Schrecken wie verwandelt, er möcht' a Tochter, die ihn pflegt — und weil er doch weiß, daß i kei andre nimm, hat er g'sagt, i soll dich nur gleich holen — er gibt's zu!" Er schöpft tief Atem und erwartet, daß ihm das Mädchen in freudiger Ueberraschung um den Hals fallen werde, aber er hat sich bitter getäuscht. „Traudl — was hast? Was stehst denn da, wie von Stein?"

Wiltraud rührt sich nicht und schaut vor sich nieder.

Es ist, als wäre ihr Blick nach innen gekehrt, um in ihrem eigenen Herzen zu lesen.

„Braucht's denn da so a B'sinna?" fragt Lenz, dem es die Brust zusammenschnürt. „Wenn i komm' und sag', geh mit mir zum Vater und sei mei Weib! Braucht's denn da was anders als ja sagen?"

Wiltraud schweigt.

Lenz verblaßt: „Wiltraud, bei dei'm toten Vater bitt' i dich, spann mich nit so auf d' Folter — du willst mich doch noch zum Mann?"

„Nein!"

„Nein? — Um Gottesheiligen willen, was fallt dir ein — hast mich denn nimmer lieb?"

„Nein!"

„Und dös sagst mir so kalt hin, heut erst?"

„'s ist erst seit heut!"

„Seit heut? Also wegen 'm Sebald! Bist mir bös, daß der Baldl wegen mir ins G'fängnis kommt?"

„Nein, bös bin i dir nit, i mag dich bloß nimmer!"

„Dös ist ja viel ärger als bös sei!" stöhnt Lenz und ringt die Hände: „Wenn ma ei'm bös ist, kann ma wieder guet wer'n, aber wann ma ein'n nimmer mag — da ist alles vorbei!"

„Ja, das ist's auch —" flüstert das Mädchen leise, aber so deutlich und bestimmt, daß kein Mißverstehn möglich ist.

Lenz muß sich an die Wand lehnen, ihm schwindelt, und es wird ihm so schwarz vor den Augen wie damals, wo sein Vater ihn schlug. Aber heute ist's ein andres Ge-

fühl — ein Gefühl, als müsse sein Herz und die ganze Welt um ihn stillstehen: „Jetzt ist's g'fehlt!“ stammelt er wie ein zu Tod Getroffener.

Wiltraud zuckt die Achseln: „'s thut mir leid — aber i kann nix derzu!“

„I hab' g'meint, i kunnt alles gut machen —“ versucht Lenz sich zu entschuldigen.

„Da möchtst thun, was d' wollst, dös kannst nie mehr von dir abwaschen, daß d' 'n Unschuldigen für dich leiden laßt — und —“ die Stimme versagt ihr — „noch dazu 'n Kranken!“

Ein dumpfes Stöhnen aus Schmerz und Scham entringt sich den Lippen des jungen Menschen und er schlägt sich vor die Stirn, wie einer, dem die Erkenntnis zu spät kommt.

„Sei barmherzig! I thät's ja auf der Stell' sag'n, daß i's war — aber schau, wenn d' mein Vater sähest, wie er da liegt, dann thätst es begreifen. Geh 'nauf mit mir und schau 'n an, den zittrigen Mann, wie er sich an mich klammert in seiner Hilflosigkeit, dann wirst und mußt mir's verzeihen, daß i ihm 's Messer nit selber ins Herz stoß.“

„I hätt's halt vorher nit 'than — nachd' hätt's dös alles nit 'braucht!“

Lenz sieht Wiltraud an mit einem Blick, daß es ihr tief ins Herz schneidet. „Ja, da hast recht, dös wär' freilich besser g'wesen — und 's war a große Sünd', die i büßen muß und büßen will! — Aber warum's g'schehen ist — dadran denkst scheint's nimmer, und i will dich auch nit dran erinnern.“

„Wegen meiner ist's g'schehen, i weiß es wohl, und deßderwegen hab' i dir ja mein Bruder aufg'opfert. So samer quitt und du kannst dich nit beklagen. Aber damit ist's auch fertig, und drüber 'naus bin i dir nix mehr schuldig."

„Schuldig, nein, schuldig bist du mir nix, nur i dir. Aber a rechte Lieb fragt nit nach der Schuldigkeit. — Wann d' mich je wirklich gern g'habt hättst, na hättst nit so abg'rechnet, na hättst's aus Lieb' gethan!"

„Dös ist ja dös Kuriose —" sagt das Mädchen einfach und offen: „Aus Lieb' hab' i's auch 'than — und wie's 'than war, da war die Lieb' weg, wie wegblasen."

„Und jetzt thust es ohne Lieb, grad nur, damit wir quitt sind, weil i für dich in die Lag kommen bin? Und i, elender Mensch, i muß es annehmen — und 's dulden, daß d' mich derfür veracht'st und mir noch Vorwürf machst derzua."

„I mach' dir keine Vorwürf, du bist halt — wie du bist! Aber so wie d' bist, kann i die nimmer gern hab'n. — I hätt' g'wiß kei Wort g'sagt, wann d' mi nit g'fragt und mi meiner Weg hättst geh'n lassn!"

„Und i hab' mi so g'freut und g'meint, 's kunnt' no alles gut wer'n —! Wie haben wir's ersehnt und bet't und g'hofft und g'meint, 's könnt nie was wer'n! Und jetzt wär's so über alles Erwarten gut ganga und der Vater und i — alles im besten Einvernehmen — jetzt willst du nimmer!"

„Lenz, mach mir's Herz nit noch schwerer als es eh' ist. — Wenn i denk', wie gern i dich g'habt hab' — und jetzt ist's grad, als wärst mir ausg'wechselt, und i mein

alleweil, i müßt 'rumgehen und mein alten, braven, ehrlichen Lenz suchen." — Allmählich quellen die Thränen hervor, aber nicht um den, der vor ihr steht, sondern um den, welchen sie verloren.

„Traudl," sagt er und nähert sich ihr schüchtern, „meinst nit, 's ging doch noch?" Er legt sanft den Arm um sie: „Probier's doch, ob i's nit wieder sein kunnt', ob dein' alten Lenz nit wieder in mir finden möchtst?"

Sie steht still vor ihm und hört ihn mitleidig an.

„Traudl! Jeder Mensch kann fehlen, ohne daß er deswegen ganz schlecht ist. Du hast ja so a guat's Herz — du hast dich um an toten Vogel erbarmt und 'n zu dei'm Vater ins Grab g'legt, wie mir der Habermeister derzählt hat — und um mich, 'n lebendigen Menschen, dem 's Herz bricht, erbarmt's dich nit?"

Traudl schlägt die Hände vors Gesicht und macht sich aus seinem Arm los. „'s geht nit, i wollt ja gern, aber i kann nit! O Lenz — um dich ist's schad'!"

„Und mei armer Vater, der sich auf dich freut und 's nit erwarten kann, bis i dich bring? O Traudl, wär's denn nit schön g'wesen?"

„Freili, wär's schön g'wesen," nickt Wiltraud, und die hellen Thränen laufen ihr über die Wangen, „aber, sag' selber, könnt' i mir's mit dir wohlsein lassen und glücklich sein, während mei kranker Bruder für dich im G'fängnis verkümmert? Müßt i mi nit vor mir schame? Sei ehrlich — wann d' überhaupt noch a 'n ehrlichs Wort reden kannst — thätst mich achten, wann i so handeln möcht'?"

Lenz senkt die Blicke zu Boden. — „Dei Bruder soll

kein' Mangel leiden, da sorg' scho i derfür — und wenn er dös große Opfer, was er mir bringt, durchführt, hilft's ihm auch nix, wenn du dei Leben allein vertrauerst, — im Gegenteil, er wär' froh, wenn du glücklich wärst."

„Ja — er scho, er denkt nie an sich, nur an mich! Um so mehr muß i an ihn denken!"

Sie reicht Lenz die Hand: „B'hüat dich Gott, Lenz — laß mi jetzt gehen. I thu' ja alles für dich, du kannst dich auf mich verlassen, mag kommen was will, i verrat dich nit, solang d' auf 'n alten Vatern z' schauen hast. Aber 's Vertrauen ist hin und wo dös hin ist, da ist kei Lieb' mehr möglich!"

Lenz hält ihre Hand, als könne er sie nimmer lassen, der starke Bursch bebt vor Schmerz, und Wiltraud wendet sich ab, um das stumme Flehen in seinem Gesicht nicht mehr sehen zu müssen.

„Also ist's wirklich Ernst, soll's so a 'n End mit uns nehme? Wiltraud — mög's dich nie reuen —" er kann nicht weiter reden. Als sie nichts mehr sagt, läßt er ihre Hand los. „I muß es trag'n als a verdiente Buß. Aber, daß die Straf von dir komme muß — von dir?"

Wieder wartet er auf ein Wort, aber vergebens. „Dann sei wenigstens so gut und rat mir, was i mei'm Vater sagen soll?" fragt er tonlos.

Wiltraud schüttelt den Kopf. „Dös mußt du wissen — 's wird dir schon was einfallen. Du wirst jetzt überhaupt so viel lüagen müssen, daß es auf a Luag mehr oder weniger nit ankommt. — Mei Vater hat immer g'sagt: A Luag ist wie a Körndl Unkraut, dös wuchert zehnfach! Gott helf dir —!"

Und ohne sich umzusehen, geht sie von ihm, wie sein trauernder Schutzengel.

Er ruft sie nicht zurück. — Er ahnt eine Größe in der Seele des Mädchens, zu der er den Blick nicht mehr erheben kann. Er fühlt, daß er ihrer nicht wert ist und es wäre doch so einfach gewesen, er hätte ja nichts zu sein gebraucht, als ein guter, rechtlicher Mensch. Daß die wenigsten das begreifen und es gerade deshalb so schwer ist, das Einfache zu thun! Lenz fängt an, es zu verstehen. Die erste große bittere Erfahrung seines Lebens lehrt ihn denken. Aber er ist wie vernichtet. Er muß einen Augenblick Atem schöpfen und den Schmerz ein wenig „versurren" lassen, ehe er zum Vater hinaufgeht. — Was hat sie gesagt? die Saat der Lüge ist wie das Unkraut, das zehnfach aufgeht! Wie, wenn er sie nun ausreutete mit einem einzigen Spatenstich, seinem Vater die Wahrheit eingestände und den armen Baldl befreite? Das — er fühlt es wohl, das wäre der einzige Weg zu Wiltrauds Herzen! — Der Alte ist weich und gebrochen, wenn er sich zu seinen Füßen würfe und um Verzeihung flehte? Ein Wort — und das ganze Gespinst, das sein besseres Sein zu ersticken droht, wäre ausgerottet für immer. „Ach, wie wohl müßt ein'm da sein!" seufzt er tief auf und mit einem plötzlichen Entschluß springt er die Treppe hinauf zum Vater.

Der hat eben seinen Morgenimbiß genommen und fühlt sich etwas gestärkt und wohler. „Du kommst g'schwind wieder, war sie nit daheim?" fragt er und sieht dem Sohn verwundert in das schmerzlich zuckende Gesicht.

„Geh 'naus, Leni!" befiehlt der und wartet, bis die Magd abgeräumt und das Zimmer verlassen hat.

„Du schaust mir nit guat drei? Das ist kei Hochzeitermien'!"

„Nein, Vater — sie will mich nit!"

„Will dich nit? Dich den Lenz vom Hochbräu?" ruft der Alte und eine dunkle Röte steigt in seinem gedunsenen Gesicht auf. „Aha, das ist, weil bei mir heut nacht trieben worden ist, das ist sogar so einer Betteldirn a zu große Schand! Da sieht man's schon — z'letzt nimmt kei Hund kei Stückl Brot mehr von uns und 's G'schäft dös geht nachher auch nimmer — wir sind ruinierte Leut'!" Er bricht wieder in jenes kindische Schluchzen aus, das Lenz in der Nacht so erschüttert hat.

„Vater, beruhigt Euch, so weit g'fehlt ist's noch lang nit. Wir werden schon wieder zu Ehren kommen, da derfür laßt nur mich sorgen — so viel Manns bin i mir jetzt scho selber. Dös mit der Wiltraud, ist auch nit wegen dem, sie — sie hat halt 'n Kummer, und da will sie jetzt nit heiraten —."

Der Alte sieht ihn erstaunt an: „Warum druckst denn so 'rum? Sag's doch 'raus — was hat's für a Bewandtnis mit dem Madl?"

„Der Sebald, ihr Bruder — den haben s' heut nacht fortg'führt!"

„Was, den Sebald, — den Lungensüchtigen? Warum denn?"

„'s heißt halt — aber, wer weiß, ob's wahr ist — wegen dem Treiben."

„Beim Treiben war der?"

„Vater — i — i glaub's nit!"

Der Hochbräu schüttelt den Kopf: „'s wird scho so

sein! Dös sieht dera Nation da draußt ganz ähnlich! Die hab'n mich von jeher g'haßt, und aus dera Quell sind auch die Vers g'flossen, von der toten Mühl', — denn dös hat ja gar kei Mensch wiss'n könne, als die zwei selber, — er und sei Schwester. — Was hätten denn d' Haberer für 'n Interesse an der G'schicht g'habt, wenn er nit einer von die Ihrigen wär'! — Dös ist ja so klar, daß es a Blinder sieht."

Der Kranke setzt sich im Bett auf, seine Augen irren unheimlich hin und her, seine Finger spielen nervös auf der Bettdecke: „Da ist's schon gut, daß die Fräulein Wiltraud —" Lenz fühlt bitter den Hohn in dem Wort „Fräulein" — „selber so g'scheit ist und nit ins Haus geht. Denn wenn i dös nachträglich erfahren hätt' — und sie wär' schon dein Weib g'wesen — ich hätt' sie eigenhändig erdrosselt!"

„Vater!" schreit Lenz entsetzt auf und sieht mit Grauen den lächelnden Ausdruck in dem Gesicht des Alten, — das Lächeln kalten unversöhnbaren Hasses.

„Vater — Ihr könnt ja nit wissen, ob man ihm nit Unrecht thut — er kann ja auch mit 'ma andern verwechselt word'n sein!" stammelt Lenz mit bleichen Lippen.

„Er war dabei, — sonst wär' er nit verhaftet worden! Sag mir kei Wort weiter, er war bei meine Schinder, er hat mich martern helfen, wie noch kei Mensch auf der Welt g'martert worden ist, und ich sag' dir, wer mir das an'than hat — und wenn's mei eigner Sohn wär', — i thät ihm nit verzeihen und er könnt weg'n meiner auf'm Schindanger verfaulen, i hätt' kei Mitleid!"

Lenz ist es, als müsse er ohnmächtig werden. Es saust ihm in den Ohren, alles Blut weicht ihm zurück. — Zum Glück für ihn ist der Alte von der Aufregung überwältigt in die Kissen zurückgesunken und ringt nach Luft. Ein Herzkrampf droht ihn zu ersticken. — Halb besinnungslos reißt Lenz das Fenster auf, hebt den Röchelnden empor, flößt ihm Branntwein ein, reibt ihm die Pulsadern und gewinnt so Zeit, sich zu fassen, bis der Vater wieder zum Leben kommt.

„O, o, mei Lenz, mei Bua! Wann i dich nie hätt', Jesus, — wenn i denk', — daß du an so eine kommen wärst —“ er stöhnt laut — „o wie schwach ist doch der Mensch, wenn er so elend ist, wie i heut, jetzt hätt' i dich ums Haar die Wiltraud heiraten lassen! —“ Die Atemnot wird wieder stärker. „Geh, Lenz, hol' mir 'n Doktor. I fürcht' — bei mir ist's am Letzten, du wirst sehen, die hab'n mir den Treff geben! Geh g'schwind. — Der Bräumeister soll derweil kommen, i muß mit ihm reden, wegen 'ma andern Sud!“

Lenz eilt, dem Befehl zu folgen. — Jetzt ist sein Verderben völlig, — jede Möglichkeit eines offenen Bekenntnisses zerstört, die Lüge muß durchgeführt werden! Das Mädchen, das er liebt, nun doppelt für ihn verloren und der Fluch, der ihn treffen sollte, auf das Haupt eines Unschuldigen gewälzt. Das arme ungeübte Gehirn des Burschen kann es nicht ausdenken! Als ob ihm der Rückgrat gebrochen sei, schleppt er sich die Straße hinunter, nach dem Haus des Arztes. — Er hofft, der Gang durchs Dorf solle ihm gut thun. Aber der ist gerade am wenigsten geeignet, ein krankes Gemüt aufzurichten.

Unterdessen ist es völlig Tag geworden, wenn man die fahle Dämmerung mit Regen und Schnee so nennen will. — Die Einquartierung hat die müden Leute grausam aus dem Schlaf geweckt. Niedergedrückt schleichen kummervolle Gestalten aus ihren Häusern, das heitere, wohlhäbige Dorf ist ein Ort der Heimsuchung und Trauer geworden.

Der Pfarrhof liegt in Asche, nur noch die leeren Mauern bis zum ersten Stockwerk sind stehen geblieben. — Auch vom Nebenhaus ist das Dach halb verbrannt, und verkohlte Balken ragen heraus.

Auf dem schlüpfrigen Boden sieht das Auge mit Widerwillen einzelne vom Regen verschwemmte, rötliche Lachen. Sind es Reflexe der Morgenröte? Nein, an dem grauen Wolkenhimmel leuchtet kein Strahl eines Sonnenaufgangs. Was heute den Boden färbt, ist Blut — das letzte Abendrot einer untergehenden Kulturepoche.

Siebentes Kapitel.

Das Schwerste.

Was ist das für ein seltsames, geheimnisvolles Leben und Regen in der toten Mühle? Wiltraud bleibt erschrocken unter der Thür stehen, als sie von ihrem traurigen Gang heimkommt. — Spukt es in dem verödeten Haus? Haben sich Vagabunden eingeschlichen, während es offen stand? Sie ist allein, schutzlos — was soll sie thun? Sie horcht. Es ist ein Flüstern und Raunen und Knistern im Gebälk, wie von vielen Tritten auf leisen Sohlen. Aber nur einen Augenblick zögert sie, — was kann ihr noch kommen? Sie fürchtet nichts mehr! Dann tritt sie ein, harre ihrer, was da wolle. In der unteren Wohnstube brennt ein Feuer im Ofen und davor kauert ein Mann und wirft allerhand sonderbare Dinge hinein, deren ein großer Pack aufgehäuft neben ihm liegt. Masken, Felle, Fetzen aller Art.

Wiltraud starrt das Blut in den Adern — Haberer! Ist sie denn heute ganz im Bann der unseligen Verfemten? „Was gibt's da?" fragt sie mit fester Stimme, — denn noch ist es ihr Haus und noch hat sie ihr Hausrecht zu wahren.

„Geh nur 'nauf in d' Kammer, da wirst's sehen!" ist die kurze Antwort.

Wiltraud ahnt ein neues Verhängnis. Sie läuft die Treppe hinauf, nach der Kammer. Vor der Thür tritt ihr Gemming entgegen. Er ist bleich, und seine zerrissenen Kleider, sowie ein paar breite Schrammen im Gesicht zeigen die Spuren von den Kämpfen der Nacht. — „Gelt, Wiltraud, da bringen wir Ihnen was Schön's ins Haus?" sagt er in seiner persiflierenden Weise, aber sein Ton ist anders als sonst.

„Um Gottes willen, Herr Gemming, wie seid Ihr zu-g'richt?" ruft Wiltraud erschrocken, „da muß es ja gräußlig hergange sei!"

„Ach, die paar Kratzer, die acht ich nicht, — aber drin liegt einer, den hat's anders g'habt!"

„Wer?"

„Unser braver Habermeister, Sie kennen ihn ja —"

Wiltraud besinnt sich, schüttelt aber mit dem Kopf.

„Der bei Ihrem Vater seiner Leich' da war und ihm den Kranz aufs Grab g'legt hat — der, mit dem strengen Blick —"

„Ach, der? So, war dös der Habermeister? Ja, was ist denn dem g'schehen?"

„Einen Arm haben sie ihm abg'schossen, grad oben am Schultergelenk!"

„Jesus, was 'n Unglück!"

„Gelt?" sagt Gemming. „Ja, um den ist's schad'! So a Prachtsmensch, wie unser Herrgott nur je einen g'schaffen hat, und so zug'richtet, daß man nit weiß, ob's nit a Gnad' und Barmherzigkeit wär', wenn man ihn noch vollends umbrächt'!"

„Um Gottes willen, Herr Gemming, so was z' sagen!"

„Ja, ja, ich weiß schon, ich thu's auch nit. Aber ich sag' nur, ein Tier ließ man nit so lang leiden; eine Flieg', der die Flügel ausg'rissen sind, tritt man tot, aber ein Mensch muß sich noch ein ganzes Leben als Krüppel 'rumschinden —" er spuckt ingrimmig aus: „Pfui Teufl über die Weltordnung!"

„Aber, Herr Gemming, i bitt' Ihna, so müssen S' nit reden! — Sie meinen's doch nit so — 's ist nur, daß es g'schimpft ist."

Gemming sieht sie verblüfft an. „Kannst recht haben! Aber weißt, 's Schimpfen hat auch was für sich. I mein' als amal, wenn man recht schimpft, hat der da droben doch ein Einsehen und gibt a bißl nach!"

„Mei, Herr Gemming, was habt's Des für 'n Begriff! 's ist nur a Glück, daß unser Herrgott g'scheiter ist und 's Euch nit so anrechnet, wie's 'rauskimmt; i denk' mir halt, der kennt Euch schon."

„Guck, Madl, du bist vernünftiger, als alle die Studierten. Du thätst mir g'fallen!"

„Aber Ihr mir nit, Herr Gemming!" sagt Wiltraud ruhig.

„Ja, ja, ich möcht' auch gar nicht, daß ich dir g'fiel, du wärst mir schon z' gut für so 'n Kerl, wie ich bin! Ich bin a 'brochene Existenz, a Scherben, in dem sich nix Ernst's mehr sammeln kann. Du bist was Ganzes und kannst was Ganzes verlange! Aber g'fallen thust mir halt, das darf man doch sag'n?"

„Ja, ja! Aber, Herr Gemming, Des redt's wieder nix G'scheit's! Was wird's mit dem Verwundeten? Was g'schieht denn?"

„Jetzt im Augenblick gar nix, wir müssen auf 'n Doktor warten. 's ist einer ins Dorf hinein und holt ihn — auf sein Doktoreid, daß er nix verratet, was er sieht und hört. Der alte Rugmeister ist 'gangen, der macht's schon schlau. Die G'fahr für uns alle ist groß — aber die G'fahr für dem Habermeister sein Leben ist halt noch größer!"

„No, seht's, da war's Euch doch nit so ernst mit dem Umbringen vorhin," sagt Wiltraud lächelnd. „Eure Reden sind alleweil schlechter, als Oes selber!"

„Das sehen aber d' Leut' nit ein, das ist ja mei Unglück!"

„Da thät i halt lieber schweigen an Eurer Stell'!" sagt Wiltraud mit ihrer gewohnten strengen Wahrhaftigkeit. „Aber jetzt möcht' i nach dem armen Mann schauen, kann man 'nein?"

„Freilich — wir sind ja froh, wenn du uns hilfst."

Wiltraud tritt leise ein. Auf ihrem Bett ausgestreckt ruht der Habermeister, totenblaß, mit geschlossenen Augen. Der rechte Arm liegt neben ihm wie ein fremdes Glied, mit umgekehrtem Handrücken — man sieht, daß er aus dem Gelenk ist. — Eine dunkle Blutspur an der Schulter zeigt den mangelhaften Verband. Einige Genossen, deren Masken soeben verbrannt worden, stehen herum. Wiltraud betrachtet ihn schmerzlich. „Jesus, was a Jammer, der g'sunde, feste Mann!" aber rasch faßt sie sich und macht sich liebevoll am Bett des Bewußtlosen zu schaffen. Da gibt es hundert Dinge, die nur ein Weib sieht und versteht. Und die Männer schauen ihr bewundernd zu, wie sicher und wie zart sie den hilflosen Körper lagert und wie sie in der Schnelligkeit für alles sorgt.

„O lieber Gott, die arme Hand ist schon ganz kalt und abg'storben," sagt sie schaudernd und sucht den leblosen Arm in ihren Händen zu erwärmen.

„Da sammer schon am rechten Ort, besser hätt'n ma's gar nit treffen könne!" sagen die Haberer untereinander.

„Ja, wie seid's denn eigentlich da 'rein kemma?" fragt nun Wiltraud, die über das Unerwartete, was sie hier traf, das Nächstliegende vergessen hat.

„Im Dorf ist a Strafcompagnie eing'ruckt. Da wär'n ma nirgends mehr sicher g'wesen und haben ihn aus 'ma Stadel, wo er g'legen hat, 'raus thun müss'n," erzählt einer der Männer.

Und der andre fährt fort: „Wir hab'n ihn halt bis ins nächste Ort tragen wollen — aber z'mal ist er so schwach wor'n, daß mir 'n nimmer weiter transportieren kunnten. Da bist du uns eing'fallen und mir haben denkt, du nimmst 'n schon auf."

„Ja, da habt's recht g'habt!" sagt Wiltraud mit leuchtenden Augen, denn welche Wohlthat ist es für sie, die Vereinsamte, den eigenen Schmerz zu vergessen in der Pflege und Sorge für einen andern Armen und Hilfsbedürftigen.

„Wie wir da 'rauf kemma san, war's Häusl offen und leer," spricht der Mann weiter. „Und da hab'n wir 'n halt derweil 'reing'legt!"

„Recht war's," nickt Wiltraud und reicht den Leuten die Hand zum Willkomm.

„Wir danken schön," sagen die Männer.

„Wie heißt denn der Mann?" fragt Wiltraud.

Die Leute sehen sich verlegen an. „Weißt, dös darf niemand wissen, wer nit zu die Haberer g'hört. — Sei Haberernamen ist halt Poschinger, und so darfst ihn du auch heißen."

Wiltraud nickt. „I versteh' schon, mehr braucht's nit."

„'s ist kei Mißtrauen," erklärt einer der Männer. „Aber schau, 's ist für dich selm besser, wannst amal in a Untersuchung kämst und kannst mit guatem G'wiss'n sag'n, daß d' 'n nit kennst."

„Freili, freili, was ma nit weiß, kann ma nit verraten und kann ein'm niem'd was aushaben!"

„So ist's" — sagen die Männer. Und also bleibt Tenner für Wiltraud der Poschinger.

Gemming hat indessen den Kranken beobachtet und wird unruhig. „Schaut nur, was er für blaue Flecken kriegt — wenn der Doktor nit bald kommt, fürcht' ich, gibt's den Brand."

„O lieber Gott, dös wär' ja gräßlich." Wiltraud faßt den Unglücklichen wie schützend in die Arme. „Du armer, armer Mann! Hat er g'wiß auch noch a Frau und Kinder?"

„Freili! Vier Kinder und d' Frau!"

„Die arme Seel', der muß ma gleich B'richt geben."

„O mei —! Die erfahrt's no früha g'nuag —" sagen die Männer so abweisend, daß Wiltraud nichts mehr zu erwidern wagt.

„Bitte sehr um Entschuldigung, daß ich so lang habe warten lassen —" ertönt jetzt des Doktors laute Stimme. Er reicht Gemming die Hand und grüßt Wiltraud freundlich. „So, so, Wiltraud, wieder einmal barmherzige

Schwester? Aber wie kommen Sie denn zu der Einquartierung, he?“

„Sie sind halt 'rein, während i fort war — 's Haus hat offen g'standen!“

„So, so, ja, ja, die Ha — — — wollt' sagen die — ich hab' natürlich keine Ahnung, wer die Herren sind, die genieren sich nicht!“ wirft er mit Humor hin und schickt sich an, den Verwundeten zu untersuchen. „Darf ich bitten — wir wollen das Bett von der Wand rücken! So!“ er zieht sein Operationsetui heraus und legt den Rock ab. „Da handelt sich's jedenfalls um eine Schußfraktur, — wollen sehen, wo die Kugel sitzt! Assistieren Sie, Wiltraud — wir kennen uns ja vom Vater her, den Sie so brav gepflegt haben. So, bitte, schlitzen Sie gleich das Hemd auf, den Aermel entlang, und nehmen Sie den Notverband weg.“

Wiltraud thut wie ihr geheißen und legt die Schulter bloß.

Das Gesicht des Arztes wird jetzt sehr ernst. „O weh, da sieht's bös aus. Warum hat man mich aber auch nicht früher geholt?“ Totenstille herrscht in der Kammer, nichts ist zu hören, als die Krepitation des zersplitterten Gelenks, wenn der Arzt hingreift. — „Der Arm ist verloren, kein Moment ist zu verlieren, ich muß amputieren.“

„Jesus, Maria!“ zuckt es um aller Lippen.

„Muß das sein, Herr Doktor?“

„Ja, das muß sein!“

Gemming geht ans Fenster, um Atem zu schöpfen, so fürchterlich ergreift ihn das kurze, trockene Wort.

Wiltraud hat die Hände gefaltet und betet ein Vater=

unser, — dann hilft sie dem Arzt einen Operationstisch herrichten, sorgt für warmes Wasser, Leinwand zu Binden und alle die kleinen Utensilien, die gerade in ihrer Prosa so vernichtend auf die bang harrende Umgebung wirken.

Indes hat der Arzt, ohne ein andres Wort, als die knappen, sachgemäßen Befehle an Wiltraud, seine Instrumente geordnet. — Mit schweren Schritten nähert sich jetzt Gemming dem Bett und wirft sich über den stummen Mann. „Tenner, armer Freund!" sagt er leise und küßt die blasse Stirn, auf der schon der kalte Schweiß des Todes steht. — Die Männer schleichen sich auch heran und wollen ihn noch einmal sehen, den ganzen Tenner, bevor er verstümmelt ist. — Sie haben alle die Hüte abgenommen, wie vor einem Toten.

„Soll der Mann noch versehen werden?" fragt der Arzt, „dann muß es rasch gehen —"

Da kommt ein matter Laut von den Lippen des Kranken, alles beugt sich über ihn, um ihn zu verstehen. „Exkommuniziert —!" haucht er dem Arzt fast geisterhaft ins Ohr.

„Nun," flüstert der ihm wohlwollend zu, „soviel ich weiß, kann ein Schwerkranker, wenn er bereut —"

Da fliegt ein schwaches Lächeln über die starren Züge, wie ein Lichtreflex über einen Leichenstein und er schüttelt langsam das Haupt.

„Er kann's halt nicht bereuen — weil er nicht glauben kann, daß es was Unrechtes war!" spricht Gemming für ihn. Ein erleichtertes Nicken und ein brünstig vertrauensvoller Blick Tenners bestätigen Gemmings Worte.

„Dann habe ich nichts weiter zu sagen, das muß jeder

mit sich selber ausmachen. Meine Pflicht war nur als Arzt, daran zu erinnern. — Sie haben also leider gehört, daß ich gezwungen bin, Ihnen den verletzten Arm abzunehmen?“ sagt der Doktor.

„Ja!“

„Und sind bereit, sich der Operation zu unterziehen?“

Der Kranke neigt das Haupt. „In Gottes Namen!“

„So — jetzt bitt' ich Wiltraud, dem Patienten den gebrochenen Arm zu halten, während wir ihn hinüberheben. Und Sie, Herr Gemming, sind so gut und übernehmen die Chloroformmaske und den Puls!“

„Ich?“ fragt Gemming erschrocken, schämt sich aber seiner Schwäche und rafft sich zusammen.

Der Arzt zählt: „Eins — zwei — drei!“ — Mit festem Griff wird der Unglückliche aufgehoben und auf die über den Tisch gebreitete Matratze gelegt.

Das schreckliche Geschäft beginnt. Der schwache Mann ist bald eingeschläfert, und die Narkose legt ihm wohlthätig die Binde um die Sinne. — Ruhig und sicher arbeitet der Arzt, kein Wort wird gesprochen. Wiltraud errät jeden seiner Winke und geht ihm an die Hand, ernst und bleich, aber ohne zu wanken. Gemming dagegen, der riesenstarke, — er neigt sich immer tiefer über den Operationstisch, — der Doktor sieht erstaunt auf und kann gerade noch zugreifen, sonst wäre er auf den Patienten gestürzt. — Die andern Männer fangen ihn auf. „Ich kann nicht mehr, mir wird schlecht!“ ist alles, was er noch herausbringt. Sie führen ihn hinaus an die Luft, aber nicht nach der Straße zu, dazu sind sie zu vorsichtig — sondern nach der Klammseite. — Da setzen sie ihn auf einen ver-

witterten Mühlstein und kehren wieder ins Krankenzimmer zurück. Gemming starrt mit verwirrtem Blick auf die Trümmer der toten Mühle und hinab in die Schlucht. Alles ist zerbrochen, zerschlagen — vernichtet. Was ist denn überhaupt noch sicher auf dieser erbärmlichen Welt, wenn ein Held wie dieser Habermeister so im Handumdrehen zerstört sein kann; wozu gestaltet die Natur noch mit so viel Liebe und Lust ihre Werke, wenn sie die Menschen doch nur verderben und ihre Gesetze zu Verbrechen stempeln? — Unverdrossen schafft sie weiter, wie die Mutter für einen ungeratenen Sohn — und der schlägt ihr dafür ins Gesicht und tritt sie mit Füßen.

Und er, Gemming, ist auch so ein unverfälschtes Naturprodukt, das von der Welt ruiniert wurde, weil es sich nicht verkünsteln ließ. — Er stützt müde das Haupt in die Hand, „denn vor sich selber da hört der Spaß auf“ — sich selbst spielt man keine Komödie vor! — „Herr Gott, was thut jetzt so ein Kerl, wie ich bin, noch auf der Welt? Hätt' jetzt nicht mich die Kugel treffen können, statt den Prachtsmenschen? Bei mir wär's doch in einem hingegangen!“ So weh hat ihm noch nie etwas gethan, wie der Habermeister, — so verekelt war ihm das Dasein noch nie wie heut. Es hat so lustig begonnen, dies Haberfeldtreiben, und muß nun so grausam enden. „Hätt' man die Leut' in Ruh' gelassen, wär' alles ohne Schaden verlaufen. — Was ist denn das für eine Welt, die keinen Spaß mehr versteht? Da kann man ja nimmer drin leben!“

Die frische Luft und das nasse Schneewehen kühlt ihm die Stirn und er ist wieder seiner Sinne Herr. — Wie's wohl droben geht? Er schleicht bis zur Treppe und

horcht, aber er erlauscht nichts, als das feine Klingen der stählernen Instrumente, wenn sie in die Schüssel geworfen und wieder abgewaschen werden. — Dann und wann ein unartikulierter, unbewußter Schmerzenslaut des Narkotisierten — und wieder faßt den sonst so schneidigen Soldaten ein solches Grausen, daß er hinausflüchtet vors Haus, um nichts mehr zu hören. Da vernimmt er ein Rollen von der Straßenseite her, er schielt neugierig hinunter — zwei geschlossene Wagen donnern im vollen Trab vorbei. — Gemming versteckt sich rasch hinter der Thür. Das ist die Untersuchungskommission. — Nun auch noch das weltliche Gericht zu dem im Innern!

„Herr Lieutenant, Sie möchten kommen," ruft einer der Haberer herunter, „'s ist vorbei!"

„Gott sei Dank!" ruft Gemming und eilt zu dem Kranken. „Lebt er?" fragt er unter der Thür.

„Ja," sagt der Arzt achselzuckend, „er hat's ausgehalten. Jetzt wollen wir sehen, wie's weiter geht."

Gemming nähert sich dem Operierten behutsam und schüchtern. Er empfindet die eigene Größe und Stärke einem armen Verstümmelten gegenüber fast als eine Roheit, — als prahle sein mächtiger Körper: „Siehst du, solche Riesen gibt es noch, und du bist schwach und elend!" Deshalb setzt er sich auch auf den niedersten Schemel neben dem Bett und betrachtet den Freund fast andächtig.

Tenner liegt mit geschlossenen Augen wie erloschen da. Er ist verbunden und neu gebettet. Wiltraud hat schon die Spuren der Operation beseitigt und die Ordnung im Zimmer hergestellt, jene trostlose Ordnung, wo alles wieder ist, wie es war — nur die Hauptsache nicht!

Tenner merkt mit dem, solchen Kranken eigenen, Feingefühl, daß jemand neben ihm ist, der nicht recht zu atmen wagt, und öffnet die Augen. Gemming schaut ihm ins Gesicht und lächelt, so gut es geht. „Gelt, i bin a schöner Held, mei guter Meister," sagt er im möglichsten Flüsterton. „Kannst mi brav auslachen — a Kerl, der ausschaut wie a Bär, und schwach werden bei einer Operation, wie a bleichsüchtig's Madl!"

Tenner will ihm die Hand geben, aber: „Ja so" — er muß sich erst daran gewöhnen — ein stummer Schmerz zuckt über das edle Gesicht und der Blick deutet nach der Stelle, wo ihm die Rechte fehlt.

Gemming legt dafür die seine hin, als drücke er beschwichtigend die unsichtbare Hand. „Thut's schon — thut's schon, mußt halt jetzt links werden —" tröstet er den Unglücklichen. Aber all seine Fertigkeit, die Dinge leicht zu nehmen, verläßt ihn, als der Operierte suchend um sich blickt und mit schwacher Stimme fragt: „Wo — wo ist er? I möcht' ihn sehen!"

Wiltraud stößt den Doktor an.

„Was?" fragt dieser nicht ohne innere Bewegung, um Zeit zur Antwort zu gewinnen.

Tenner braucht eine Weile, bis er's sagen kann. „Der Arm — zeigen!"

„Der ist schon beseitigt —" erwidert der Arzt.

„Wo?" fragt Tenner diesmal Wiltraud, als erwarte er von ihr die Wahrheit.

„Ein'graben haben wir ihn!"

„Schon ein Stück von mir — begraben!" Dann schließt der Unglückliche die Augen und schweigt.

Niemand wagt die Stille zu unterbrechen. Es gibt nichts Heiligeres auf Erden, als den klaglosen Schmerz. Das blutende Gottesantlitz schaut uns daraus an — und die starken Männer ehren seine Gegenwart in feierlichem Schweigen. Gemming hat mit den Händen die Augen bedeckt, niemand sieht, was in ihm vorgeht. Der Arzt winkt Wiltraud hinaus und gibt ihr draußen Anweisungen für des Patienten Nahrung und Pflege.

„Ja, i thu' g'wiß alles pünktlich," sagt Wiltraud bedrückt. „Aber, Herr Doktor, eins muß i Enk sagen, — dös Häusl g'hört ja nimmer mei. Des werd's Enk erinnern vom Vater sein' Tod her?"

„Ja, ja, ich weiß!"

„Bis in a paar Täg kommt der G'richtsvollzieher, und wenn der Bissinger hört, daß dös der Habermeister ist, der, wo ihm trieben hat, da laßt er 'n scho gar nit drin."

„Darüber kann ich Sie beruhigen, Wiltraud," sagt der Doktor. „Bissinger ist gegenwärtig nicht in der Verfassung, irgend welche Maßnahmen zu treffen. Ich wurde heute zu ihm gerufen und fand ihn in einem Zustand völliger Nervenzerrüttung. Dabei ist seine Angst so groß wie sein Haß, und es dürfte nicht schwer sein, ihn zu überzeugen, daß er nie mehr sicher vor den Haberern ist, wenn er Sie aus Ihrem väterlichen Haus jagt. — Da lassen Sie nur mich sorgen. Ich mische mich sonst nicht in Privatsachen, aber wo es der Zustand eines Patienten erfordert, da ist es meine Pflicht. Adieu!"

Der Doktor grüßt eilig, und geht. Wiltraud sieht ihm nach. „Den hat's heut scho auch mitg'nomme —

wann er sich's glei nit ankenne laßt. — So a Kranker, wie der da droben, der muß ein'n ja dauern. Jesus, lieber Gott, wie wird's erst dem seiner Frau sein, wann sie ihren Mann so wiedersieht!" Wiltraud geht an ihre Arbeit und zündet Feuer auf dem Herd an. Sie hat von dem Geld der Haberer gestern etwas Vorrat angeschafft, wie sie meinte, für ihren Bruder und sich, — das kommt jetzt einem Fremden zu gute. Einem Fremden? Nein, ein Unglücklicher ist kein Fremder! Aber, wenn der Kranke kräftige Suppen braucht, wo nimmt sie jetzt das Geld her, um Fleisch zu kaufen, nachdem sie alles Bare dem Sebald mitgegeben? Sie steht ratlos vor dieser Frage.

„Dirndl, was hast?" fragt Gemming, der soeben von droben kommt, es ist seine Gewohnheit alle Leute, die er gern hat; ohne weiteres zu dutzen. — „Wem sinnst nach — dem Lenz?"

„O mei, — dös kann i scho bald nimmer erinnern, daß i den kenn', so lang ist's her!" sagt Wiltraud herb.

„Was? Hast ihn denn nit heut morgen g'sehen? Die Haberer haben mir's ja erzählt — die Kerl werden alles inne —"

„Ja richtig — heut früh —! I hätt' g'meint — 's wär scho viel länger —!"

„Hast recht, 's liegt zu viel dazwischen."

„Ja," sagt Wiltraud mit seltsamer Betonung — langsam das Wort wiederholend — „'s liegt z' viel dazwischen!"

Gemming streift sie mit einem raschen Blick.

„Hm! Da ist auch nit alles, wie's sein soll."

Er will Wiltraud die Tasse mit der Milch für den

Kranken abnehmen, aber sie wehrt ab: „I bring's ihm scho selber."

„Wiltraud, das sag' ich dir, wenn der Bub' nit gegen dich ist wie sich's g'hört, na kriegt er's mit mir zu thun!"

„Ach, Herr Gemming, laßt's doch den aus 'm Spiel, i hab 'n ganz andern Kummer," sagt Wiltraud absichtlich trocken und derb.

„Ja was denn?"

„Kei Geld hab' i — für a Fleisch z'holen, wann der Kranke eins essen soll und da hab' i drüber nachdenkt, wen i drum ansprechen will?"

„Mich!" sagt Gemming.

„O mei, Des habt's ja selber kein's!"

„Aber krieg'n kann ich's gleich! Wer mit den Haberern zu thun hat, kommt nie in Verlegenheit."

„Recht habt's, Herr Lieutenant," sagt eine Stimme unten an der Treppe. Der Rugmeister kehrt soeben aus dem Dorf zurück. „Was braucht die Jungfer?"

„Nur so viel, daß i für die nächste Zeit unserm kranken Poschinger was z' essen geben kann."

„Da hast derweil zehn Gulden. I hab grad nit mehr bei mir. Aber bis übermorgen kommt wieder ein's!"

„Dank schön," sagt Wiltraud: „I thät's g'wiß nit nehme, — aber i hab' kein Kreuzer im Haus."

„Du brauchst di nit z'entschuldigen, dei Bruder büßt für den Lenz — wir wissen alles — und wer für 'n Haberer was thut, für den thun d' Haberer aa was und unser Geld ist sein Geld. Solang einer sitzt, kriegt er alle Tag vom Orden einen Gulden fünfundvierzig Kreuzer

Unterstützung. Die zahlen wir vorläufig dir aus. Da brauchst dich nit z' bedanken, dös ist so G'setz bei uns — dös kriegt a jeder. Und außerdem zahlt der Orden 's Kostgeld für den Verwundeten."

„Dös braucht's nachher nit, dös wär' ja viel z'viel," sagt Wiltraud beschämt: „Aber i muß zu mei'm Kranken und ihm sei Milch bringe, sonst wird er mir z' schwach!" Damit verschwindet sie in die Kammer.

Gemming will ihr nach, aber der Rugmeister winkt ihm zu bleiben.

„Grad ist mir der Doktor verkemma und da hab' i 'n g'fragt, weg'm Tenner. — Er sagt, drei Wochen mindestens ging's, bis er transportabel wär'. Wir müss'n also was thun, weger dem Häusl. — Der Lenz hat mir g'sagt, er will sein' Vatern dazu bringen, daß er die tote Mühl' verkauft und er, der Lenz kauft sie selber, — wir soll'n ihm nur s' Geld vorstrecken und 'n Scheinkäufer stellen — er will's der Wiltraud bardu erhalten, aber sie dürft nie erfahren, daß er derhinter steckt. — Jetzt leihen wir ihm 's Kapital, bis der Alte ihm 's G'schäft übergibt, nachher kann er's uns z'ruckzahlen, 's ist nit teuer. Der Allmeyer war ihm halt fünfhundert Gulden drauf schuldig und 's ganz Anwesen ist keine achthundert wert. Der Lenz will ihm 's Doppelte bieten, sonst laßt er 's nit her. Der Doktor thut auch derzu helfen. — Jetzt wär' nur die Frag, wo 'n Scheinkäufer finden? Und nachher müss'n ma erst noch dem Madl weismachen, wir hätten's ihr kauft und nit der Lenz. Die Liabsleut, die hab'n halt so extrige Sachen."

„Ja, da ist guter Rat teuer," brummt Gemming in

den Bart. „Ich thät' Euch gleich den Strohmann machen, aber mir würd' ja kein Mensch zutrauen, daß ich so viel Geld hätt', — d' Leut' würden meinen, ich hab's g'stohlen!"

Der Rugmeister nimmt eine Prise Tabak und nickt zustimmend: „Ja freili!"

„Ich müßt eben fort und einen unter meinen Bekannten in der Umgegend suchen —"

„Ja, dös wär' scho recht, — aber wir brauchen Ihna halt hier auch, — weg'r 'm lüag'n!"

„Wegen was?" fragt Gemming.

„Ja mei! Wann d' Gendarme Wind kriegeten und käme, wer soll ihnen denn was vorlüagen, wann Sie nit da sind?"

„Hm! Das hat was Wahres!"

„Dös Madl, dös weißt 'm ja nit z' helfen, wann s' 'n Poschinger da finden. Ma muß sagen, 's sei a Göd von ihm, oder so was und hätt' d' Mühl'n ang'schaut und hätt' sich derfall'n — in der Schlucht! — Moane S' nit?"

„Ja, ja, so was könnt' man sag'n, — wenn sie's glauben!"

„O Ihna scho, Herr Gemming. So versteht ja kei Mensch s' Leutaführen wie Sie, und wenn Sie's im Spaß so gut könna — nachd' könna Sie's im Ernst aa!"

„Ja, mein Lieber, das ist a heikle Sach: Im Spaß lügen, ist was anders, als im Ernst! Da gibt's halt so Ansichten. — Indessen für 'n Freund wie der Tenner geht alles, da lüg' ich 'm Teufel ein Ohr weg. Der Mann soll mir nit auch noch ins Zuchthaus — der hat so schon g'nug!"

„Gelt's, dös Unglück! Wann ma denkt, 'n Arm

verlieren, noch dazua den rechten. No, er ist a Wohlhabender, er hat z' leben, aber für den ist's nit g'lebt, wann's nit g'arbeit't ist. Will sehen — wie dös geht — —!" Er schüttelt kummervoll das Haupt.

„Ist sonst noch jemand gefangen worden — etwa der Florian Mayer?"

„Ach warum nit gar, a Haberer ist nit so leicht z' kriegen. Der oanzig', den's verwuschen haben, war der Sebald, und dös war gar keiner —" sagt der Rugmeister und der Triumph lacht ihm aus den alten Augen, „da hab'n s' 'n Fang g'macht!"

Wiltraud öffnet leise die Thür und winkt dem Rugmeister: „Er hat nach Euch g'fragt!"

„Glei kimm i!" ruft der Mann, aber vorher nimmt er Gemming bei der Hand und zieht ihn einen Schritt von der Thür weg. „I bring's schier nit über 's Herz — und doch muß i's ihm sagen, denn dös leid't kein' Aufschub, weil glei 'n andrer g'wählt werden muß —"

„Was denn?" fragt Gemming beunruhigt: „kann ihn noch was Aergeres treffen, als ihn schon 'troffen hat?"

„O, mei lieber Herr Gemming," flüstert der Greis, „'s Schwerste kimmt erst noch, — jetzt kann er ja nimmer unser Habermeister sein!"

Achtes Kapitel.

Unter-Lichtzeit.

Die Kommission ist eingetroffen und hat das Verfahren eingeleitet. Als Hauptzeugen sind vorgeladen: Lorenz Bissinger, der Sohn des erkrankten, durch das Haberfeldtreiben so schwer geschädigten Hochbräu Bissinger, ferner August Gemming, Schriftsteller und Premierlieutenant a. D., Herr Pfarrer Zwänger und Herr Doktor Börderer von hier. Lorenz hat auf Grund seiner nahen Verwandtschaft als Sohn des Bissinger, den Zeugeneid, beziehungsweise Handschlag verweigert. Der Untersuchungsrichter hat ihn bei der Einvernahme darüber belehrt, daß der Sohn das Recht habe, in Streitsachen des Vaters die Zeugenschaft abzulehnen, und Lenz hat ohne Besinnen von diesem Recht Gebrauch gemacht. — So ist ihm doch die eine furchtbare Notwendigkeit erspart, deren Gespenst ihn unablässig verfolgte und fast zur Verzweiflung trieb: zu schwören, oder zu bekennen.

Eine endlose Untersuchung mit einer Masse von inkompetenten Zeugen, fast das ganze Dorf, erfolgt und ohne jedes Resultat, wie immer. — Da hilft kein Drohen, kein Bitten — das Geheimnis der Haberer bleibt undurchdringlich. Selbst ihre erbittertsten Feinde — im Moment,

wo es gilt vor Gericht gegen sie auszusagen, stellen sich auf ihre Seite und vertuschen alles. So groß ist die Macht und das Ansehen dieses Bundes, daß der Nichtbeteiligte lieber jede Strafe auf sich nehmen will, als die Rache der Haberer. Und doch ist es nur eine moralische Macht, die sie ausüben, denn sie schädigen niemanden materiell. Sie greifen nur schonungslos den Leuten ins Gewissen, sie decken auf, was verborgen bleiben möchte und halten dem Laster einen Spiegel vor, in dem es sich zur Fratze verzerrt sieht.

„Da hält alles zusammen!" sagt der Untersuchungsrichter, das Verfahren wird geschlossen werden müssen aus Mangel an Beweisen für die Schuld der einzelnen."

Die Kommission erhebt die Anklage auf „Störung des öffentlichen Friedens —" mit unbezweifelbarem Recht. Ein Massentreiben, wie noch keines war, Brandstiftung, Verhöhnung der Geistlichkeit, — offener Aufruhr mit der Waffe in der Hand — Gewalt und Totschlag! Gibt es noch ein Verbrechen, was zur Vervollständigung des Begriffs Landfriedensbruch fehlte? Sicher nicht — die Thaten sind alle erwiesen, nur die Thäter nicht zu ermitteln. Es muß also zu einem summarischen Verfahren geschritten werden und in diesem Anbetracht, sowie als Strafe für die Hartnäckigkeit der Bevölkerung in der Verweigerung jeder Aussage, wird einstweilen über den ganzen Ort Zwangseinquartierung verhängt. Damit ist der Ort zu Grunde gerichtet. Aber es ist Recht und Gesetz, wie es in einem geordneten Staatswesen gehandhabt werden muß. — So sind denn die Unschuldigen mit den Schuldigen bestraft. — Die moralischen Urheber des ganzen

Unglücks jedoch, die, — der eine durch Unredlichkeit, der andre durch Härte und Kälte —, die Leute so weit gebracht, bis das Maß überlief, diese sind natürlich die Märtyrer des Tags, die bedauernswerten Opfer brutaler Willkür, und man ist ihnen eine exemplarische Genugthuung schuldig.

Nur einer ist da, der den Mut hat, dem Untersuchungsrichter die Verhältnisse wahrheitsgemäß darzulegen und für die Haberer einzutreten. Gemming! Aber was ist das Zeugnis des verrufenen Mannes, wo solche Thatsachen sprechen? Nicht mehr und nicht weniger als die Stimme der Krähe, die der andern die Augen nicht aushackt. — Das thut dem Gemming am wehsten, daß man den Freunden nichts mehr nützen kann, wenn man das Ansehen verlor! Bevor man ihn vernahm, hoffte man, von ihm wenigstens einen Teil der Wahrheit zu erfahren, das heißt dessen, was man für Wahrheit hielt. — Er sagte auch die Wahrheit, — aber in ganz anderm Sinn. Eine brauchbare Aussage ist von ihm nicht zu bekommen, keinenfalls eine solche, die sich gegen die Haberer verwerten ließe. Ebensowenig vom Doktor. Nun ist man ausschließlich auf das Zeugnis des Herrn Pfarrers Zwänger angewiesen, der mit größter Ruhe und Objektivität die vernichtendsten Argumente gegen das ganze Habererwesen vorbringt. — Er ist also fast der einzige Belastungszeuge, mit Ausnahme der Gendarmerie, und man setzt nun die letzte Hoffnung auf die später in München stattfindende Vernehmung des gefangenen Haberers, Sebald Allmeyer, nach den Rapporten ein schwächlicher, schüchterner Mensch, der nicht einmal versucht habe, seine Schuld zu leugnen

und noch weniger den Mut haben würde, den Untersuchungsrichtern die geforderten Aufschlüsse zu verweigern.

So verläßt die Kommission, unbefriedigt über die geringen Resultate und aufs höchste erbittert über die „Verlogenheit dieser Bevölkerung" den Ort. — „Auch der Lorenz — vom Hochbräu — spielte eine sonderbare Rolle. Ein Sohn, der nicht mit Freuden die Gelegenheit ergreift, für seinen Vater Zeugnis abzulegen! Und doch soll er ein vortrefflicher Sohn sein, der den Alten aufopfernd pflegt. Es ist also gar nicht zu erklären!"

„Ja, das wird noch was kosten, bis dieses Haberer-unwesen aufgehellt ist!"

So sagen die Herren im Vorbeifahren und schauen zerstreut hinauf nach dem hübsch gelegenen, kleinen Häuschen dort oben am Berghang, wo Wiltraud den Habermeister pflegt. Aber die Hoffnung auf die Geständnisse des Sebald hat die Herren ebenfalls getäuscht. Mit der größten Bescheidenheit und Sanftmut erklärt er bei den Verhören, nichts auszusagen, als was seine Schuld beträfe, die er keinen Augenblick leugne. Auf die Vorstellung des Untersuchungsrichters, daß er durch ein umfangreiches Bekenntnis über seine Mitschuldigen u. s. w. seine Lage bedeutend verbessern und sein Strafmaß verringern werde, zuckt er verlegen die Achseln und beteuert, er könne nichts weiter sagen.

Das Urteil wird gesprochen und Sebald erhält eine Gefängnisstrafe von ein und ein halb Jahren, wegen „Störung des öffentlichen Friedens". Mildernde Umstände werden in Hinsicht auf seine Verweigerung jeglicher näheren Aussage nicht angenommen.

Eine schwere Zeit steht wie eine Gewitterwolke über dem Dorf und der toten Mühle. Wiltraud sieht niemanden, als die wenigen, die zu ihrem Kranken kommen, und so ziehen die Ereignisse an ihr vorüber wie eine Gefahr an einem Schlummernden vorbeigeht. — Aber die Stunde des Erwachens naht auch ihr.

Bisher hat nichts sie in ihrem Liebeswerk, an ihrem Pflegling, dem Habermeister, gestört. Indessen hat es Lenz mit Hilfe der Haberer und ihrer gewohnten List und Schlauheit durchgesetzt, das kleine Anwesen für Wiltraud zu retten, und eines Tages kommt der Rugmeister voll Freude und überbringt ihr den zerrissenen Schuldschein vom Bissinger. „Die Haberer haben zusammengelegt und die Hypothek abgezahlt. Nun gehört das Haus wieder ihr!“ Mehr sagt man ihr nicht und braucht sie nicht zu wissen. — Wiltraud in ihrer natürlichen Bescheidenheit und Rechtlichkeit weiß sich nicht zu helfen. Mit tiefer Beschämung und widerstrebend fragt sie: „Wie komm' i zu so 'ma G'schenk?“ und nur der Gedanke, daß es geschah, um dem Verwundeten das schützende Asyl zu sichern, erklärt ihr die Sache. — Und noch einer braucht die Heimat ja so notwendig, — ihr Bruder, wenn er, Gott weiß wie elend, zurückkommt! Ja es ist eine große, unverhoffte Wohlthat, und sie nimmt sie an, wie man vom lieben Gott den Segen für die Felder annimmt, dankbar und ohne weiter zu grübeln. — „I will's euch an eurem Kranken vergelten, z' tausendmal, sonst kann i euch ja nix thun!“ sagt sie einfach. Und sie hält Wort.

Der Habermeister fängt an, sich unter ihrer Pflege zu erholen. Die Heilung schreitet normal fort, und es ist ihr

einziger Trost, zu sehen, daß sie dem Unglücklichen seine furchtbare Lage erleichtert, daß sie ihn in mancher Stunde der Mutlosigkeit vor Verzweiflung rettet. Die Seele des Mannes ist bedenklich umdüstert, und Wiltraud, sowohl wie den Arzt, beängstigt seine fast übernatürliche Ruhe und sein Schweigen. Auch daß er immer abwehrt, wenn Wiltraud seiner Frau schreiben will, zu kommen und nach ihrem Mann zu sehen, ist auffallend. Nur wenn er ganz allein mit Wiltraud ist und sie ihm in ihrer schlichten Art vom Vater und Bruder erzählt, — oder von ihrem Vögelchen und von der Geiß, die so gescheit ist und sich immer am Fenster meldet, wenn die Stallthür zu ist, — da fliegt manchmal ein Lächeln über sein Gesicht und seine dunkeln Augen ruhen mit stiller Rührung auf ihr. — Wenn der Arzt in solcher Stunde kommt, da geht sein Puls ruhig, aber sowie Wiltraud das Zimmer verläßt, wird er nervös und unruhig. — Wie unentbehrlich ist sie ihm aber auch! — Er kann sich ja gar nicht helfen, ohne sie, mit der einen Hand. Wenn sie da ist, fühlt er es nicht so bitter, weil sie ihn in allem unterstützt. Sie gibt ihm zu essen wie einem Kind, sie merkt jeden Wunsch, ehe er ihn ausspricht, und so freundlich und freudig thut sie alles, daß es ihm nie peinlich zu sein braucht. — Nur wenn er eine Weile allein ist, übermannt ihn das Gefühl seiner Hilflosigkeit und kommt sie dann wieder herein, so findet sie ihn so düster vor sich hinstarrend, daß ihr angst und bang um ihn wird.

„I mein' immer, er übertragt's nit!“ sagt Wiltraud eines Tages zum Doktor.

Dieser zuckt die Achseln: „Das dumpfe Brüten ge-

fällt mir auch nicht. Mir wär's lieber, er klagte und schimpfte. — Lacht er denn auch nicht, wenn der Gemming ihm seine Schnurren vormacht?"

„Nein, nie!"

„Das ist freilich schlimm. Machen wir, daß wir ihn sobald wie möglich nach Haus zu Weib und Kind bringen —"

„O mei, Herr Doktor, da wär's eh' nit g'holfen," sagt Wiltraud bedrückt: „I mein' alleweil, die leben nit recht gut mit'nander. I hab' neulich g'sehen, wie ihm der Rugmeister seine Kleider und Wäsch bracht hat — da war a Brief derbei. Der Rugmeister hat 'n ihm auf=g'macht. Mit der linken Hand hat er 'n g'halten und die hat ganz zittert wie er 'n g'lesen hat. Dann hat er 'n mit die Zähn und der eine Hand in Fetzen g'rissen und 'm Rugmeister geb'n zum Verbrenne! Dös sollt' doch nit sein, wenn d' Leut anand' gern hab'n?"

„Freilich nicht!" lächelt der Doktor — denn auch er kann sich eines Lächelns des Entzückens nicht erwehren, wenn er das wundervolle Geschöpf ansieht. Wie sie da vor ihm steht in ihrer milden und doch so unnahbaren Frauenwürde! Ein vollentfaltetes Weib, eine keimende Welt von Kraft und Liebesfülle im Busen, und doch ein Kind an Unschuld und Einfalt — und so schön dabei, so ahnungslos schön — mit dem schlanken Kopf auf dem stolzen Nacken und den großen, traurigen Rehaugen. Der Doktor muß es unwillkürlich bewundernd denken, während er das Mädchen anschaut. Dann sagt er kopfschüttelnd: „Es ist doch besser, wenn der Mann wieder in seine Ge=wohnheit kommt!"

„Wie S' meine, Herr Doktor," antwortet Wiltraud bereitwillig. „Mir thut's leid, wann i ihn hergeb'n muß und er vielleicht nit gut 'pflegt wird daheim. Ihna würd's auch leid thun, wann S' 'n Patienten, mit dem S' Ihna recht Müah geb'n hätt'n, 'ma andern Arzt überlassen müßten, wo S' nit sicher wären, ob er Ihna nit verderbt, was Sie guat g'macht hab'n!"

„Ja, da haben Sie recht, Wiltraud."

„No seht's, so ist's mir. Er wird mir scho recht abgehen, — aber ganz wie S' wollen. Wann soll er denn furt?"

„Wenn die Heilung so weiter schreitet, können wir ihn bis in acht oder zehn Tagen entlassen!"

Als Wiltraud nach dieser Unterredung, die wie immer vor der Thür des Patienten gehalten wurde, zu ihm hineinkommt, findet sie ihn leichenblaß und seine eingesunkenen Augen leuchten fieberhaft.

„Also jetzt muß i mi an den Gedanken g'wöhne, daß i heimg'schickt werd, Wiltraud?"

„Habt's g'hört, was wir g'redt haben?"

„Ja!" sagt der Mann und dem Mädchen schaudert vor seinem Ausdruck: „No Des werd's Enk auch freuen, wann's wieder zu die Kinderln hoam kimmt's?" sagt sie, sich zum Lächeln zwingend.

Tenner schaut lange zu Boden, dann schlägt er die Augen wieder auf und heftet sie auf das Mädchen. „Wißt's, Wiltraud, dös ist so: hier mein' i halt, i sei neugeboren und sei nur mit ei'm Arm auf d' Welt komme — und wüßt's nit anders. Aber daheim, wo i als a ganzer

Mensch g'lebt hab', da kann i mich nimmer als a halber eing'wöhne!"

Wiltraud schweigt, denn sie kann nicht lügen und sie fühlt ja, wie schrecklich wahr das ist.

„Und wißt's, Wiltraud," fährt er fort, „solang i bei euch war, hab' i auch mein' Arm nit vermißt — Des habt's es ja nie dazu komme lassen. — Aber ohne Euch bin i der elendste Krüppel auf'm Erdsboden — da ist a jed's ang'schoss'ne Stück Wild besser dran, was wenigstens in Ruh' verenden kann, wenn sich's wo verschlieft!"

Wiltraud fühlt den grenzenlosen Schmerz, der durch diese Worte zuckt. Sie nimmt seine Linke in die Hand und prüft ängstlich den Puls. „O, lieber Gott, Poschinger. Des müßt's Euch nit so aufregen, sonst kriegt's wieder 's Fieber. I bitt' Euch — da muß i ja weine!"

„Wiltraud!" schreit es plötzlich aus der tiefsten Seele des Mannes auf, — er läßt sich vom Stuhl auf die Kniee herabgleiten. „Wiltraud, — verzeih' mir, — i kann nimmer leben ohne dich!"

Wiltraud springt auf. Schrecken und Scham, das von dem Mann erleben zu müssen, den sie so in Ehren hielt, rauben ihr fast die Besinnung, aber wie jede edle Natur instinktiv das Rechte findet, ohne zu suchen, so sagt sie nichts, als das eine Wort: „Poschinger, — Des seid's so lang Habermeister g'wesen!"

Das ist, ohne daß sie sich Rechenschaft darüber gibt, der größte Mahnruf an seine Ehre! Was ist ein Mann, welcher einer so großen und mächtigen Genossenschaft von Sittenrichtern vorstand, sich und anderen schuldig! Hätte sie ihm ins Gesicht geschleudert, daß er verheiratet sei, das

hätte ihn nur erniedrigt, dieser Anruf aber gibt ihn sich selbst zurück.

Tenner erhebt sich mühsam vom Boden. Wiltraud muß ihn stützen, sonst kommt er nicht in die Höhe. Kalter Schweiß steht ihm auf der Stirn. Er wischt ihn zitternd ab. Dann sagt er in einem seltsam gefaßten Ton: „Ihr habt recht, Wiltraud, wer amal Habermeister war, muß z'erst sich selber meistern können! — Ihr müßt mich halt entschuldigen — i bin krank!" Er setzt sich still auf einen Stuhl am Fenster und blickt hinaus auf die tote Mühl'.

„Freilich seid's krank, armer Mann!" sagt Wiltraud schmerzlich, die Entschuldigung, aber auch nur diese, annehmend.

Ratlos steht sie da, kämpfend zwischen Mitleid und jungfräulicher Entrüstung. Und doch, wenn man ihn ansieht, wie er so erschöpft dasitzt und hoffnungslos hinausstarrt, — wen sollt er denn nicht erbarmen? Er ist so schwach, — die Augen liegen tief in den Höhlen, das Gesicht bis zur Unkenntlichkeit abgemagert und die verbundene Seite, wo der Arm fehlt, ist ganz eingesunken und verschoben. — Das gutherzige Geschöpf kann ihm nicht zürnen, sie kann nur um ihn trauern. „Er ist halt zerrüttet an Leib und Seel', er hat nimmer g'wußt, was er thut," denkt sie und tritt ruhig zu ihm hin. „Wollt's Euch nit niederlegen, Poschinger? I mein', 's wär' besser?"

Er reicht ihr die Hand. „Ihr seid so gut, Wiltraud, und ich — muß mich so vor Euch schämen!" sagt er jetzt wie ein aus einem Paroxismus Erwachter.

„Woll'n jetzt nimmer dran denken, Poschinger, 's ist vorbei und 's bleibt vorbei, — nachd' soll's sein, als wär's

nit g'schehen!" — Sie geht ans Fenster und macht eine Spalte auf, um die frische Luft hereinzulassen. Es ist so still und friedlich draußen. Ein heller Wintertag. Die letzten Strahlen der Nachmittagssonne liegen golden auf den Felsen der Schlucht.

Hoch am Berg, der dahinter emporsteigt, hängt ein Fuhrwerk mit zwei Pferden so steil, daß man von unten meint, es müsse herunterfallen. Es ist ein Holzschlitten und zwei Leute sind dabei. Voran geht der Herr und dahinter steuert der Knecht. Sie schleifen Stämme aus dem Windbruch herunter. Mit gewaltigem Arm lenkt der Vordere das ungeschlachte Gespann. Bald, es zurückstemmend, daß die Rosse auf den Hinterfüßen einknicken und die Kummet fast über die Köpfe rutschen — dann wieder umsichtig im Zickzack weiterführend. Eine jugendlich stolze Gestalt ist's. Dem armen schwachen Mann am Fenster kommt es wie ein Märchen vor, daß es noch so starke Menschen im Vollbesitz ihrer Kraft gibt. Er schaut ihm zu, dem jungen blühenden Stamm, wie er die toten entwurzelten Stämme meistert und er denkt und fühlt groß genug, um es mit neidlosem Wohlgefallen anzusehen.

Wiltraud ist seinem Blick gefolgt und mit einer raschen Bewegung vom Fenster zurückgewichen. — Tenner bemerkt es und bemerkt die heiße Röte, die ihr Gesicht übergießt. Dann blickt er wieder hinauf zu dem Wagenlenker, der sich immer weiter durch die Schneemassen auf dem halsbrecherischen Weg herunterkämpft und näher kommt.

„Ja so," sagt er in weichem, verständnisvollem Ton: „'s ist ja der Lenz!"

Eine lange Pause entsteht. Wiltraud ist keiner Ant-

wort fähig, was sie in diesem Augenblick fühlt, ist ihr selbst unerklärlich. Es ist ihr, als empfinge sie den Lenz mit diesem Wort, wie das Vermächtnis eines Sterbenden und als dürfe sie ihn aus dieser Hand nicht zurückweisen! — Ist er denn nicht ein Sterbender, der hoffnungslose Mann, da neben ihr, wenn auch nicht dem Körper nach? Hat er nicht eben seines Lebens Leben getötet und scheidet von allem, woran sein Herz gehangen? Was ist's doch Großes und Heiliges um so eine Lieb' und so ein Weh! Und sie hat's mit dem Lenz von sich gestoßen und sich selbst eingebildet, sie könne das nur so aus dem Herzen reißen und weiter sei's nichts wert. — Und jetzt, da sie sieht, wie ein andrer in sein eigenes Herzblut greift, um es ihr zu retten — jetzt ermißt sie an dem Opfer des andern erst seinen Wert.

Da tönt vom Berg her ein Jodler durch das Schweigen. Es ist Lenz's Stimme, aber sie klingt nicht froh wie sonst, wenn er die Pferde antrieb und G'stanzeln sang. Die beiden am Fenster verstehen nur noch die letzten Strophen:

„Und 's Mühlrad ist 'brochen, da drunt' in der Klamm —
Und im Herzen die Treu', die heilt niemand mehr z'samm'.
Dös Radl, wann's g'flickt wird, kann leicht wieder gehn,
Aber a Herz — wann's amal stillsteht — bleibt alleweil stehn!"

„Aber a Herz, wann's amal stillsteht — — —"

Der Gesang verhallt in der Ferne. Die Peitsche knallt, — dann ist alles wieder ruhig. — Der Habermeister nickt langsam mit dem Kopf: „Ja — der hat recht!"

Wiltraud hat das Gesicht an die Scheiben gedrückt

und weint leise. Ihr Auge folgt den Kurven, die der Schlitten des Entschwundenen im Schnee gezogen.

„Wiltraud,“ sagt der Habermeister tröstend, „es wird schon wieder gut werden mit euch zwei!“

Die Sonnenlichter sind erloschen und blaue Abendschatten ziehen sich von der Schlucht herüber in die Kammer herein und lagern sich um die beiden, wie traute Geister, die alles Herbe, was der Tag gebracht, in milde Dämmerung einhüllen.

Wiltraud stützt sich aufs Fenstersims und schüttelt leise den Kopf. „Dös wird niemehr gut. Er hat's ja g'sungen, daß i's hören sollt! 's Mühlrad kann ma flicken, aber a Treu, die amal brochen ist, heilt niemand mehr.“

„Ihr habt euch die Treu nit brochen, Wiltraud, — du liebst ja — kein — andern!“

„Aber i hab' ihm g'sagt, daß i ihn nimmer mag und nit heiraten thu' — dös ist doch auch a Treubruch!“

„Das hast g'sagt im ersten Schmerz um dein' Bruder! Deswegen hat er dich doch gern! Meinst, er hätt' die G'stanzeln g'macht, wann's ihm nimmer weh thät? Dös hat ma doch g'hört an der wehmütigen Stimm, — daß es aus 'ma betrübten Herzen kommt! — O mei, i kann mir's so vorstellen, wann er jetzt heimfahrt und d' Roß ausschirrt, wie's ihm sein muß, nach der harten Arbeit. — Dös ist 'was Harb's, wann ma gar nix Liab's hat, an was ma denka kann! Vielleicht hat er sich d' Händ aufgrissen an die Bäum' aber alle Wunden und Schrammen thun nit so weh, wie a Wund von der, die ei'm 's Liebste ist auf der Welt, dös brennt glei z'tiefst ins Innere!“

Wiltraud zuckt zusammen, als träfe sie jedes Wort,

wie ein doppelter Vorwurf. Denn der ihr das sagt, trägt ja das gleiche Weh, — der muß wissen, wie's einem da zu Mut ist und zu dem faßt sie Vertrauen. Ihm kann sie ihr Herz ausschütten — demselben, der sie liebt und um sie leidet, der wird sie verstehen. Und eine dunkle Empfindung gibt es ihr ein, daß dies ein schmerzender, aber auch heilsamer Balsam auf seine Wunde sein wird.

Und nun erzählt sie ihm alles, von Anbeginn. Wie der Lenz und sie schon als Kinder in der Schule zusammengehalten und wie er später öfter zum Bruder gekommen sei. Und in der Kirche, da habe er immer am Weihbrunnen auf sie gewartet und Grüß Gott gesagt. — Und wie er sie einmal beim Laubsammeln gefunden und sie gefragt, ob sie denn kein Streuteil hätten und als sie gesagt: „Nein!" da habe er sein Holz stehen lassen und ihr geholfen. Und ihr sei's ganz schwindlig worden vor lauter Ehr' und Glück! Der Bissinger-Lenz, der stolze, reiche Hochbräu-Sohn, an den kein Mensch im ganzen Dorf hinkann — und so einem geringen Mädel Laub sammeln helfen. Und wie sie fertig waren und der Sack geschnürt, da war der so groß und schwer, daß sie ihn nicht tragen konnte. Da hat der Lenz ihn lachend, wie einen Ballen auf die Schulter geschwungen und gefragt, ob sie aufsitzen wolle, — er nehme sie noch dazu! — Dann hat er ihr den Sack bis hinunter zur Mühle getragen — und so ist's alleweil schöner und besser kommen! Und zuletzt, wie der Vater nichts mehr zu mahlen hatte und die Mühle zum erstenmal stillstand, da hat der Lenz sie gefunden, wie sie weinend draußen bei dem toten Rad gesessen ist. Und wie er da mit ihr war, das — das läßt sich gar nicht

beschreiben! Sie meint, wenn sie damals in die Schlucht hinunter gesprungen wär', da hätt' sie sich nicht derstürzt, sondern es hätte sie getragen in der Luft — so war ihr zu Mut vor Seligkeit! Dann hat er sie in den Arm genommen und ihre Hand auf sein Herz gelegt und gesagt, sie brauche nicht um das Mühlrad zu weinen, dadrin, da gehe ein andres Rädlein, — sie solle nur spüren, — das laufe für *sie*, solange er lebe!" Wiltraud muß innehalten, so überwältigt sie die Erinnerung, „drum hat er jetzt g'sunga: a Herz, wann's amal stillsteht, bleibt alleweil steh'n — i hab's wohl g'spannt —!"

„Lieb's Kind," sagt der Habermeister, es ist, als sei er während der kurzen Erzählung plötzlich zu ihrem Vater gealtert und als läge schon ein grauer Schimmer auf seinen schwarzen Haaren, — „lieb's Kind, wann dös so g'meint wär', dann thät' er's nimmer singen. Was ein'm *ganz* Ernst ist, darüber *red't* man nimmer! — Sei Herz steht noch nit still. Es schlagt schon noch, vielleicht recht ängstlich und schmerzhaft, — — aber doch für dich. Denn von dir kann niemand mehr lassen, der dich amal gern hat, — dös kann i dir sagen!"

Wiltraud erschrickt bei dem Wort, doch wie sie ihn ansieht im letzten verglimmenden Tagesschein, — da sieht sie, daß er ein alter Mann geworden ist, der aus Erfahrung spricht — aber aus einer Erfahrung, die lange, lange hinter ihm liegt.

„Poschinger, Ihr müßt mir's Herz nit schwer machen," sagt sie und setzt sich wie ein Kind auf den Schemel zu seinen Füßen. „I hab's überwunden und i *muß* es ja überwinden. Ihr wißt's ja, daß i 'm Lenz dös vom Sebald

nie, niemals verzeihen kann. A Mensch, der so was thut, daß er die eigene Schuld auf 'n Unschuldigen sitzen laßt, der ist mir so gut wie g'storben. Aber eins habt's Des mich g'lehrt und für dös sag' i Euch tausendmal Dank, — daß man 'n Toten doch lieb haben und im Herzen tragen kann. — Ja, Poschinger, Euch sag' i's, daß i 'n noch lieb hab' und wie lieb! Und dös ist a ganz 'n eigens Glück, wenn's auch noch so weh thut. Gelt, Poschinger, besser sieben Schwerter im Herzen und a große Liab' — als kein Schmerz und kei Liab'?"

„Ja — und Amen—!" sagt Tenner und noch einmal flammt es mächtig in seinen Augen auf, — aber es ist eine Opferflamme.

Vom Dorf herüber läutet's den Abendsegen.

„Wo ist mei rechte Hand?" fragt Tenner und streckt bittend die linke aus.

„Da, da," sagt Wiltraud innig und nimmt wieder wie jeden Abend seine Hand, sie mit der ihren zum Gebet faltend.

Leise flüstern die Lippen den Gruß des Engels und am winterlich klaren Nachthimmel blitzt der erste Stern über dem kleinen Fenster auf.

Neuntes Kapitel.

Waidwund.

An die Hausthür wird geklopft. Wiltraud öffnet. Gemming kommt, wie jeden Abend, um dem Freund beim Zubettgehen zu helfen.

„Aber da ist's dunkel!“ schilt er, als er auf der Treppe stolpert.

„Des wißt's ja, Herr Gemming, wir dürfen kei Licht anzünden da heroben, dös kunnt' Gendarmen aufmerksam mach'n. Man kann nit vorsichtig g'nug sei. I kumm mir scho bald selber vor wie a Verbrecherin vor lauter Angst und Heimlichthun.“

Gemming tritt bei dem Kranken ein. „Grüß Gott, mei armer Poschinger.“

„Herr Gemming, Ihr bringt's heut nix Guats!“ sagt der Angeredete, ihn mit raschem Blick ausforschend.

„Schlimme Botschaft!“ erwidert Gemming düster und wirft den Hut zornig auf den Tisch. „Bleib nur da, Wiltraud, du mußt's auch hören, — mitgefangen, mitgehangen! — Wie geht's denn heut' Poschinger, könnt Ihr schlechte Nachrichten vertragen?“

„I halt alles aus, Herr Gemming!“ sagt der

Habermeister und auf seinen hagern Backenknochen zirkeln sich zwei fieberhaft rote Flecken ab. Ohne, daß er es will, streift sein Blick Wiltraud und diese versteht ihn.

„Wenn man nur ein Licht anzünden dürft', daß ich sehen könnt', wie Ihr ausschaut," sagt Gemming bedenklich.

„Die Stern machen ja auch hell!" sagt Tenner. „I bitt' Euch, sagt's nur — i brauch' kei Schonung!"

„Nun denn — es sind wieder zwei g'storben!"

„Von die Verwundeten?"

„Ja!"

„Wer?"

„Der eine, der Tilly, no dem ist ein guter Tag g'schehen, aber der andre, das ist der Florian Mayer. Kei Mensch hat's g'wußt — heut' wie sie das verbrannte Dach vom Nachbarhaus neben 'm Pfarrer abtragen, finden sie ihn halb verkohlt unter den Sparren."

Ein dumpfes Stöhnen ringt sich von den Lippen des Habermeisters. Wiltraud umfaßt ihn tröstend.

„Sie haben ihn 'runterg'schossen, während er's Dach hat löschen wollen. Wahrscheinlich ist er dann durch die Lucken hineingestürzt und tot liegen blieben. Wir haben g'meint, er sei mit den andern schon lang ins Tirol 'nüber. Wie sie ihn g'funden haben, hat er noch 's messingene Mundstück vom Spritzenschlauch in der Hand g'habt und im Kopf a Kugel. In drei Wochen hätt' er Hochzeit g'macht mit der Liesey vom Kraspler. Das Madel ist wie wahnsinnig."

„Gott im Himmel, die arm' Seel!" flüstert Wiltraud.

Der Kranke lehnt an ihrer Schulter, ohne ein Wort

zu sprechen. Er ist eine von den Naturen, in denen sich ungeheuer viel ansammeln kann, ehe es zum Ausbruch kommt. Solche Menschen ertragen alles, aber ein Tropfen zu viel läßt dann das Maß überlaufen.

„War's a braver Mensch?“ frägt Wiltraud.

„Ach, ein liebenswürdiger Bursch! So ein frisches, junges Blut! Aber jetzt kommt noch was anders, Poschinger, das geht Euch an. Der Tilly ist beim Hafner g'storben, dort haben s' ihm den Pfarrer g'holt, und ich fürcht', er hat gebeichtet.“

„Das könnt' wohl sein, dem hab' i nie traut. — I hätt' ihm schon die Aufnahm' verweigert, wenn nur ein g'setzlicher Grund dag'wesen wär. So einer, der nur aus Rachsucht dazu geht, wird nie a richtiger Haberer. Denn der Haberer muß vor allen Dingen gerecht sein — ohne Lieb' und ohne Haß!“

„Da habt Ihr ganz richtig empfunden. Der Mensch wird Euer Unglück. Denn Ihr müßt fort sobald als möglich, gleichviel ob krank oder geheilt. Der Rugmeister hat Eurer Frau schon Bericht g'schickt, daß sie Euch morgen in aller Früh mit dem Fuhrwerk holt. — Mann, was ist Euch?“

„Nichts — 's ist schon wieder vorbei — ein bißl schwindlig ist mir worden.“ — Wiltraud stützt den schwer kämpfenden Mann. „O lieber Gott — dös Elend, dös Elend!“

„Woher glaubt Ihr, daß der Tilly uns verraten hat, wer kann's wissen?“

„Weil er übermorgen christlich begraben wird, trotzdem daß er a Haberer war! Er sei so bußfertig g'storben,

heißt's. — Der Florian Mayer hingegen —" Gemming hält ein.

„Nun?"

„Der brave Kerl, aus so einer rechtlichen ang'sehenen Familie —" Gemming murmelt es zwischen den Zähnen; „den haben sie heut eing'scharrt hinter der Kirchhofsmauer."

„Was?" schreit der Habermeister und springt auf, das war zu viel, jetzt sprang die allzu scharf gespannte Saite. „Herrgott — mei Hand! Gib mir mei Hand wieder!" Mit der Kraft des Fiebers und der Verzweiflung reißt er den Stutzen von der Wand. „Wart nur, Florian, du liegst nit lang allein da draußen —."

„Habermeister!" ruft Gemming und entwindet mit einem Ruck dem schwachen Mann die Waffe. „Was soll das heißen — seid Ihr bei Sinnen?"

Wiltraud fängt den Taumelnden in ihren Armen auf.

„Bei Sinnen wär' i schon, wenn i noch g'sund und stark wär'!" sagt er mit hinsterbender Stimme. „Aber so habt's recht, Herr Gemming! Was will unsereins machen?" Er lacht — ein herzzerreißendes Lachen: „Dahin haben sie's also 'bracht, 's ganze Land hat uns respektiert und jetzt? Der Meister zum Krüppel g'schossen, d' Mitglieder zerstreut, tot, im Sand eing'scharrt, wie d' Hund, o du alter, großer Kaiser, so endet dei Habererorden!"

Er bleibt Wiltraud und dem Freund wie leblos in den Armen. — Sie bringen ihn, ohne ein Wort zu reden zu Bett und setzen sich still daneben. Allmählich geht die Ohnmacht in einen unruhigen Schlummer über.

Wiltraud kann nicht weinen, ihr ist, als wäre ihr die Aufgabe geworden, allen Schmerz der Menschheit auf ein=

mal auszukosten. — Wer das erlebt hat, kann nie wieder froh werden! — Aengstlich lauschen sie den Atemzügen und den verworrenen Lauten des Schlafenden.

Wiltraud neigt sich zu Gemming herüber und flüstert leise: „Gelt, Herr Gemming, Des verlaßt's uns nit heut nacht? Mir ist so angst!“

Gemming nickt ihr nur stumm zu.

Dann harren sie standhaft an dem bangen Schmerzenslager aus — eine lange qualvolle Nacht.

Gegen Morgen wird der Kranke ruhiger und sein Schlaf scheint fester und wohlthätiger zu werden.

„Gott sei Dank,“ haucht Wiltraud kaum hörbar dem lauschenden Gemming zu. — Der horcht aber gespannt auf etwas andres und berührt im Dunkeln Wiltrauds Arm, um sie aufmerksam zu machen. Jetzt hört sie es auch. — Ein Wagen mit krächzenden Rädern fährt den Berg herauf und hält vor der Thür. Ein lauter Peitschenknall.

„Das ist die Frau!“ sagt Gemming.

„O Gott, so früh — und er schlaft grad so gut!“ Wiltraud ist es zu Mut, als müsse sie einer Hinrichtung beiwohnen. Hände und Füße sterben ihr ab vor Angst. Ein zweiter heftiger Peitschenknall. Mit einem Schmerzenslaut fährt der Kranke aus dem Schlaf: „Was ist?“

„Mein lieber Poschinger, Ihre Frau kommt, Sie zu holen — 's ist leider Zeit.“

Und wie der Verurteilte, der zum Schaffott geführt wird, fügt sich der elende Mann, gehorsam — aber seinen Körper schüttelt der Frost.

Wiltraud, ihrer Bewegung nicht mehr Herr, will hinunter, um zu öffnen.

„Wiltraud —," tönt hinter ihr ein brechender Laut. Sie kehrt um und eilt zu ihm hin.

„Noch vorher adje sagen —," bittet Tenner und kniet im Bett auf.

Sie versteht ihn — es ist der letzte Abschied —! Und sie schlingt die Arme um die abgezehrte Gestalt und einen Augenblick ruht sein Haupt an ihrer Brust, ihre Lippen berühren seine kalte Stirn und ihre Thränen netzen sein Haar.

„Jetzt — will ich alles ertragen!" flüstert er. „Gott segn' dich tausend, tausendmal!"

An der Thür wird gepoltert und eine keifende ungeduldige Frauenstimme ist zu hören. Wiltraud eilt hinaus. Ihr ist zu Mut, als sei sie plötzlich gewachsen, wie die Pflanze, die der Regen niederschlägt, während er im Innern ihr Wachstum fördert.

„No, da geht's a Zeit her, bis ei'm aufg'macht wird! Z'erst sprengt ma d' Leut' her, daß ma moant, 's ging scho an Hals und Krag'n und nachd' laßt ma's nit eini!" — So schimpfend tritt ein robustes Weib ins Haus. Der erste Tagesschein zeigt ihre hübschen, aber groben Züge.

„Grüaß Gott! I möcht mein' Ma holen. Seids Des des Frau'nzimmer, wo 'n pflegt hat?"

„Ja," sagt Wiltraud, unwillkürlich einen Schritt von ihr zurücktretend: „Wünsch guten Morgen! Der Herr ist oben in der Kammer."

„Z'erst muß i fürs Roß sorgen! Habt's koan Knecht?"

„Nein!"

„Und aa koan' Stall, wo ma's einistell'n kunnt."

„Stall schon, aber da ist d' Geiß drin und weiters ist nit aufg'schütt!"

„Hm! anbinden kah ma's aa nit —."

„Wann's a Deck'n habt's nachd' kann ma's ja stehn lassen, und der Herr Gemming, der droben ist, haltet's Enk vielleicht so lang."

„Meintswegen," sagt die Frau und wirft dem Tier so plump die Decke über, daß es erschrickt und zur Seite springt.

„Heh—la!" schreit sie und reißt es am Zügel: „Kahst nit steha?"

„Wiltraud zieht sich das Herz zusammen: „Wie wird d i e den armen Mann pflegen, wenn sie so mit dem Pferd umgeht! Gott helf ihm!"

Sie steigt die Treppe hinauf: „Herr Gemming, wärt's nit so gut, dera Frau 's Roß z'halten, daß i sie 'rauf in d' Stub'n führen kann?"

Gemming hat unterdessen den Freund angekleidet und ist gerne bereit. „Mut, lieber Tenner, 's geht auch vorüber — wie alles. Das ganze G'frett von heutzutag ist's nit wert, daß sich a vernünftiger Mensch drum 'runter kränkt," tröstete er ihn. Aber man sieht ihm an, daß er selbst des Trostes bedürfte. — Dann verläßt er das Zimmer und Wiltraud führt die Frau herauf.

Tenner sitzt matt auf dem Bettrand, als die breite, in ihren dicken Winterkleidern doppelt unförmige Gestalt, sich zur Thür hereinschiebt.

Unterdessen ist es hell geworden. Sie bleibt einen Augenblick stehen und schaut ihn zweifelhaft an.

„Grüß di Gott," sagt Tenner mit heiserer, verfallener Stimme.

„Ja, Jesas — bist es du wirklich? I hab' di schier nimmer kennt!“ Sie geht widerstrebend zu ihm hin und reicht ihm die Hand in ihrem rauhen wollenen Fausthandschuh. „No, so grüaß di halt Gott, — du machst schöne Sachen! Jetzt bist ruiniert für dei Lebtag. — Dös war wohl der Müh' wert, dös Um'nanderthuan mit dena Haberer, daderfür hast di so zurichten dürfen!“

„Frau,“ sagt Wiltraud bittend, „seht's denn nit, wie schwach er ist? Wie kann ma denn da noch Vorwürf machen!“

„I kann doch nit sagen, daß i mi drüber freu'?“

„Dös verlangt niemand, aber so viel menschlich's G'fühl kann a jed's hab'n, daß es 'n Kranken nit noch plagt!“

„So? vielleicht aa noch schönthuan, — wann einer nit an Weib und Kinder denkt? No, da bist ja in'ra guaten Schual g'wesen. Wann d' so 'n Umgang hast, na wundert mi nix mehr —!“ Sie stampft in der Kammer umher und packt Tenners Sachen zusammen, die ihr Wiltraud reicht.

Tenner spricht kein Wort. Sein Blick hängt an Wiltraud, als wolle er sich aus ihren bleichen edeln Zügen Geduld trinken.

Wiltraud bringt das noch immer nötige Verbandzeug herbei und will es der Frau erklären, aber die weist sie zurück: „Da dervon versteh i nix — mit selles gib i mi nit ab. Dös kann er sich d'hoam vom Bader thuan lassen. Er soll's nur zahlen, kost eh' scho g'nua die G'schicht — 's geht alles in ei'm hin!“

Wiltraud stockt das Blut in den Adern. „Frau, wollt's denn den Mann umbringen?“

„O mei, da bringt scho mi no z'erst der Verdruß um!" Sie knittert das Verbandzeug in einen unordentlichen Bausch zusammen und wirft es in den Sack. „Wildern ging er, hat er g'sagt, wie er furt ist, so hat er mi ang'logen! Jetzt bringt ma an Sack voll Wundhadern ins Haus, statt 'n schöne Stuck Wildbret in d' Kuchl." Sie nimmt einen weinerlichen Ton an, während sie in den Sachen kramt. „Da hat ein'n 's ganz' Dorf beneidt, wie wir g'heirat hab'n, daß i den Tenner krieg! Jetzt was hab' i? 'n z'sammg'schoss'na Haberer und 'n Exkommunizierten derzu. Da werd i 'n Ehr aufheben, wann i durchs Dorf fahr! — Dös hätt' i wissen soll'n, daß du bei die Haberer bist, da hätt' i lieber da Goaßhirt g'nomma, der hätt' ein' wenigstens nit so ang'logen wie du! — Was hast mir alles vorg'macht, wann d' ganze Nächt fortblieben bist, und i war so dumm und hab's glaubt. — In allem bin i ag'führt, in allem! Als a Ganzer hab' i di g'heirat — und als a Halbeter muß i di jetzt haben. Aber dös sag' i dir, auf der Gaß'n zeig' i mi nit mit dir und wann d' stirbst, ohne G'läut, — i geh dir nit mit der Leich."

„Frau!" ruft Wildtraud an allen Gliedern zitternd — und stellt sich wie schützend neben den Kranken. „Seid's denn noch a Mensch?"

Tenner legt Wiltraud warnend die Hand auf den Arm: „Sie muß sich halt aussprechen, sie meint's nit so bös!"

„Ja wohl moan' i's bös! Da kennst mi nit. I bin a christlichs Weib und will 'n christlichen Mah! I wollt dir's no verzeihen, daß i di als 'n Krüppleten umanand

ziehg'n muaß, 's ganze Leben, — aber daß d' exkommuniziert bist, dös verzeih' i dir nit."

Wiltraud macht eine Bewegung, als wolle sie Gemming rufen. — Tenner hält sie zurück: „Laß nur, Wiltraud. Sie hat, von ihrem Standpunkt aus, recht! — I hab's ja g'wußt, daß es so kommt, und muß es tragen, wie's Gott über mich verhängt."

„Ja, natürlich! Du mußt's trag'n? I moan, i muaß es trag'n. Denn i hab' die Last und die Arbeit und du darfst hinsitzen und nixthuan! No was machst denn du für a G'sicht?" fährt sie Wiltraud an: „Dich geht's gar nix an. Sag' du lieber, was ma z' zahlen hab'n für die Verpflegung? Schuldi bleiben wollen wir nix!"

„Dös braucht's nimmer, 's ist schon in Ordnung."

„Wer hätt's denn zahlt? Er hat nit so viel bei ihm g'habt. Und du kahst doch aa nix herschenken."

„Dös ist mei Sach! I nimm von Enk kei Geld!"

Das Weib ist mit dem Einpacken fertig geworden und wirft einen mißtrauischen Blick auf Wiltraud.

„So, du nimmst nix von mir? Dös ist mir a Saubere, die 'n verheirat'en Mah ins Haus nimmt und verpflegt — unentgeltlich! Dös wär aa noch a Punkt, über den sich was reden ließ. Da muaß ma aber staad sei und sich noch bedanken derzua!"

„Frau — dös ist mir z' niedrig, als daß i Enk auf so was Antwort gib," sagt Wiltraud stolz, „mir thut nur Enker armer Mann leid!"

„Ja, der thut mir aa leid, — daß i 'n hab'!" Das Weib stülpt Tenner den Hut auf den Kopf und hängt ihm den Stutzen um. „So, jetzt mach' weiter, 's Roß

will nimmer halten, i hör's. — Kannst denn nit alloa vom Bett aufsteha?“ Sie wehrt Wiltraud, die ihm helfen will, feindselig ab: „I mach's scho selber.“

Sie nimmt ihn roh am linken Arm. „No, d' Kinder werd'n a Freud hab'n, wenn's jetzt 'n Vater heimkrieg'n, dem's auf der Nas'n 'rumtanzen dürf'n, weil er's nimmer prügeln kah.“

Sie steigen die Treppe hinab. Tenner vor Schwäche fast zusammenbrechend. Aber Wiltraud darf ihn nicht mehr anfassen. Das Weib fühlt instinktiv, daß sie ihr damit weh thut — ihr und ihm, und darum zerrt sie ihn selbst herunter. Sie treten vors Haus. Gemming hält das Pferd, ein ungeduldiger Bauernhengst, der schon Löcher in den Boden gescharrt hat.

Wiltraud holt schnell einen Stuhl, daß der kraftlose Mann auf den hohen Wagen steigen kann.

„Kummst denn nit aufi? Aha, jetzt fangt 's Lupfen und's Tragen scho a,“ ächzt die Frau, als müsse sie eine schwere Last heben. „Auf! So steh doch!“

Endlich ist Tenner oben und helle Tropfen rinnen ihm übers Gesicht. Sind es Thränen oder Schweißtropfen? Wiltraud kann ihn nicht mehr ansehen vor Weh! — Das Weib klettert nun auch auf den Wagen und setzt sich so breit neben den armen Mann, daß sie ihn an die wunde Schulter stößt. Er zuckt zusammen.

„No, Jesas! I muaß doch au Platz hab'n!“ begehrt sie auf.

„I sag' ja gar nix!“

„No ja, wenn d' glei zuckst und thuast, daß ma meint —!“ Sie breitet die Pferdedecke über sich und den

Gatten, aber bis sie zugedeckt ist, bleibt für ihn nichts mehr übrig. Dann nimmt sie die Zügel. „Also, Des wollt's kei Rechnung mach'n?“ sagt sie nochmals zu Wiltraud.

„Nein!“

„No, na werd's scho wissen, warum!“

Wiltraud wirft ihr kaum noch einen Blick der Verachtung zu, sie tritt auf die andre Seite des Wagens, um dem Unglücklichen zum letztenmal die Hand zu reichen. Er sieht es nicht, in stumpfsinnigem Brüten starrt er vor sich hin.

„Wiltraud, sei so gut und halt mir das Pferd 'n Augenblick,“ sagt Gemming, mit einem seltsamen Ausdruck. Wiltraud thut, wie er sie heißt. Mit einem Sprung ist er auf dem Wagentritt, nimmt der Frau die Decke weg und hüllt den Freund damit ein. „Zuerst sorgt man für den Kranken und nacher für sich!“ murmelt er zwischen den Zähnen. „Wenn ich Ihr Mann wär', ich wollt Ihnen was anders erzählen, — aber der da ist viel zu gut!“

„'s ist die Mutter von meine Kinder!“ sagt Tenner ernst zu Gemming, „das muß man respektieren.“

„Immer edel, Poschinger, das ist g'wiß. Wenn's nur nit Perlen vor die —“ er vollendet nicht — sein scharfes Auge hat in der Richtung vom Dorf her eine Patrouille entdeckt: „Teufel, da kommen sie wahrhaftig.“

„Wer — was?“ fragt das Weib erschrocken.

„Die Gendarmen!“

„So — da ham ma's jetzt —,“ kreischt das Weib und will vor Angst aus dem Wagen springen. „Da will i nit derbei sei — i laß mi nit mit eisperren, dös fehlet aa no — laßt's mi 'naus!“

Mit eisernem Griff drückt Gemming das kreischende Weib in den Sitz zurück: „Ruhig, kein Wort, keinen Laut!“ herrscht er sie an, daß sie still wird. Dann reißt er ihr Zügel und Peitsche aus der Hand und schwingt sich auf den leeren Kutschersitz: „Jetzt fahr' ich! — Halten Sie Ihren Mann fest!“ ruft er gebieterisch der Frau zu. „Wenn Sie ihn hinausstürzen lassen, schlag' ich Sie tot!“

Er nickt Wiltraud zu, die leichenblaß mit klopfendem Herzen dasteht. „Nur vorsichtig den Berg 'nunter,“ ruft sie ihm nach.

Gemming bremst scharf und nimmt das Pferd fest in die Hand, solang es abwärts geht. Als er aber unten ist, schraubt er auf und gibt dem Hengst die Peitsche, daß er weit ausgreift und fort saust er nun, mit dem schaukelnden Wagen, quer über die Felder. Hinter ihnen Anruf und Schuß. Das Weib schreit und jammert um Hilfe. Gemming kümmert sich nicht darum.

Der Rappe fliegt unter der geschwungenen Geißel mit schnaubenden Nüstern sicher über den leicht beschneiten Boden hin, gehalten und getrieben zugleich von der geübten Hand seines starken Führers. Die Verfolger bleiben zurück, der Vorsprung ist zu groß, — Gemming hat's gewonnen.

„Jetzt hinüber ins Tirol!“

———

Zehntes Kapitel.

's Liesey.

Die Sicherheitspatrouille hat die Verfolgung aufgegeben, aber statt umzukehren, wird rechts geschwenkt, direkt auf die tote Mühl' zu. Wiltraud steht wie versteinert: „Heilige Mutter Gottes, jetzt kommen sie zu mir.“

„Da oben ist eh' so ein Habererneſt, wo wir ja schon einmal einen ausg'nommen haben,“ sagt der Kommandant, „da wollen wir Haussuchung halten.“ Sie steigen rasch den Berg hinan.

Wiltraud ist es zu Mute, als käme eine Wasserwelle gegen sie daher, die sie verschlingen werde, aber sie bietet dem Anprall die Stirn. Ist sie sich doch vor Gott keiner Schuld bewußt.

„Ah, guten Tag!“ sagt der Kommandant. „Da wär'n wir wieder, Jungfer Allmeyer — wir kennen uns ja schon! Habt's wieder einmal Haberer bei Euch?“ Damit schreitet er, begleitet von einem Gendarm ins Haus. Die andern verteilen sich an die Aus- und Eingänge, in Hof und Stall.

Kein Winkel des Anwesens bleibt undurchsucht. Aber nichts Gravierendes ist zu finden.

„Jetzt müssen wir uns an dich halten und deine Aussagen zu Protokoll nehmen," sagt der Kommandant und zieht sein Buch heraus: „Also! Es wird dir zur Last gelegt, schon längere Zeit einen Haberer bei dir beherbergt und verpflegt zu haben, was hast dadrauf zu erwidern?"

„Gar nix, als daß es wahr ist."

„Ueberrascht blickt der Kommandant sie an.

„No, das muß man sagen, mit dem Leugnen gibst du dich nit lang ab! Das ist rechtschaffen und erspart viel Zeit und Müh!"

Er notiert: „Und wie hat der Mann geheißen?"

„Ja, dös weiß i nit!"

„Aha, jetzt geht's auf einmal nimmer so glatt mit der Wahrheit."

Wiltraud wird glühend rot: „Herr Kommadant, dös verbitt' ich mir, ich lüg' nit!"

„Post tausend! Auch noch grob?"

„I bin a arm's Madl, aber mei Ehr' ist mir grad so viel wert, wie 'n Reichen und Vornehmen die sei'! Wenn i amal sag', so ist's — dann ist's so! I weiß nix, als daß er zum Haberernamen Poschinger g'heißen hat! Und wann's mehr erfahren wollt's, geht's ihm selber nachi!"

„Ja! Haha — du weißt wohl, daß wir den nimmer einholen. Da sag, wo er hing'fahren ist?"

„Dös weiß i auch nit, und wann i's wüßt, so thät' i kein' Angeber machen!"

„Schau, schau — immer noch die Stolze, trotzdem daß der Bruder im G'fängnis sitzt!"

Wiltraud zuckt zusammen und schaut den Sprecher mit einem Blick so vorwurfsvoll schmerzlich an, daß es ihm

wirklich zu Herzen geht: „O Herr, 'n Engel vom Himmel könnt nit reiner und unschuldiger in d' Höll kommen, als mei armer Bruder ins G'fängnis."

„Du red'st immer von der Unschuld deines Bruders. Da beweis es doch amal, wenn du so überzeugt bist."

Wiltrauds Miene wird wieder trotzig und verschlossen: „Dös geht niemand nix an. — Unser Herrgott weiß es — und die andern brauchen's nit z' wissen."

Der Kommandant betrachtet sie nachdenklich, aber mit demselben Wohlgefallen, was er schon bei der Verhaftung Sebalds an ihr fand: „Merkwürdige Sach'!" brummt er zu seinem Gefährten gewandt, kopfschüttelnd. „Ich hab's ja immer g'sagt, der macht den Sündenbock für 'n andern. Aber der Teufel kenn' sich da aus."

Er tritt wieder zu Wiltraud: „Nun weiter! Du stellst also jede nähere Bekanntschaft mit dem Haberer in Abrede?"

„Ja!"

„Wie kam er denn zu dir ins Haus?"

„Wo ihr den Sebald arretiert habt's — Des werdt's wohl noch wissen? Da bin i doch mitg'laufen und hab's Haus offen g'lassen."

„Richtig — stimmt!"

„Da sind's 'rei mit dem Kranken, und wie i heimkomme bin, waren's halt drin!"

„Hm! Und warum hast du sie behalten, du hättest sie ja hinausjagen können?"

„O mei! I werd' doch nit 'n todkranken Mann 'nausjagen," sagt Wiltraud ruhig.

„Hast nit g'wußt, daß man da g'straft werden kann?"

„O mei! Einmal wird ma g'straft weil ma unchristlich — und 's andermal weil ma christlich handelt! — Da wüßt ma ja nie, wie ma thun sollt, wann ma sich da drum kümmern müßt!"

Die Gendarmen brechen in ein nicht mehr zu bändigendes Gelächter aus. Der Kommandant muß sich mit Gewalt zusammennehmen, um den Ernst wieder herzustellen.

„Ich bitt' zu bedenken, was du sprichst. Wir sind nicht zum Spaß hier."

„Ich hab's auch nit im Spaß g'meint," sagt Wiltraud ernst.

„Ja, was fangt man nun mit der an?" fragt der Kommandant ratlos.

„Arretieren!" schlägt der andre vor.

„Sie hat Haberer Unterschlupf geben und sie nit anzeigt —."

„Das ist ein Vergehen wider die Anzeigepflicht! Wer sicherheitsgefährliche Personen unbefugt beherbergt, wird mit Haft oder Geldstrafe bis zu neunzig Gulden gestraft."

„Ja no, so muß i dös halt auch noch hinnehmen zu allem!" — sagt Wiltraud, und ihr bleiches müdes Gesicht hat einen Ausdruck, daß dem Gendarmen nicht mehr ums Lachen ist.

„Freig'sprochen wird sie ja doch —" der Kommandant kann die Augen nicht von dem schönen Geschöpf abwenden. „Was will man doch mit so einem dummen Madl —!" fügt er seinen Ideengang bemäntelnd hinzu. — „So komm halt mit!" Er hängt die Flinte wieder über die Schulter und schickt sich an zu gehen.

Jetzt erst wird es Wiltraud klar, um was es sich handelt, denn ihre Gedanken waren immer noch bei dem unglücklichen Flüchtling. — „Mit soll i?“ fragt sie erschrocken. „Mit Euch durchs Dorf?“

„Ja natürlich.“

„Wohin?“

„Wo wir mit deinem Bruder hin sind, in Untersuchungshaft. —“

„Heiliger Gott! Am hellen Tag — ins Gefängnis? Nein, das thu' i nit —!“

„So? Ja, weißt, du wirst nit g'fragt.“

„Aber i thu's nit, ös könnt's machen, was 's wollts. — Da spring i eher in d' Klamm 'nunter! — 's wär' überhaupt 's beste, was i thun könnt', nachd' wär' a Rua!“ fügt sie bitter hinzu und blickt auf ihre gerungenen, abgearbeiteten Hände herunter.

Die Gendarmen stehen unschlüssig. „Mit Gewalt ist da schwer was machen!“ sagen sie untereinander. „Und gutwillig geht die nie! Man kann sie doch nit binden — oder gar schlagen und stoßen, — ein anständiges Frauenzimmer!“

Da kommt jemand rasch durch den Hausflur: „Gott sei Dank, der Doktor!“

„Was gibt's da, wo ist der Patient?“ fragt der Arzt schon auf der Treppe.

„Fort, sei Frau hat ihn g'holt, — o Herr Doktor, und jetzt wollen s' mich verhaften und durchs Dorf führen, weil i 'n beherbergt hab'!“

„Seien Sie ruhig, Wiltraud, in der Sache bin nur ich verantwortlich und ich werde mich verantworten. —“

Er wendet sich an die Gendarmen: „Ich bitte, das Mädchen unbehelligt zu lassen. Ich hatte es übernommen, die Behörden zu verständigen und ich unterließ dies in Rücksicht auf die Person und das Befinden meines Kranken. — Ich stehe jeden Augenblick dem Herrn Untersuchungsrichter zur Verfügung und behalte mir das weitere bis dahin vor. — Für die Wiltraud Allmeyer bürge ich. Mein Name und meine Eigenschaft als Arzt dürften wohl Sicherheit genug sein?"

„Ganz gewiß, Herr Doktor," sagt der Kommandant verbindlich.

„Also, meine Herrn, dann ist der Fall erledigt?"

„Wie Herr Doktor wünschen. Ich darf aber über das eben Gesprochene Bericht erstatten?"

„Natürlich — alles was Ihre Pflicht ist!"

Der Kommandant schreibt eifrig in sein Buch. „Darf ich Herrn Doktor bitten, — wenn Sie nur so gefällig wären, das hier zu Protokoll Gegebene zu unterzeichnen!"

„Recht gern!" Der Doktor unterschreibt. „So!"

„Danke gehorsamst!" sagt der Kommandant. „Habe die Ehre!"

„Guten Morgen!"

Die Gendarmen grüßen militärisch und verlassen das Haus.

Wiltraud reicht dem Arzt die Hand: „I dank' halt vielmals, Herr Doktor, — dös war a Wohlthat. I hätt' mir ja nit z' helfen g'wußt ohne Ihna!"

„Bitte, — war ja nur Menschen- und Freundespflicht."

„Wann nur jetzt Sie nit in Ung'legenheiten kommen?" meint Wiltraud bekümmert.

„Das lassen Sie sich nicht grämen — mir können sie nicht an, und im schlimmsten Fall zahl' ich eine Ordnungsstrafe. Ich habe es durchaus kein Hehl, daß ich diese Habererjagd nicht billige. — Ich sagte es den Herrn von der Kommission bereits, ich finde dieses Aufpauschen der Sache zu einer Gefahr für Staat und Kirche einfach lächerlich. Man soll doch die Bauern ihre Sündenregister ablesen lassen, rauhe Steine schleifen sich untereinander ab. Das schadet ihnen gar nichts. Im Gegenteil, — mancher nimmt sich doch mehr in acht! So etwas ist Privat- und Gemeindeangelegenheit. Und ist der Randal dabei bäurisch roh, so ist er ja auch nur für Bauernohren bestimmt, die halten's schon aus! — Die ganze Geschichte ist nichts als eine Maskerade, bei welcher die Maskierten den Unmaskierten wie auf jeder Redoute, unangenehme Wahrheiten sagen. Eine zu moralischen Zwecken etwas gröblich ausgeübte Maskenfreiheit! Das ist kein Grund, sonst friedlichen Bürgern den Charakter von Aufrührern und Religionsverächtern anzudichten — respektive sie durch Zwangsmaßregeln dazu zu machen."

„O Herr Doktor, aber Des seid's g'scheit!" sagt Wiltraud bewundernd.

„Aber jetzt sagen Sie mir, Wiltraud, was ist aus unserm Freund geworden?"

Wiltraud erzählt nun alles und welch qualvollem Dasein der Unglückliche an der Seite des brutalen Weibes entgegen geht.

„Schade um den Mann!" sagt der Doktor: „Und

das wird natürlich immer schlimmer, denn solchen Weibern imponiert nur physische Kraft. Das Geistige in dem Mann ist da verloren."

„Wann dös nur a gut's End' nimmt?" sagt Wiltraud.

Der Arzt zuckt die Achseln: „Ich fürchte sehr für ihn. Ich hab' seinem geistigen Zustand schon nicht mehr recht getraut! Der Verlust des Armes und wenn dazu noch die Umgebung es ihn recht unzart fühlen läßt —" Der Doktor schüttelt den Kopf. „Da ist halt auch wieder ein Mensch ganz unnötig ruiniert. — Na, ich werde mich schon noch um Hals und Kragen reden!"

Er geht. „Adieu, Wiltraud! Ruhen Sie sich gut aus, Sie können's auch brauchen."

„A braver Mann der Doktor!" Wiltraud sieht ihm lang nach. „Wann's uns den nur lassen, weil er so guat ist. —" Sie kehrt in das verödete Haus zurück. Wie schauerlich einsam ist es jetzt. — Sie geht hinauf in die Kammer und räumt auf. — Sie meint, der Kranke müsse noch dort auf dem Bett liegen und sie mit seinen traurig bittenden Augen anschauen. Das leere Schmerzenslager ist ihr ganz unheimlich. Sie geht wieder hinunter in die Küche. Es hat schon Mittag geläutet und noch brennt kein Feuer auf dem Herd. „Für wen koch' i jetzt?" fragt sie sich. „Für mich? O mei! dös war der Müh' wert!" Sie setzt sich auf die kalte Herdplatte und trinkt aus einem Weigel, der dort zum Aufwerfen für den Kranken stand, Milch. Dann schneidet sie ein paar Brocken Brot in den Rest und ißt es aus. — Was thut sie nun? Die Abende sind so lang im Winter und sie war noch nie allein. Denn gleich nach der Verhaftung des Bruders, kam ja der Habermeister ins

Haus. „Ach Gott, wie wird dös werden. Wann i alleweil strick', oder spinn', aber nix redt und nix hör, da muß i ja 's Reden verlerne."

War es nicht eben, als höre sie einen ganz leisen, zaghaften Schritt? Wiltraud erschrickt fast. — Ach nein, es war ja nur in ihrem aufgeregten Kopf. Wer sollte denn 'rumgehen? Geister gibt es ja — bei Tag — keine!

Aber jetzt klopft es wirklich an die Küchenthür. „Nur 'rein!" ruft Wiltraud.

Ein bleiches schüchternes Mädchengesicht schaut durch die halbgeöffnete Thür.

Wiltraud springt auf und läuft ihr entgegen: „Jesus, du arm's Leut — Liesey, bist es du wirklich? O mei Seel, wie d' mi du dauerst!"

„Dös is schön von dir Traudl, daß d' mi nit a 'nausstoßt, wie mir's die andern drin im Dorf thun!"

„Ja, wär' nit aus, wann ma bei so ma Unglück kei Mitleid hätt'! Komm doch eini und sitz her. I mach' dir g'schwind a Feuer — weißt in d' Stuben mag i gar nimmer, seit alles draus wegg'storben und wegg'holt worden ist." Sie schnitzelt Spähne, während sie spricht, und rasch prasselt ein wärmendes Feuer auf dem Herd. „So, setz di her," sie rückt ihr einen Schemel zurecht. Da gleitet ihr Blick erschrocken über die Gestalt des Mädchens hin. „Jesus, so steht's mit dir?"

„Ja — gelt!" Liesey verbirgt das Gesicht in den Händen und schluchzt.

„O du unglücklichs Leut! Jetzt ist's ja ganz g'fehlt!"

„O Wiltraud, du kannst dir kein Begriff machen — was dös ist! Z'erst hat's der alt Mayer nit zugeben

woll'n, weil er mein' Vater nit mag. Nachd' — weil's halt so — war, hat's der Florian doch durchg'setzt. In drei Wochen hätt'n wir Hochzeit g'macht — und jetzt, hat mei Kind, wann's auf d' Welt kommt, kein' Vater — und i hab' die Schand!"

„Arm's Liesey! Und was sagt denn der Herr Pfarrer? Steht dir der nit a bißl bei?"

„O mei! Der sagt halt, 's sei die Straf Gottes für mein' Leichtsinn und mei Sünd! Wann hätt' denn der je a guats Wort für ein'n?"

„Nein, g'wiß nit!" murmelt Wiltraud. „Der mag kein' Menschen und ihn mag aber auch niemand!"

„Siehst, Wiltraud — a diamal mein' i grad, i müßt' aus der Welt lauf'n vor Angst! Und da hab' i denkt, jetzt geh' i zu dir außi — vielleicht wird's mir daheroben bei dir leichter. Du hast ja 'n Haberer zum Bruder und heut hat's g'heißen, sie hätten noch ein'n bei dir g'funden, aber er sei ihna durch!"

Wiltraud fühlt die innere Zusammengehörigkeit, die ihr das Schicksal mit dem der Haberer aufgedrungen, seit Sebald den Schein von Lenzens That auf sich genommen.

„Und dann hab' i g'meint, wann i mit dir spräch, vielleicht könnst ebbas thuen, daß i a kleine Unterstützung von die Haberer bekäm, für später, für mei arm's Kind — 's ist doch a Habererkind! Und sie unterstützen ja jeden, der bei 'n Treiben z' Schaden kommen ist. Weißt i thät' di g'wiß nit plagen, — aber jetzt — dös Dach, dös kost' halt a wieder Geld und der Vater weißt so nit, wie er's aufbringen soll! —"

Wiltraud sinnt nach. „I weiß halt nit, wann i wieder ein'n von die Haberer sieh?"

„Kommen keine mehr zu dir?"

„Seit uns d' Gendarmen auf der Spur sind, trauen sie sich wohl schwerlich mehr 'rein! Aber — i hab' a bißl was von die Haberer, dös will i dir derweil geb'n — du hast a nähers Anrecht drauf als i — dei Florian war a Haberer!"

„Dei Baldl doch aber auch!"

Wiltraud stockt einen Augenblick, dann sagt sie schroff: „Dös ist ganz was anders." Sie geht in ihre Kammer und holt ihre kleine Barschaft. „Da," sagt sie zurückkehrend: „Nimm's — i gib dir's von Herzen gern, du arme, arme Seel'!"

„O, du bist gut, vergelt dir's Gott tausendmal! Da sag'n d' Leut', du seist bös! Dir thut ma amal Unrecht, — naa, was es doch für Menschen gibt."

„So, schimpfen s' recht über mich im Dorf? Und kumm 's ganz' Jahr nit 'nei!"

„Ja — wenn d' dös wißt, was die dir alles nachreden."

„I will 's nit wissen!" unterbricht Wiltraud stolz die Mitteilung: „I leb' da heroben still für mich und thu', was i für recht halt, — i kümmer mich nix um dös Geratsch!"

„Hast recht, du bist halt weit dervon, i wollt i könnt's auch so mach'n. Aber wann ma so mitten drin ist, da müßt man sich grad d' Ohren zustopfen. — Wann ma gar nit weiß, wo's herkommt, 's ist grad als ob's ein'n anflög', — eh' ma sich's versieht ist ma wieder was

inne wor'n, was ei'm weh thut. I denk' manchmal, wann's wüßten, wie's mir z' Mut ist, ob's ihna nit der Sünden fürchten thäten!"

Das Mädchen holt tief Atem. „I krieg' als schier da Schnaufer nimmer, wann i dra denk'! I thua mi scho recht schwer. Seit dem Schrecken gestern, wo's mir mein' Florian so derher bracht hab'n — halb verkohlt, — tragt mi fast kei Fuaß mehr und i mein' immer, da ist was in mir vorgange, was nit richtig sei kunnt'."

Wiltraud hat indessen eine Suppe gekocht und setzt sie ihr vor. „Kei so Gedanken mußt dir jetzt nit mach'n — kumm, iß a warme Supp'n, dös wird dir gut thun."

Sie betrachtet wehmütig das liebliche Gesicht mit den verweinten Augen und der fast durchsichtigen Blässe. Wie die kleinen mageren Finger kaum den zinnernen Löffel zum Munde führen können.

„Du arme Haut, bist ja ganz steif vor Frieren, — oder vor Schwäche? Komm, i halt dir's." Und sie kniet nieder neben der Sünderin, sie die Reine — und hält ihr die Schüssel ganz nah hin, daß sie besser essen kann und nötigt ihr liebreich jeden Schluck auf mit Wort und Blick. — Sie ahnt nicht in ihrem erbarmungsvollen Eifer, daß vor dem Küchenfenster einer steht, der ihr mit gefalteten Händen zusieht, wie der Verdammte, der von den Gnadenmitteln ausgeschlossen ist. — So oft sie den Kopf wendet, verschwindet er ebenso rasch. — Lenz! Ob sie ihn wohl noch erkennen würde, wenn sie ihn in der Nähe sehen könnte? Er ist ein anderer geworden, innerlich und äußerlich. Das jugendlich Weiche seines frischen Gesichts ist verschwunden. Er ist um zehn Jahre gereifter. Ernst und

scharf sind die Züge geworden, — der Schmerz hat sie ausgefeilt, Schuld und Gewissensbisse ihre verdüsternden Schatten darüber geworfen. Er hat gedacht und gegrübelt in dieser Zeit, wo ihn das Verhängnis zwischen zwei Pflichten stellte, die gleich stark an seinem Herzen rissen — und er hat nie mit sich ins reine kommen können, welche von beiden die heiligere wäre. — Solch innerer Widerstreit in einer einfachen Natur, die jeder Selbstverantwortung ungewohnt, bis dahin schlicht und recht ihre normal vorgezeichneten Bahnen ging, dringt wie der Spaltpilz in den Baum, zerstörend ins gesunde Leben. Und während alles im Ort von seinem Lob überfließt, was für ein vortrefflicher Mensch und braver Sohn er sei, kann er niemand mehr gerade in die Augen schauen — am wenigsten der, zu welcher ihn sein ganzes Sein hinzieht. — O, wenn sie barmherzig wäre! Aber sie ist es gegen alle Leute, nur nicht gegen ihn. Sie trifft ja in allem das Rechte — so wird auch das das Rechte sein! — In solchen Erwägungen steht er da draußen und schaut verstohlen herein. Jetzt duckt er sich und schiebt ein kleines, ledernes Säckchen aufs äußere Fenstersims. Dann zieht er sich ganz zurück, um von weitem zu beobachten, ob sie es findet.

„Weißt was?“ sagt Wiltraud zu dem unglücklichen Mädchen, „bleib du da heroben bei mir. Da bist weit weg vom Dorf und mußt nimmer Spießruten laufen. Und wenn dann dei Stund kommt — dei schwere — nachd' holen wir dei Mutter und i steh dir auch bei, da wärst doch in der Ruh'.“

„O, i dank dir, du meinst es ja so gut, du thätst dir dös a noch aufladen! Aber schau — mußt mi nit

für überspannt halten, — i kann nit weg vom Dorf, denn i geh' halt alle Abend unter Lichtzeit auf'm Florian sei Grab. Hast's vielleicht g'hört, daß sie 'n hinterm Gott's-acker eing'scharrt haben?"

Wiltraud nickt stumm.

„Jetzt liegt er da, ganz allein und kei Mensch bet't ihm! — Da geh' halt i hin, — dös ist's ja, was mir d' Leut' so in übel nehmen. Aber wann i's nit thät, wer sollt's denn thun? D' Eltern von ihm sind zwei Stund' weit weg, die könne nit kumme — und schau, dort ist's mir auch am wohlsten. I mein', wann i auf selbem Fleckl sterben kunnt — nachd' wär'n wir drei zusammen, Vater, Mutter und Kind! I ließ mi gleich dort begraben, nur daß i bei ihm wär'!"

„In ung'weihter Erd' —?!" fragt Wiltraud schaudernd.

„O — wo er liegt, da ist's für mich auch gut g'nug! Du hast ihn nit kennt, was für a braver Bua dös war!"

„Eben drum —" sagt Wiltraud, „ist's so himmelschreiend. Er hat ja nit amal a G'wehr in der Hand g'habt, — sie haben ihn 'runterg'schossen beim Löschen, und dann noch 'n unchristlichs Begräbnis dazu, bloß weil er a Haberer war, wo niemand nix z'leid' than hat —?" Sie hebt drohend die Hand auf: „Schau Liesey, wann's mir dös mit jemand Liabs thäten — i weiß nit zu was i fähig wär'!"

„Jesus, Wiltraud, sei nit so hitzig, wir müssen's doch alle tragen, wie's halt der Herr Pfarrer einricht!"

„I trüg's nit!" murmelt Wiltraud zwischen den Zähnen.

Das Mädchen sieht sie erschrocken an. „Schau, so machst dir nix wie Feind. Drum verkenne dich die meisten. In d' Kirch bist auch nimmer gangen seit dem Begräbnis von dei'm Vater! Dös macht dir alles böses Bluat im Dorf — schau, i sag' dir's, weil i dir's guat mein' und mir's weh thut, wann sie über dich reden."

Wiltraud lehnt ruhig am Herd. Jetzt ist wieder jener herbe Zug in ihr, der ihr Gesicht wie aus Marmor gemeißelt erscheinen läßt. „Dös muß jeder mit sich selber ausmachen und mit sei'm Herrgott — dös geht kein' Menschen was an!" spricht sie leise, aber bestimmt.

„Aber doch 'n Herrn Pfarrer!" sagt Liesey bekümmert.

„Sei mir nur still von dem!" — fährt Wiltraud auf.

Liesey erhebt sich. „Will, denk' wohl, wieder gehn!" sagt sie traurig und schiebt ihren Schemel an seinen Platz.

Wiltraud sieht, daß sie diesem sanften gehorsamen Kind weh gethan und nimmt sie in die Arme. „I mein's nit so schlimm, Liesey, verzeih mir's. I hätt' an dein wund's G'müt denken soll'n und nit an mein' Groll! Dös war scho recht grob von mir — sei mir nit bös und bleib noch a wen'g da, daß i's wieder guat mach'!"

Liesey löst sich sanft aus ihrer Umarmung. „I geh' nit weg'n dem, g'wiß nit. I kenn' dei Herz-z' gut. Mir thut's ja nur leid um dich!"

„Liesey!" ruft Wiltraud. „Du bist 'n Engel!"

„O mei, dös bin i nit. I bin a arm's sündhaft's G'schöpf, mit dem unser Herrgott Barmherzigkeit haben muß — weiter nix! Gelt laß mi jetzt fort! Halt mi nit

für undankbar, weil i nur komme bin, — 's Geld und z' essen ang'nomme hab' und wieder geh' —! I kann dir's nit sagen, wie's mir ist — 's treibt mi so um — i weiß nit, ist's d' Angst, oder der Tod!"

„Großer Gott!" Wiltraud überläuft's. „So geh' halt arms Liesey, wenn's dir kei Ruah laßt! — Da kann man nix thuan, als beten, daß dir Gott gnädig sei, weißt, i hab's noch nit verlernt, wenn i glei nit in d' Kirch'n gangen bin, aber bet' auch du für mich — i kann's auch brauchen!"

„Ja, dös thu' i — g'wiß!" sagt das Mädchen und ihre blauen Augen schauen Wiltraud an mit einem Blick, von dem es ihr ist, als könne sie ihn nie mehr vergessen. „B'hüt Gott und i dank' dir halt noch amal für die Gutthat!"

„Gib acht, daß d' nit fallst —!" mahnt Wiltraud. „I will dich lieber führen; den Berg 'nunter ist's gar hähl, da kunntst abrutschen." Und sie reicht dem zarten Geschöpf ihren starken Arm zur Stütze und geleitet es sicher den Abhang hinunter.

„Kehr jetzt um — i dank' dir für's G'leit. Jetzt kann i scho allein heimgehen."

„Soll i nit mit?"

„Nein — weißt, 's ist besser, wann d' heut nit ins Dorf kummst. Du bist z' jäh, du könnst aufbrausen, wenn dir eins was saget! Du weißt ja, wie d' Leut' sind."

Wiltraud beißt die Lippen zusammen. „I versteh' schon. —"

„Sei mir nit bös!" sagt Liesey und lehnt wie damals auf dem Friedhof, ihr Gesichtchen an Wiltrauds Wange.

„Im Gegenteil — i dank' dir's!" sagt Wiltraud sich mit aller Kraft beherrschend. „Und noch eins bitt' i dich — geh amal zum Doktor, wann d' so 'n Unruh' in dir hast."

Liesey schüttelt sanft den Kopf: „Mir hilft niemand mehr, dös wirst sehen!"

Sie schwankt dahin, die kleine, schmächtige Gestalt, mit der schweren Bürde ihrer Schuld und ihres geduldig getragenen Elends.

„Was bin da i?" fragt sich Wiltraud und schlägt sich tief erschüttert vor die Brust. „A rebellisch, wild's Bluat. Hochmütig und glei obenaus! Was will i noch murren, wann i so a still's Leiden seh' und mir sagen muß, wie ungeduldig und wie ungebärdig i mei Kreuz auf mich g'nommen hab' und ist doch noch lang nit so schwer, wie dös, was so 'n arm's Madl da schleppt!"

Sie steigt ihren Berg hinauf. — Lange noch sieht sie der Kleinen von oben nach, wie sie auf der Straße hinschleicht, fast nur mehr ein Schatten. — Jetzt erst denkt sie an ihre eigene Lage, woher nun das tägliche Brot nehmen, nachdem sie auch diese letzten Notpfennige hergegeben? Sie muß jetzt dienen gehen oder taglöhnern, um zu leben — aber, wenn man im Dorf so schändlich über sie spricht, wie Liesey sagte, das Blut steigt ihr ins Gesicht vor Zorn und Scham, — wer wird sie nehmen?! Doch dann schüttelt sie die Last wieder ab und atmet tief auf. Sie hat ihre Gesundheit und ihre Unschuld. Was will sie sich grämen, wenn sie an das arme Marterbild denkt, das soeben um eine Biegung des Wegs verschwindet.

Wiltraud geht ins Haus und als sie in die Küche

tritt, fällt ihr Blick auf das gegenüber liegende Fenster und den kleinen Beutel, der davor liegt. Sie öffnet verwundert und holt ihn herein. „Ach, das sind wieder d' Haberer!“ denkt sie gerührt. „Die lassen ein'm doch nie im Stich!“ Sie zählt das Geld noch am offenen Fenster, es ist eine ganze Menge, um ein Jahr davon zu leben, wenn sie sparsam ist. Sie biegt sich zum Fenster hinaus und schaut, ob sie niemand sieht. Dann ruft sie laut: „I dank' halt schön — aber jetzt dürft's nix mehr bringe!“ Sie lauscht, es ist ihr, als höre sie Schritte, die sich rasch entfernen. „Ist jemand da?“ Keine Antwort. „So haltet doch — hört's mi nit?“ Alles ist still. — Das ist wieder die rechte Habererart, es muß immer ein Spuk dabei sein! denkt Wiltraud und geht hinauf in die Kammer, ihren Schatz zu verwahren. — „Arbeit such ich mir aber doch und b'halt dös Geld nur für 'n Notpfennig, daß i's ihna amal leichter z'ruckzahlen kann, wenn's wieder bessere Zeiten für mich gibt, — bessere Zeiten? Du lieber Gott, wann soll'n die kommen? Aber i kann mich doch nit immerfort von andre Leut' ernähren lassen, wo i so jung und stark bin!“ —

Sie zieht ein besseres Gewand an, um sich auf den Weg zu machen.

Vorher schaut sie noch nach der Geiß, ob sie genug Futter hat für die nächsten Stunden. Dann schließt sie das Haus ab und geht. Unten an der Straße bleibt sie unschlüssig stehen. Wo soll sie sich hinwenden? Ins Dorf, wo sie so im Verruf ist? Und doch — es gibt ja auch gute Leute dort, Freunde und Vettern vom Vater. Bei denen kann sie schon anfragen, um die andern braucht sie

sich ja nicht zu kümmern. So schreitet sie in tiefen Gedanken die Straße hin. Da raschelt es neben ihr im Gebüsch am Berghang, in raschen Sprüngen kommt es herab — ist es ein Hirsch, der durchs Dickicht bricht?

Wiltraud bleibt unwillkürlich stehen. — Nein, ein Hirsch ist's nicht — Lenz vertritt ihr den Weg. — Wiltraud wird leichenblaß. Sie ist unfähig einen Fuß zu rühren.

„Wiltraud — Traudl!“ sagt Lenz leise und auch ihm bebt die Lippe, während er spricht: „Jetzt sind's bald drei Wochen, daß i dich nimmer troffen hab'. Nit amal ins Dorf kummst mehr, damit d' mich nit sehen mußt — i frag' dich nur, kannst es denn aushalten?“

„Ja!“ sagt Wiltraud herb, „i muß wohl!“

„Traudl, schau mi an, daß d' siehst, was du aus mir g'macht hast!“

Unwillkürlich schlägt sie den Blick zu ihm auf. Das ist freilich der lustige, frische Lenz nicht mehr. — Das ist ein ernster Mann, dem das Leiden sein düsteres Gepräge aufgedrückt hat und es ergreift sie im Innersten.

„Weißt, i war a unmündiger, kindischer Bursch, und i bin's noch — i muß es sein, solang i vor mei'm Vater mit 'ma bösen G'wissen 'rumgeh' wie a Schulbub, — aber in einem bin i a Mann, das ist in meiner Lieb' zu dir, die ist mit mir g'wachsen und g'reift und laßt sich nit ausreißen, ohne daß der ganze Mensch dran verbluat'!“

Wiltraud sieht ihn lange wehmütig an, aber sie schweigt.

„I weiß ja, daß i in deine Augen verächtlich bin,

daß mich a Madl wie du, mit dei'm rechtschaffene g'raden Sinn verurteilen muß — alles, alles weiß i — und doch, Wiltraud, i kann's nit ausdenken, daß mir du verloren sein sollst — verloren für ewige Zeiten! Schau, ganze Nächt treibt's mich schlaflos um, vor Verlange nach dir! — a einzigs mal, wann i dich noch in 'n Arm nehme und an mei Brust drücken dürft! Nur dei Hand fassen, nur 'n Finger anrühren — nur daß i leben könnt. So kann i nimmer leben! I bin schon a diemal z' Nacht vor deiner Thür g'legen, — du hast's nit g'wußt — und hab' dei Schwell'n küßt über die dei Fuß aus- und eingange ist und hab' den Kranken beneid't und voller Eifersucht jeden Lichtschimmer an die Fenster beobacht' und paßt, ob d' in dei Kammer gehst, oder ob d' nachts bei ihm wachst! Und in meine Schläfen hat's g'siedet und klopft wie im Fieber. I hab' alle Stämm' aus 'm Windbruch selber g'holt, hab' g'arbeit' wie a Knecht, daß i mi wollt' müad machen und 's vergessen. Aber je müader i word'n bin, je ärger ist's g'wesen, da hab' i erst recht g'meint, wann i mi nur in dein Schoß werfen und sterben dürft!"

Wiltraud verhüllt mit den Händen das Gesicht, aber die Thränen rieseln ihr durch die Finger.

„Und a diemal bin i z' Fleiß die allersteilsten Abhäng' 'runter g'fahren — daß es mi und 'n Schlitten und 's G'schirr zammwerfen sollt. Dös wär' mir recht g'wesen, wann alles in Stück'n gange wär'! So G'lüsten hab' i g'habt, ja — und daß i dir's nur sag' — sogar der Gedanken ist mir komme: wann nur unser Herrgott mein' Vatern zu sich nehme wollt', daß dös alles 'n End' hätt'!"

Wiltraud sieht ihn entsetzt an: „Lenz!“ —

Er fährt sich mit der Hand über die Stirn, „'s war ja nur a Gedanken, aber du kannst draus sehen, was i aussteh, wenn i so was denken kann von mei'm eigne Vater! — Ja! a glückliche Lieb' macht an Menschen guat, aber a Lieb' die z'ruckg'stoßen wird, macht ihn bös — das hab' i seither schon a diemal g'spürt. Unser Herrgott soll mir's verzeihen!“

„Lenz,“ sagt Wiltraud bewegt und ihre feuchten Augen sind voll zu ihm aufgeschlagen. „Wann dir's a Trost sein kann, dann will i dir auch was sagen. — Z'erst hab' i g'meint i kunnt' dich nimmer mög'n, und da bin i 'rumganga, wie wenn i kei Herz mehr in der Brust hätt' und wie wenn da drin alles leer und hohl wär', — daß i's schier g'spürt hab'! Und dann hast deine G'stanzeln g'sunge, da droben am Berg und der Habermeister hat so schön für dich g'redt und da hab' i zum erstenmal weina könnt.“ —

„Da hast mich wieder mög'n?“ ruft Lenz hoffnungsvoll.

„Mach dir kei Hoffnung, Lenz, — du mußt's endlich glauben, daß es mit uns zwei aus ist für die Welt! Aber dös kann i dir sagen, du bist's nit allein, den 's Heimweh verzehrt! — Meinst mir thut's nit auch weh, wenn i denk, wie's war und sei könnt' — und wie's jetzt ist? Meinst, i hab' nit auch scho manchmal meine Arm' ausbreit't und laut 'nausg'schrien: „Lenz, mei Lenz, wo bist?“ Und hab' mich dann auf den harten Erdboden draußen bei der Schlucht g'worfen und die Stein' naßg'weint, um den Lenz, der amal mit mir dort g'sessen ist beim toten Mühlrad und so gut war und so brav!“

„Aber Traudl, i begreif' dich nit. I bin ja doch der gleiche, der i damals war.“

„Nein — du bist's nit! Schau, dös ist grad, — wie soll i sag'n? — denk, du hättst an G'schmuck'n, wo d' g'meint hättst, er wär' von Gold und nachher thätst inne wer'n, daß er von Messing ist, thät' di dös nit kränken? Und jetzt stell dir vor, wie dös erst sei' muaß, wenn ma sich im a Mensch'n so täuscht, der ei'm 's Liebste auf der Welt war! dös wird wohl a Schmerz sei wie's kein größ're gibt — und um so ein'n wird ma wohl weina, sei ganz's Lebtag! Verstehst jetzt, wie i's mein', wenn i sag', du bist nimmer derselbe, der d' warst —?“

Lenz senkt die Blicke zu Boden und kämpft zwischen Stolz und Scham: „Dös braucht aushalten!“ sagt er, tödlich getroffen.

„Aber jetzt weißt wenigstens, daß du nit der einzig' bist, dem 's Herz weh thut. Gelt? Und wannst künftig nit schlafen kannst — oder 's dich anwandelt, daß d' meinst du haltst's nimmer aus, — dann denk' nur: die Traudl muß es auch aushalten und klagt nit!“

Sie reicht ihm die Hand. Er faßt sie leidenschaftlich: „Geh jetzt heim, Lenz, da kommen Leut' vom Dorf her. Mach's dir und mir nit schwer, da ist nix z' ändern. Du g'hörst bei'm Vater und ich dem Sebald, — und so b'hüt dich Gott!“

Er zieht ihre Hand an seine Lippen, aber nicht um sie zu küssen, — das ist nicht Bauernart. Mit seinen scharfen Zähnen beißt er ihr ein tiefes blaues Mal in den Finger: „So — jetzt weißt, wie's in mei'm Herzen nagt und thut!“ ruft er mit verzehrendem Blick und eilt von dannen.

Wiltraud aber kehrt um und geht zu ihrem Haus zurück. „Nein, i darf nit ins Dorf, er darf mich nimmer sehen!“ Noch in derselben Stunde schnürt sie ihr Bündel und zieht hinaus auf die Wanderschaft, ohne zu wissen, wohin. Einfach der nächsten fremden Ortschaft zu. Dort will sie von Haus zu Haus um einen Dienst fragen. Sie will ja keinen Lohn für ihre Arbeit, nur ein Obdach weit vom Dorf weg, — daß der Lenz Ruhe bekommt, — und sie auch!

Elftes Kapitel.

„Augentrost“.

Es ist ein schöner klarer Dezembertag, als Wiltraud dahin schreitet, einem unbekannten Ziele zu. Sie hat ihr bestes Gewand angelegt, nicht um sich schön zu machen — daran denkt sie nicht, sondern um ein bißchen reputierlich auszusehen, damit man sie nicht für eine Landstreicherin hält. — So geht sie immer der Straße nach und wo sie an einen Einödhof kommt, da klopft sie an und wiederholt den Spruch: „Brauchts kei Magd? Mei Vater ist g'storben und da möcht' i mir jetzt 'n Platz suchen — oder tagwerken.“

Aber überall vergebens. Bei den einen ist keine Arbeit, die andern fragen nach einem Zeugnis vom Pfarrer — oder vom Vorsteher und da sie keines besitzt und es sich auch nicht verschaffen zu können scheint, schließen sich ihr die Thüren zu. Eine einzige Bäurin auf einem schönen Hof hätte nicht übel Lust und schaut die saubere kräftige Dirn wohlwollend an: „Kumm eini in d' Stuben, daß ma mitanand reden,“ sagt sie. Wiltraud schlägt das Herz vor Freude, denn zu der Frau hätte sie Vertrauen. Es ist alles so wohlhäbig und reinlich im Haus und die Frau sieht so verständig drein.

„So sitz di nieder! Was verlangst denn Lohn?“

„Ach, i bin z'frieden, wann i 's Essen hab'!“ sagt Wiltraud unbesonnen. „Mir ist's nur um 'n Unterkomme in'n guaten Haus.“

Jetzt wird die Bäurin ganz anders, das Freundliche in ihrem Gesicht ist auf einmal weg. „Hm!“ macht sie: „Eine Dirn, die ohne Lohn diene will? Dös paßt mir nit! Da ist alleweil a Haken!“ —

„G'wiß nit!“ beteuert Wiltraud erschrocken, „dös hat kein'n Haken, als daß i nit so allein sei mag derheim und weil's mir nit ums Geld ist.“

„A rechte Arbeit ist ihren Lohn wert und so Leut', die kein'n Lohn verlange, gegen die hat ma halt a Mißtrauen. G'wöhnlich woll'n s' nix arbeiten — oder sind sonst nix Recht's.“

Wiltraud steht auf. „Dös hab' i halt nit g'wußt, i bin in dem allen no nit so bewandert. I thät' scho arbeiten — wegen dem!“ —

Die Frau schaut ihr prüfend in die Augen. „Hast denn kei Mutter mehr, daß d' so alloa da 'rumstreunst?“

„Mei Mutter ist g'storben, wo i a Kind war.“

„So! Und jetzt hast gar niemand eigens?“

„Nur noch 'n Bruder.“

„So! Und wo ist dann der?“

Wiltraud wird dunkelrot und schlägt die Augen nieder. „Der ist grad — im G'fängnis.“

„Aha! Siehst i hab's g'wußt — da hab'n wir 'n ja schon, den Haken,“ ruft die Frau, nicht boshaft, aber streng abweisend. „Nein, nein, — a Dirn die 'n Bruder

im G'fängnis hat, nimmt niemand! Da spar' dir nur die Müah."

Wiltraud hämmert's in den Schläfen. Ihr ist als wanke der Boden unter ihren Füßen. An diese Seite des Verhängnisses hat sie noch gar nicht gedacht. Also auch ihre Existenz vernichtet, — auch ihr die Möglichkeit genommen, sich auf rechtliche Weise ihr Brot zu verdienen! — Sie erwidert der Frau kein Wort mehr, — es würde ihr ja doch nicht geglaubt. Sie grüßt still und verläßt das Haus.

Schon neigt sich der Tag. Sie ist müde. Was soll sie thun? Umkehren! Sie braucht zwei gute Stunden zurück und die arme Geiß wird auch nach Futter schreien. Wenn sie noch weiter geht, wird es immer später und — es ist ja doch hoffnungslos! — Das ist's, was sie auf einmal so müd' gemacht hat. In dem Augenblick, wo die Frau das zu ihr sagte, war's, als ließen all ihre Kräfte nach. Jetzt hat sie den letzten Halt verloren. Sie setzt sich auf einen Stein am Weg, sie muß ein wenig ausruhen.

„Ja, was machst denn du da, Wiltraud?" sagt eine rauhe Männerstimme, und der Tritt schwerer Nagelschuhe kommt auf sie zu. Wiltraud blickt den Sprecher an wie einen rettenden Engel, es ist halt wieder ein Haberer — sie hat ja sonst niemand mehr — einer der Männer, welche den Habermeister zu ihr brachten. — Er trägt eine Holzerart über der Schulter und ist eben im Begriff Feierabend zu machen.

„Ach, grüaß di Gott," ruft ihm Wiltraud entgegen.

„Wo ist denn der Poschinger, daß du 'n so alloa laßt?" frägt der Mann, ihr derb die Hand schüttelnd.

„Fort ist er, sei Frau hat 'n g'holt —"

„O, der arm' Deifi," — sagt der Holzer mitleidig, „der kriegt's schlecht! Dem wär' a guater Tag g'schehen, wann er g'storben wär', statt mit dem Weibsbild weiter leben, wo er sich jetzt alles g'fallen lassen muaß! Und du, gehst du über Land?"

„I hab' mir woll'n 'n Dienst suchen, aber 's nimmt mi niamt — wegen — wegen — 'm Baldl!" —

„Ja! dös laßt sich denken. Aber da wußt i dir scho' a Stell, du bist ja jetzt doch eine von die Unsrigen — komm mit auf d' Wasserscheid, da ist unser Sammelplatz. Der Wirt kann's eh' nimmer alloa mach'n und a Fremde darf er nit nehma. Willst?"

„Aber da sind scheint's lauter Mannsbilder und kei Frau."

„D' Frau machst du! Und da kahst ruhig sei, weg'n die Mannsbilder! Dös gibt's nit, daß a Haberer sich was z' Schulden kommen ließ gegenüber 'n Madl. Naa, der wurd glei ausg'stoßen aus 'm Orden."

„So komm i mit," sagt Wiltraud mit raschem Entschluß. „Ist's noch weit?"

„A halbe Stund, die alt' Straß' aufi!"

„Aber i hab' halt d' Geiß z' Haus, für die muß i noch sorgen, vor i den Dienst antritt!"

„Dös will i dir scho z' Gfallen thuen. I geh ja doch den Weg. Was soll dermit g'scheh'n?"

„Mitnehma möcht' i's in 'n Dienst und für heut bist so gut und gibst 'r noch a Futter. Da hast den Schlüss'l. Morgen hol i mir's dann."

„Recht ist's!"

„Und, wenn i dich um was bitten dürft, möchst nit so guat sei und heut nacht bei ihr schlafen, daß dem Tierl nix g'schieht so alleinig im Haus."

Der Mann lächelt gutmütig: „No ja, — auf mi wart niemand, i kann schlafen, wo's ist."

„So, jetzt hab' i mei Haus b'stellt" — sagt sie beruhigt — „und also in Gott's Namen auf d' Wasserscheid. 's ist mir jetzt schon amal b'stimmt, daß i nimmer aus die Haberer 'rauskimm."

Sie geht schweigend neben dem Führer her. Ihre Lippen sind bitter und trotzig zusammengepreßt. In der Habererkneipe muß sie ihr Unterkommen suchen, oder zu Haus von Haberer-Wohlthaten leben! — Verfemt ist sie mit den Verfemten! Solange sie Wohlthaten übte an den unglücklichen Leuten, war sie noch stolz, — Wohlthaten, die wir ausüben, erniedrigen nicht, — jetzt aber muß sie Wohlthaten von ihnen annehmen und das demütigt sie tödlich. So, stumm, erreichen sie die Höhe der alten Steig.

In der ödesten, trostlosesten Gegend, einer kahlen verschneiten Hochebene, nur von dunkeln Waldungen begrenzt, liegt das alte baufällige Wirtshaus vor ihr. — Sie würde am liebsten wieder umkehren, aber sie ist nicht der Charakter, einen einmal gefaßten Entschluß aufzugeben. Die bürgerliche Gesellschaft hat sie ausgestoßen, hier wird sie aufgenommen und sie will sich dankbar zeigen und mit dem einzigen vergelten, was sie vermag, mit Arbeit und Pflichttreue. —

Rasch hat sie sich mit dem Wirt unter der Vermittlung ihres Gewährsmannes verständigt, und nun ist das unheimliche, verwahrloste Haus ihre Zufluchtsstätte — fast

mehr ein Verbannungsort. Zum Glück ist sie an Stürme gewöhnt vom Windbruch her, denn sonst müßte sie sterben vor Grausen, wenn es von allen vier Himmelsgegenden daherbraust, als seien alle Schrecken der Nacht entfesselt, und sie mit dem alten Wirt ganz allein in dem einsamen Bau ist, wo alles wackelt und ächzt, wo bald die zerbrochenen Scheiben klirren und die losen Dachschindeln klappern, — bald herabhängende Latten und Stangen gespenstisch an die Mauer klopfen. Dann und wann das Bellen eines Fuchses, der ums Küchenfenster schleicht — der Lockruf eines Wilderers in der Ferne, — auch wohl ein kreischender Juchzer irgend eines ausgewiesenen Landstreichers, der den Elementen und der Menschheit Trotz bietet und, wo er an einer friedlichen Behausung vorüberzieht, zur Rache die Einwohner aus dem Schlafe weckt, so daß es jede lebendige Kreatur durchschauert, als gälte der Hohnschrei des Obdachlosen auch ihr, die unter Dach und Fach geborgen auf dem Lager ruht. — Und wenn dazu der Weststurm ganze Schneelasten ans Fenster treibt, daß die Eisnadeln das Glas peitschen, — dann schwirrt und klirrt es, wie wenn die Racheengel in den Lüften ihre Schwerter schleifen! — Das ist die Musik, die allnächtlich das Ohr des verbannten Mädchens martert. Nichts ist ihr mehr wahr, als die düstere Mär' von der Vergänglichkeit alles Irdischen, die ihr das wilde „Nachtg'jaid" da oben auf der Hochebene zum Brausen der Elemente singt. Und wenn dann auch die Sonne am Morgen aufgeht und ihr die Friedensbotschaft des Lebens und des Neuwerdens verkündet, so glaubt sie nicht daran! In solchen Schulen werden die trotzigen Seelen gezogen, jener Mut der Ver-

zweiflung, der zum Kampf mit der Gewalt, zu allem fähig macht, — nur nicht zur Ergebung und zum Dulden! —

Und nun, bei dieser Umgebung, die Menschen! Auch sie, trotzige, umdüsterte Geister der Auflehnung, Kämpfer für eine Sache, die sie heilig dünkt, zerfallen mit einer Ordnung der Dinge, die sie eines altgewohnten Rechts beraubt, des Rechtes der Selbstjustiz, dessen sich der Mensch am schwersten begibt, denn es ist mit ihm geboren, wie der Wille und die Kraft, — wie der Trieb zur Bethätigung des eigenen Ich. — Was hat der Gedanke des Staats für Blut und Opfer gekostet, bis sich ihm die Selbstherrlichkeit des Individuums unterordnete und wie tritt es noch jetzt hervor, auch im geordnetsten Staatswesen. Wie oft läßt noch heute der Stärkere den Schwächern seine Macht fühlen, wo er es unbeschadet oder gar in Ausübung einer Amtspflicht kann! Es ist überall dasselbe, — der Geistliche, der sein Uebergewicht in der Gemeinde behauptet und die geängstigten Gewissen drückt, — oder das rebellische Häuflein, welches ihm gegenübersteht und darauf pocht, daß es, vom Staat übersehen, ein paar Jahrhunderte länger sein Selbstrichteramt üben durfte — immer ist es der gleiche natürliche „Wille zur Macht“, der so alt ist wie die Welt und so notwendig wie die gespannten Kräfte, die das Gleichgewicht der Dinge untereinander erhalten, durch Druck und Gegendruck. — Aber die Opfer, welche der alte Streit fordert, diejenigen, welche jeweils in dem Kampf unterliegen, sie wissen nichts davon, daß auch ihr Weheruf sich auflöst in die allgemeine Harmonie der Weltordnung. Und *wenn* sie's wüßten, es wäre ihnen kein Trost, auch nicht den Mitfühlenden, welchen die Dissonanz des

individuellen Leidens, wovon sie Zeugen sind, das Herz zerreißt! —

So steht Wiltraud inmitten eines Sturmes von Mißklängen, — die auf ihr Gemüt eindringen und es in einen Wirbel von ungelösten Fragen und unversöhnlichen Gegensätzen hineinreißen. — Die Schönheit des Daseins ist ihr entschwunden. Sie sieht und hört nichts andres, als Kampf, und da sie an den armen Leuten, die ihn führen, nichts Schlechtes und Unrechtes finden kann, so meint sie, auch ihre Sache müsse eine gerechte sein, und stellt sich auf ihre Seite. — Es ist eine traurige Gesellschaft, in der sie hier lebt. Die Katastrophe vom letzten Treiben, das Gespenst des Banns, der Verlust beliebter und schwer entbehrter Gefährten, der Mangel eines starken, energischen Führers, seit der Habermeister den Stab niederlegte, und die Toten, die jene Schreckensnacht gekostet, — das alles hat die stolzen Genossen niedergedrückt. — Ein hoffnungsloses, zusammengeschmolzenes Häuflein versammelt sich nur noch hin und wieder da oben bei den zwei Einsamen, dem alten Wirt und seinem „Augentrost“, wie er Wiltraud getauft hat, denn hier, wo niemand einen eigenen Namen hat, darf auch sie nicht so heißen, wie's im Kirchenbuch steht. Nach und nach haben sich sämtliche Haberer den Liebesnamen für sie angewöhnt. Ist doch das schöne, treue Geschöpf ihrer aller Augentrost. — Könnte sie sich selbst sehen, mit dem Blick der andern, sie würde nicht an der Schönheit des Daseins verzweifeln. Aber das eben ist ihre Unschuld und Reinheit, daß sie sich selbst nicht sieht. Als Eva erkannte, wie schön sie sei, da verlor sie das Paradies. — In emsigem Walten, ihrer selbst unbewußt — lebt Wiltraud nun so

dahin. Ihr einziges Heil ist die Arbeit. Das Haus wird unter ihren Händen allmählich freundlich und wohnlich, es sieht nicht mehr gar so zerstört und verkommen aus, und sie findet eine wehmütige Freude darin, dem gebrechlichen, alten Wirt Stütze zu sein. Er läßt sie schalten und walten, wie sie will, denn der „Augentrost" macht ja alles gut, und besser, als irgend ein Mensch. Auch das, so harmlos es an sich ist, befestigt sie immer mehr in ihrer unbeugsamen Selbständigkeit. Sie thut stets das, was recht ist — aber sie thut es nicht, weil sie *soll* — sondern weil sie *will*!

So geht die Zeit hin, ohne daß sie etwas anderes von der Welt „da drunten" hört, — als was die Haberer heraufbringen.

Eines Tages kommt einer von ihnen mit sehr ernster Miene und winkt Wiltraud herein in die „Sitzung".

„Dös geht dich auch an," sagt er, „was i heut b'richten muß: dös Liesey vom Florian, dös ist gestern g'storben, nachdem's a tot's Buaberl auf d' Welt 'bracht hat."

„O du arme Seel', hast's überstanden?" sagt Wiltraud und faltet die Hände. „Gott geb' ihr die ewig' Ruh'!"

„Ja, und denkt nur. Sie hat 'n Herrn Pfarrer bitt', daß sie beim Florian begraben wird — aber der sei ihr komme, als wenn's zu ihrem Vergnüagen in d' Höll' begehrt hätt'! Sie sei kei Christin nit, wann sie so was verlange kunnt', und ob sie noch nit amal im Tod die verliebten Gedanken an den Florian aufgeben hätt'. — Drauf hat sie g'weint und bitt', dann soll ma ihr wenigstens ihr Kind mit in Sarg legen. Naa, dös muaß auf 'm ‚Untaufte-Kindls-Gott'sacker' eingraben wer'n, weil's totgeboren

ist und d' Nottauf nit kriegt hat! — Nit amal bis sie g'storben ist, haben sie's ihr g'lassen. Glei ist d' Gruberin kemma zum Abholen. 's Liesey hat's g'halten und nit hergeb'n woll'n — aber so a Fromme, wie d' Gruberin, macht nit viel Umständ' mit 'n untauften Kind, die hat's g'nommen und forttragen! — Nachd' hat sich 's Liesey g'streckt und ausg'rungen. Aber d' Augen, die seien noch nach 'm Tod ganz starr auf 'n Pfarrer g'richtet g'wesen, als wollt' sie was fragen — und haben sich gar nit zudrucken lass'n; immer sind's wieder aufgange, bis der fort ist!"

Einen Augenblick ist alles still, so furchtbar ist der Eindruck dieser Erzählung.

Wiltraud verläßt bleich, fast schwankend das Gemach.

„Und dös muaß ma jetzt alles ung'straft hingehen lassen und schweigen!" ringt sich's bitter von den Lippen des Rugmeisters, während er den neuen Habermeister beobachtet, ob sich's in dem nicht auch regt. — Der ist ein ruhiger, bedächtiger Mann, nicht so „hitzig" und „oben-'naus" wie der Tenner. — Er schüttelt den Kopf. „Da hätt' ma auch eh' nix machen können, das ist Kircheng'setz und nit dem Pfarrer sei' Schuld."

„Aber er hätt' doch dem arme Madl freundlich zureden könne," sagt ein andrer; „'s war so a guat's Leut und so fügsam. — Mit a paar g'mütliche Wort wär' die leicht z' tröst'n g'wesen."

„Dös ist halt nit sei Art, er hat halt kei Herz, und wo dös fehlt, da fehlt all's!" sagt der Habermeister.

„Mei, 's G'setz ist immer 's gleiche, aber's kommt halt drauf an, wie ma's handhabt!" sagt der, welcher den Bericht brachte.

„Freili," stimmt der Habermeister zu. — „'s könne zwei ganz dasselbe thun — aber wie sie's thun, darin liegt der Unterschied. Ob ma ein'm anspürt, der hätt' anders g'handelt, wann er könnt', oder der hätt' auch, wann er könnt', nit anders g'handelt! Und dös ist's, was ma bei dem Pfarrer spürt und was ein'm so weh thuat."

„Wann der von der christlichen Lieb' und Barmherzigkeit predigt, dreht sich ein'm 's Herz im Leib um! Da geht ma besser nit eini, als daß ma in der Kirch'n lüagen hört!"

„Lüag'n thut er grad auch nit — die christlich Liab' langt halt bei ihm nur für die, wo's verdiene. Er sollt's aber aa für die haben, wo's nit verdiene, denn die brauchen's am nötigsten! Und wann einer a gut's Herz hat, so fragt er nit: ‚wieviel verdienst?' sondern: ‚wieviel brauchst?' denn die recht' Barmherzigkeit gibt mehr, als was ma verdient! Wie wär's denn sonst mit uns b'stellt, wann unser Herrgott jedem nur nach sei'm Maß messen that?"

„Recht habt's, Habermeister," nickt der Rugmeister.

„Wißt's, wo i dös herhab'?" fragt der Habermeister: „Von die Kapuziner hab' i's! Drüben im Tirol, in der Riß, da hab' i amal einiflüchten müss'n weg'r 'm Wildern. Da war i lang drin als a Holzer. — Jetzt sind's bald dreiß'g Jahr her. — Und da bin i a diemal in sell Klösterl kemma, zu die drei Kapuziner. Aber dös sind brave Leut'! Die hab'n mir gut zug'sprochen, dös hat mehr g'nutzt als Zuchthaus und Bann!"

„Hast seitdem nimmer g'wildert?"

„Nit amal a' Krannewitten!" sagt der Habermeister ernst.

„Und 's Habern, verbieten s' dös nit?"

„Von sellem ist damals kei Red' nit 'gang'n. Da hab' i no nit ans Habern denkt. Und damals hätt'n s' aa g'wiß nix dagegen ausg'habt. — Noch in die Vierz'ger Jahr, wo i eintretten bin, hat ja 's Habern gar nit für so was Schrecklich's golten. Dös ist ihna jetzt erst ein-g'fallen. Und wann wir nit gar so grob komme wären, so hätten s' uns auch in Ruah g'lass'n."

„Habermeister, mir scheint's, du haltst zu die Pfarrer und zur Regierung?" sagt einer der Haberer.

„Wann's dös glaubt's, nachd' hättet's mi nit zum Meister wähl'n müass'n," erwidert der Mann ruhig. „Wer andre d' Wahrheit sagen will, muaß auch a Wahrheit er-tragen könne! Mit dem Schreien und Schimpfen ist's nit gethan. Wann wir unsre Fehler nit einsehn, könne wir's ja künftig nit meiden."

„No, zum Bußpredigen samme doch nit beinand'!" rufen einige mit drohenden Mienen.

„I mein', wir sind beisammen, daß wir G'rechtigkeit üben — nit?" sagt der Mann freundlich und schaut mit seinen klugen Augen im Kreis herum. „Wann wir aber dös woll'n, nachd' müass'n wir doch z'erst bei uns an-fange. Wann wir uns alleweil in 'n ärgern Zorn 'nein-reden, kommt's halt wieder so weit, daß was Und'sonnen's g'macht wird und daß ma uns noch ärger zusetzt, als eh' scho'. — Da drüber war i mit dem Poschinger ganz zweierlei Meinung. I hab' immer g'sagt: der Habermeister muß z'ruckhalten, nit anfeuern! Des Junge, ös geht's so scho z'stark ins G'schirr; wann ma da nit bremst, rumpelt alles mitanand 'n Berg abi. Jetzt hab'n wir's richtig so weit 'bracht, daß wir nimmer treiben dürfen —

so müaſſ'n wir halt sehen, daß wir retten, was z' retten ist, und wie wir handeln und eingreifen könne, ohne Spektakl."

„Ja, was sind wir denn noch, wenn mir nimmer treiben dürfen? — Nachd' könne mir glei ausanand' gehn," murren die andern.

„Sind's denn die Treiben allein, die 'n Haberer ausmachen? Brüllen und an der Kett' reißen kann jeder Ochs. — Aufpassen, 's Laster ausspüren, 's Unrecht hindern, das ist unser Aufgab'! Wir könne noch viel thun in der Still', wann wir's g'scheit anfange — und i denk', daderfür sind wir beisammen, daß wir dös beraten."

„Recht hast, Habermeister!" ruft eine Stimme, die alle auffahren läßt in plötzlicher Bewegung, und ein Kopf wird sichtbar in der offenen Fallthür.

Die Leute schrecken zurück. Ist er's oder ist er's nicht?

Der Ankömmling steigt langsam herauf, vom Wirt unterstützt. Eine Schmerzensgestalt, mit abgezehrten Wangen und tiefliegenden unsteten Augen — der rechte Aermel hängt leer herab — Tenner steht vor ihnen, ein elender, einarmiger Mann. — Es braucht ein paar Sekunden, bis es die Leute begreifen. Dann aber, mit einem Schrei schmerzlicher Ueberraschung, stürzen sie ihm entgegen und umringen ihn mit leidenschaftlichem Umgestüm, den alten, geliebten, unvergeßlichen Meister. — Tenner kann lange nicht zu Wort kommen, bis der Tumult sich legt. „Unser armer, armer Meister! Lebst denn noch, bist wieder da?"

„Wie geht dir's denn?"

„Lieber Gott, wie schaust du aus?"

„Zum Erbarmen —"

„Sitz doch, sitz di nieder! Da, thu uns B'scheid!"

Sie erdrücken ihn fast mit ihrer Liebe und ihren Fragen.

Erschöpft sinkt er auf einen Stuhl und nimmt ein paar Schluck aus dem Krug, den ihm einer hinhält. „O mei Meister, was ist aus dir 'worden!" sagt der Mann, der ihm den zitternden Arm beim Trinken stützt.

„Ja!" sagt Tenner, als begreife er erst an dem Jammer der andern das ganze Elend seines Zustandes, und läßt sein Haupt haltlos sinken.

„Meine Lieben, i kann mi nit lang aufhalten, der Gemming steht mit dem Wagerl unten und paßt auf. — I komm' mit höchster G'fahr zu euch — aber i hab' doch die G'legenheit benutzen wollen, euch alle noch amal zu sehen, 's ist vielleicht die einzige, die i noch find'. I war seither drüben im Tirol. Und mei Frau ist derweil nach Haus g'reist und erzählt die Leut', i hätt' beim Fahren umg'worfen und 'n Arm 'brochen, damit man nit merkt, daß i bei dem Treiben war. — Wenn's dann so eing'leitet ist, kann i wieder heim. Und weil wir zwei jetzt allein sind, der Gemming und i, so hab'n wir ausg'macht, daß wir grad g'schwind herfahren, 's ist ja um Vieri scho dunkel, thun a wen'g 'rei'schauen — und glei auf 'm Fleck retour! Wann i nachher derheim bei der Frau bin," seine Stimme wird matter, „dann komm' i doch nimmer fort."

„Ja, warum denn nit?" rufen alle durcheinander. „Dös brauchst dir doch nit verbieten lass'n!"

Er schüttelt den Kopf. „O, ihr könnt euch nit denken, wie dös ist! I bin jetzt a hilfloser Mann, der kein'n Will'n mehr hat."

„Ja, wär' nit aus! Wer wird sich so 'runterkrieg'n lassen wegen so was?"

„'s ist halt mei Frau und i muß Rücksicht auf sie nehmen. Wenn sie wüßt', daß i noch bei die Haberer bin — sie wär' zu allem fähig!"

„Dös ging' mir ei, weg'n ma Weibsbild! Hast uns Mannsleut' dirigiert und wir haben alle nach dei'm Willen thuan müssen, wirst doch dei Weib meistern könne?"

„Dös ist ganz was anders, da war i heil. Jetzt muß i mir alleweil vorwerfen lassen, daß i a Krüppl bin!"

Die Leute murmeln unwillig untereinander.

Der neue Habermeister winkt ihnen zu — dann stellt er ihm die praktische Frage: „Hat dei Frau 's Geld g'habt — oder du?"

„Sie hat scho 's mehrere. Mein's steckt ja im Habererfond, dös weiß sie noch gar nit —!"

„Ja, nacher kannst freili nix machen, armer Kerl — na bist g'liefert!"

„'s ist nit weg'n dem," sagt Tenner ernst. „Wann sie auch nix hätt', i kann amal gegen a Weib nit roh sein. Mit 'n Mann will i kämpfen, trotz mei'm einen Arm, bis er oder i auf 'm Platz bleibt, aber mit 'n Weib — nein! Wo sie's nit g'wußt hat und z'frieden war, wann i ihr a Wildbret heim'bracht hab', war's was anders, da ist's gange. Aber jetzt, wo sie's weiß, thät sie's nie in gutem zulassen — wie sollt' i's dann machen? Anlügen kann i sie nimmer, sie thät' mir's ja nit glauben — und G'walt brauch'n, streiten, da bewahr' mich Gott, — i kann die Mutter von meine Kinder nit mißhandeln!"

„Ja, ja!" nickt der neue Habermeister nachdenklich:

„So zwingen die Raffeln den stärksten Mann. Du bist der erste nit und a nit der letzte —!“

„Und dann kommt noch dös derzua, daß d' Pfarrer allemal zu die Weiber helfen, weil die recht fromm thuan!“ sagt der Rugmeister. „Den hat s' g'wiß a no hinter sich.“

„Natürlich! I bin ja exkommuniziert, also so wie so im Unrecht,“ sagt Tenner mit seltsam flackerndem Blick.

„O mei Meister!“ ruft einer seiner ehemaligen Genossen und legt den Arm um seine Schulter, „wann wir dir nur helfen kunnten! Aber da ist freili nix mehr z' wollen!“

„Ja, jetzt heißt's Abschied nehmen!“ sagt Tenner; „deswegen bin i kommen, um euch dös selber z' sagen.“

Er richtet sich auf. „Und wenn ihr noch a 'n Anhänglichkeit für euren alten Habermeister habt, so hört mei letztes Wort!“

„Ja, red'! Wir hören's gern.“

„I hab' nix auf der Welt, was mir mehr am Herzen läg', als unser Orden. I bin a echt's Habererblut mit all seine Listen und Ränk' — und aber auch seiner Ehrlichkeit, wo sich's um etwas Ernst's handelt. — Mei Vater war dreiß'g Jahr lang Habermeister. Mei Mutter ist a Tochter vom frühern Rugmeister Stiegler g'wesen. Der Vater hat mich sterbend auf den Meisterstab schwören lassen. Ihr könnt sag'n, ob i dem Schwur treu war —“ er kann vor Bewegung nicht weiter sprechen.

„Ja, dös weiß Gott!“ antworten die Genossen wie aus einem Atem.

„Von euch scheiden, heißt für mich so viel, wie vom Leben scheiden — mein' Arm hätt' i leichter hergeben, als

den Meisterstab! Aber so weh mir's thut, so wahr ist's auch, daß er der rechte Mann dazu ist —" er wendet sich zu dem Nachfolger und reicht ihm die Linke. „Ich hab' g'hört, Bauhofer, du thust dich schwer?"

„Ja," sagt der: „Sie möchten alles übers Knie brechen und meine, ma sei kei Haberer, wann ma nit so scharf drei' geht wie du."

„Hab Geduld mit ihnen. Sie sind halt an mich g'wöhnt und an andre Zeiten. Aber dös soll mei Vermächtnis sein, daß ich euch anempfehl': folgt ihm, denn er führt euch sicher. Wie weit haben wir's 'bracht? Unsre Leut' sind im Tirol versprengt oder eing'raben wie Verbrecher. Und ich — was ist aus mir 'worden? Die Zeiten sind vorbei, wo wir g'meint hab'n, die Geister vom Untersberg streiten mit uns, für unser Recht und dem Kaiser Karl sei' Schwert sei unüberwindlich! — Der Untersberg ist zu, und wir sind a rechtlose kleine Schar, die nur noch mit List und Lug umschleichen kann, wie der Fuchs in der Nacht. Die Achtung vor sich selber nit verlieren und nit wirklich zum Spitzbub' werd'n — das ist jetzt die große Kunst. Der Bauhofer ist a ehrlicher b'sonnener Mann, der versteht's, und ist vernünftiger und g'scheiter wie ich. I schneid' mir ja ins eigne Fleisch, wenn i dös sag', aber 's Wohl und Weh' vom Orden geht mir allem vor — auch mir selber! Und desweg'n bitt' i euch, hört auf ihn. Ihr braucht jetzt 'n Mann, der euch Vorsicht und Mäßigung lehrt. Aber, meine Freund' — wie d' Kohlen auch unter der Asch' glühen können, so laßt unsre heilige Sach' in der Verborgenheit weiterglimmen. Thut's weder auslöschen noch anfachen und erhaltet's rein, bis der Tag kommt,

wo's wieder amal Luft kriegt und neu aufflammen darf. Nacher mag's lodern, daß d' Leut' meinen, der Untersberg speit Feuer! — Das ist mein letzter Wunsch, versprecht mir das und i will geduldig in mei Elend gehen."

„Wir versprechen dir's, für uns und unsre Kinder, soweit wir für sie einstehen können." — Es klingt traurig gedämpft.

Die Männer erheben langsam und feierlich die Hände zum Schwur.

„Jetzt laßt mich fort — 's ist Zeit." Tenner wendet sich zur Fallthür. Da tritt der Habermeister auf ihn zu und umarmt ihn. „I dank' dir — i will dir sie treulich bewahren; ihr Habermeister bleibst du doch für ewige Zeiten, denn so wie du kommt keiner mehr!"

Und wieder ist es still, wie bei einem Totengeleit. Viele der rauhen Gesellen haben Thränen in den Augen. — Von allen Seiten strecken sich die Hände nach ihm aus, als er, von den jüngeren geführt und gehalten, hinuntersteigt.

„Augentrost — wo ist denn das Madl?" schreit der Wirt unten im Hausflur. „Leucht' doch a bißl!"

„Augentrost?" fragt Tenner erstaunt. „Wer ist denn das, habt Ihr a Verwandte bei Euch?"

„Ja, Poschinger, unsern Augentrost, kennst sie denn nit?" sagt der Wirt. „Da ist sie ja!"

Tenner blickt auf — Wiltraud steht vor ihm, ein Licht in der Hand. Es ist, als verbreite die armselige Kerze rosige Strahlen über das ganze Haus.

„Das ist Euer Augentrost?" ruft Tenner. „Ja — da habt Ihr recht!"

Er legt seine Hand auf des Mädchens Haupt. „Zum

letztenmal sehen dich meine Augen — du Trost in aller Not. Daß dich Gott behüt'!"

„Komm, Poschinger, wir müssen fort!" Gemming ruft es herein.

„Bet' für mich!" ist alles, was Tenner noch sagen kann.

„Von ganzem Herzen!" ruft Wiltraud ihm nach.

Der rosige Schein ist erloschen. Unter dem dunkeln Nachthimmel fährt der Freund dahin. Kein Stern grüßt ihn mehr, wie damals durchs niedere Fenster der Dachkammer, in jener wunderbaren Stunde unter Lichtzeit.

Zwölftes Kapitel.

Heimkehr.

Ein halbes Jahr ist vorüber. Auf der Wasserscheid blieb alles beim alten. Der Frühling und der Sommer bringen hier keine Veränderungen, ausgenommen, daß der weite Grasboden grün, statt weiß ist. — Die Nadelhölzer am Rande der Wiesen sind immer gleich dunkel. Nur die Luft ist weich und duftig und die Junisonne fängt schon an, der Hochebene die Scheitel kahl zu brennen. — Der Spuk der langen Winternächte hat aufgehört. In Wiltrauds verdüsterter Seele entschwinden allmählich seine Schatten. — Auch trägt ihr manchmal ein schmeichelnder, weicher Hauch die Botschaft herauf, daß da drunten in der Welt die Blumen blühen, daß es so schön sei in den Gärten, — daß es in dem Jungholz am Windbruch so geheimnisvoll rausche und goldiggrüne Lichter durch das frische Laub werfe! — Und dann ist es ihr jedesmal, als höre sie in weiter, weiter Ferne das alte Mühlrad wieder gehen. Sie kann machen, was sie will, das Geräusch verfolgt sie unablässig. Nur wenn sie recht inbrünstig an den Sebald denkt, verstummt es. Das sind nun so die Sommergespinste — mittäglicher Spuk, wie's im Winter mitternächtlicher Spuk war. Dann nimmt sie ein Joch

mit ein paar schweren Wasserkübeln, die sie am Brunnen gefüllt hat, auf den Nacken und trägt die Last so stolz ins Haus, als wär's ein Königsmantel, der ihr von den Schultern hinge.

„Arbeit vertreibt die Spinnweben inwendig und auswendig." — Die Genossen kommen und gehen wie immer. Sie bringen jetzt öfter Nachrichten von drunten, weil der Sommer und die nahe Heuzeit mehr Bewegung und Verkehr gestattet, als im Winter. — Alle wetteifern miteinander, dem „Augentrost" was Neues zu berichten, ihr eine duftende Nelke oder gar eine goldene Schnur auf den Hut und was derlei Herrlichkeiten mehr sind, mitzubringen, und jeder ist belohnt, wenn sie ihm einen freundlichen Blick dafür gönnt. So herrscht sie da oben in ihrem kleinen Reich und hat's gut — was man eben im Volk unter „gut haben" versteht. — Aber 's ist was Eigenes mit ihr, sie lacht nie. Sie wird täglich schöner und anmutiger. Und doch ist zwischen den starken Brauen eine Falte auf der jugendlichen Stirn, die im strengsten Widerspruch zu der wunderbar aufgegangenen Mädchenblüte steht. Auch der lieblich geschweifte Mund hat immer den gleichen herben, verschlossenen Zug, und die Gestalt scheint noch größer und höher als früher.

„Möcht' nit mit der anbinden!" sagt ein Wanderer im Heraufkommen zum andern, als die zwei Wiltraud stehen sehen.

„Grüß Gott!" sagen sie.

„Grüß Gott!" antwortet Wiltraud mißtrauisch und gibt das Erkennungszeichen des Ordens.

Die beiden erwidern es regelrecht.

„Also Haberer!“

„Freili!“

„Wo kommt's her?“

„Aus Tirol. Wir haben g'hört, daß die Strafcompagnie drunten wieder abgezogen ist, und daß die Hetz' so weit 'n End' hat. — Da sind wir wiederkommen und hab'n uns drin um 'n Arbeit g'schaut beim Neubau vom Pfarrhaus. Dös denkt doch keiner, daß wir so frech wären und da mitbauen thaten, wann wir's hätt'n niederbrenne g'holfen. Aber 's ist schon fast fertig und da brauchen s' keine neuen Arbeiter mehr.“

„So ist d' Strafcompagnie fort?“ fragt Wiltraud.

„Ja, schon seiter am Mittwoch.“

„Wo habt's ei'kehrt?“

„Beim Hochbräu. Wir haben doch schauen wollen, was er denn jetzt für a Bier braut!“

„Wieso?“

„No, ob 's Treiben was g'holfen hat!“

„'s war aber wirklich besser als früher,“ schaltet der Jüngere ein, der auch was reden möchte.

„Habt's den Hochbräu a g'sehen?“

„Naa, der ist ja auf den Schrecken hin ganz lahm blieb'n, heißt's. Der Sohn, der sei tüchtig — der hat's meist' unter sich. — Der Alte hätt' ihm's scho lang übergeben, wann er heiraten thät — aber er mag nit. Dös ist a so a B'sonderer.“

„Ja, und von die Treiben will er a nix mehr wiss'n,“ sagt der Aeltere.

Wiltraud wendet sich rasch ab. „Geht's eini in d' Stuben, ös werd's Durst haben, 's macht heiß, da aufi.“

„Ja —“ sagt der eine, und wirft den Rucksack ab. — Der Jüngere starrt aber immer noch voll Staunen und Wohlgefallen Wiltraud an. „Wo bist dann du her?“

„Von der Toten Mühl' am Windbruch.“

„Wie heißt denn?“

„Ja, no — hier heiß i halt Augentrost, — so haben s' mi 'tauft.“

„Donnerwetter, da hätt' i Taufpat' sein mög'n! Nimmst mi nit nachträglich zum Göd? Vielleicht wirst g'firmt a no bei die Haberer — aber da wirst dir scho für ein'n g'sorgt haben?!“

„Sitz hin und trink! I bin so Spaßetteln nit g'wohnt!“ sagt Wiltraud stolz und stellt ihm den Bierkrug hin.

„O jerum! Jetz hab' i mi scho g'freut, daß ma amal a saubere Schenkdirn krieg'n, — jetzt bist so eine, wo gar nix z' wollen ist!“

„I bin überhaupts kei Schenkdirn. I bin da als Haustochter, und die Hiesigen wissen dös alle und wird sich keiner was gegen mich erlauben.“

Der Bursche zieht den Hut und steht auf. „Ah, i bitt' um Entschuldigung, Fräulein Königin — i werd' mir's merken.“

Wiltraud geht ruhig, als habe sie nichts gehört, aus der Schenkstube.

„Gelt, i hab' dir's g'sagt, mit dera möcht' i nit anbinden. Sigst es — i bin halt alleweil der G'scheitere.“

„Naa, dös is eine —!“ sagt der andre verblüfft.

„Wer weiß,“ fährt der erste fort, „nix Ordinärig's ist di nit. 's gibt a diemal so vornehme Damen, die sich als Sennerinnen oder so was verkleiden —!“

„Ja, warum nit gar — vornehme Dam', — spinne thut die, sonst nix."

„Willst stad sei? Mit dera hat's jedenfalls a b'sondere Bewandtnis — dös sieht man ihr doch an," warnt der andre. „Wir waren ja so lang' fort und wissen nix, was seiter vorgang'r ist —"

Indessen ist Wiltraud vors Haus getreten und hat nach dem Wirt, den sie jetzt „Vater" nennt, ausgeschaut. Der Alte ist heute nach dem Markt gefahren, um Einkäufe zu machen.

Sie braucht nicht mehr lange zu warten. Eben kommt das Gefährt die Steig herauf.

Aber der Wirt ist nicht allein, er bringt noch jemand mit. — Es ist der Gemeindediener.

„Bist da, mei Madl," ruft ihr der Alte zu. „I hab' scho fast Zeitlang nach dir g'habt. — So — grüaß di Gott!"

„Grüaß Gott, Vater!" sagt Wiltraud und nimmt dem Alten die Zügel ab, um das Pferd auszuschirren.

„Da hab' i den G'meind'sdiener auffsitzen lass'n, der war grad auf 'm Weg zu dir?"

„Zu mir?" fragt Wiltraud erschrocken, denn was kann ihr von daher Gutes kommen? Sie hält inne mit dem Ausspannen und sieht den Mann fragend an. Der öffnet seine Ledertasche und zieht ein Amtsschreiben heraus. „Das ist heut früh für dich kommen."

Wiltraud hat die Zügel in der Hand und kann es nicht nehmen.

„Wart, i spann selber aus," sagt der Wirt, „daß du lesen kannst."

Wiltraud entfaltet angstvoll das Papier. Es enthält

in wenig Worten die Aufforderung der Zuchthausdirektion in München an die Gemeindeverwaltung, den Sebald Allmeyer am dreizehnten dieses Monats von der nächsten Bahnstation abholen zu lassen, da derselbe auf ärztlichen Antrag in seine Heimat entlassen sei.

Wiltraud steht wie erstarrt, sie liest und liest, bis ihr die Buchstaben verschwimmen, und kann doch nichts andres herauslesen, als daß Sebald frei, aber schwer krank ist — vielleicht schon verloren, sonst hätten sie ihn nicht heimgeschickt. — Ihr schwindelt — Freude, den Bruder wieder zu haben, Schmerz, ihn so wieder zu bekommen, Angst und Hoffnung reißen an ihrer Seele. Sie sinkt dem alten Wirt an die Brust und gibt ihm den Brief.

„Ja, um Gottes willen, was ist da g'schehn?" sagt der erschrocken und liest das Schreiben. „Hm, dös ist freilich arg! — Heut ist ja der dreizehnte! Da käm er ja heut schon an?"

Der Gemeindediener, der bereits weiß, um was es sich handelt, nickt. — Wiltraud rafft sich auf. „Da muß i auf der Stell' 'nunter, wann kommt der Zug von Münkcha?"

„Der muß scho da sei — später kommt nur noch a Güterzug durch, der aber keine Personen befördert —" sagt der Gemeindediener verlegen und zieht seinen Fahrplan aus der Tasche.

„Jesus Maria, da sitzt der arme Tropf a paar Stund' allein in dem leeren Stationshäusl in Penzberg. Warum krieg' i denn aber auch den Brief so spät?"

„Ja, 's ist halt weit bis da 'rauf!" brummt der Gemeindediener.

„Vater, lieber Vater, um Gottes willen, laßt mi

'nunterfahren — wenn 's Pferd a müd' ist — a Menschenleben geht doch vor — nit?"

„Dös versteht sich von selber!" sagt der Alte betrübt. „O mei, jetzt geht unser Schutzengel fort, jetzt mag i glei gar nimmer da sei! Aber dös ist Nebensach', du mußt bei'm Bruder z' Hilf eilen — dös ist 's Wichtigste. Geh du und richt' dich z'samm. Nimm a was zur Stärkung mit, der Mensch wird halb verschmachtet sein. I gib derweil 'm Roß noch a Brot und a Wasser, daß es was hat und dann fahr in Gott's Name."

„Vater, i dank dir!" ruft Wiltraud und eilt hinauf in ihre Kammer, ihre Sachen zu packen und ihre wohlverdiente kleine Barschaft mit dem nie berührten Beutelchen, das ihr, wie sie meint, die Haberer vors Fenster gelegt, zu sich zu stecken. Denn jetzt braucht sie es — vielleicht kann sie ihres Bruders Genesung damit erkaufen. Ach, wenn sie ihn nur erst hat — dann will sie ihn schon gesund pflegen, — sie weiß es, sie wird ihn halten mit ihren starken Armen, sie läßt ihn nicht sterben!

Unterdessen sind die zwei neuen Ankömmlinge dem Wirt beigesprungen und haben frisch Hand angelegt. Sie waren am Fenster Zeuge des ganzen Auftritts und lassen sich's nun angelegen sein, dem unglücklichen Mädchen so rasch als möglich fortzuhelfen. „Dös ist a wieder so a Amtsverschleppung, daß dös arm' Dirnei 's Schreiben erst kriegt, wann der Zug scho lang da ist, da wär' a wieder a Haberfeldtreiben am Platz!" murren sie heimlich untereinander. Der eine bringt den Futtertrog herbei, der andre läuft ums Wasser. Der Wirt schneidet das Brot ein — sogar der Gemeindediener läßt sich herab, dem Gaul

das Mundstück aufzuschnallen, damit es schneller geht. — Alle vier stehen in banger Ungeduld und schauen dem langsam kauenden Tier zu, ob es noch nicht bald fertig ist? Wiltraud kommt schon herunter, mit fieberhaft glühenden Wangen. Jetzt muß das Pferd noch trinken. Auch das dauert lang. Der jüngere der beiden Haberer, der sich vorher Wiltrauds Rüge zugezogen, steht jetzt, ernst und still, und hält dem Roß den Trinkkübel. Endlich ist es fertig. Wiltraud hat indessen leise mit dem Wirt gesprochen — dem armen Alten laufen die Thränen herunter.

„Jetzt kannst aufsitzen!" sagen die Bursche und legen Wiltrauds Sachen auf den Wagen.

„So b'hüat halt Gott, Vater, und i dank für alles, i hab's gut g'habt bei Euch! Wir sehen uns bald wieder, so Gott will! 's G'fährt schick' ich dir heut abend z'ruck, wann der Knecht d' Geiß bringt."

„Wann i nur nimmer leben müßt', wenn du fort bist!" klagt der Wirt und hilft Wiltraud auf den Wagen.

„Du erlaubst" — sagt der Gemeindediener — „daß i auch wieder mitfahr', wenigstens bis an d' Wegkreuzung?"

„Freilich, freilich," sagt Wiltraud, halb bewußtlos vor Angst, fortzukommen, — „nur fort!"

Der junge Missethäter von vorhin reicht ihr die Zügel. „Sei nit harb — i hab's nit so bös g'moant!" bittet er leise.

„Nein, nein — g'wiß nit!" ruft Wiltraud. „B'hüt Gott euch alle beisammen."

„Mög' dir's gut gehen!"

„Möchtst dein Bruder besser finden, als ma's denkt!" So fliegen ihr die guten Wünsche nach. Wiltraud aber fährt schon davon, sie hört nichts mehr, als das Pochen

ihres geängstigten, sehnsüchtigen Herzens. Ein paar tiefschwarze Trauermäntel flattern eine Strecke neben dem Wagen her und verfliegen sich dann ins Weite.

Zwei Stunden ist sie gefahren. Den Gemeindebiener hat sie an der Straßenkreuzung absteigen lassen und ihren Weg allein fortgesetzt. — Da endlich fängt ein kaum vollendetes Schienennetz an, sich flach vor ihr auszudehnen, und ein provisorisches Stationshaus, eigentlich nur eine Aus- und Einsteighalle, steht nackt und kahl in einer Wüstenei von Kies und Kalk. Der Bahnhof ist teilweis noch im Bau begriffen. Ueberall liegen Werkzeuge und Schienenteile an der Straße, tiefe Sandgruben wechseln mit Lagern von Schwellenholz, — ein trostloses Bild, über dem schläfrig eine glühende Nachmittagssonne brütet. Kein Baum, kein Strauch in der Nähe, kein Grashalm findet mehr Nahrung in der Trockenheit. Die Zufahrt erst aufgeschottert mit spitzen Steinen, so daß Wiltraud absteigen und das Pferd am Zügel führen muß, weil sonst gar nicht durchzukommen wäre. — Und dort drüben, wartet nun ihr Bruder wohl Stunden lang auf die Verspätete, — ganz gewiß ohne eine Labung, denn hier gibt es ja nichts. — In verzweiflungsvoller Hast durchwatet Wiltraud das Steinmeer, hinter sich das schaukelnde Fuhrwerk mit dem stolpernden Pferd nachziehend.

Jetzt kann sie schon in die offene Halle hineinschauen. Dort in der Ecke, ganz zusammengekauert, da sitzt eine kleine schmächtige Gestalt — Wiltraud bebt das Herz bei dem Anblick. — Noch einen kräftigen Ruck am Zügel, das Pferd reißt den Wagen über die letzten Hindernisse weg — jetzt ist sie da! Winkend und grüßend ruft sie dem Bruder

zu, — es wundert sie, daß er nicht aufsteht — er erwidert den Gruß nur mit einer schwachen Handbewegung. Sie hält an, schraubt die Mechanik am Wagen zu, dann läuft sie in die Halle. — Freundlich lächelt ihr der Bruder entgegen, aber wie sieht er aus. „Allmächtiger Gott — Baldl — mei armer, lieber Baldl!“ schreit das Mädchen und wirft sich vor dem Bruder nieder. Einen Sterbenden haben sie ihr geschickt. Wenn Wiltraud nicht wüßte, daß er's ist, erkennen würde sie ihn nicht mehr. Ihr Blick fliegt über die jammervolle Gestalt — und was ist das? Auf seinem Gewand — Blutspuren!

„Baldl —?“ Sie kann nicht weiter reden, sie deutet nur fragend auf die Stellen.

„Ja, 's Blutbrechen hab' i g'habt —“ sagt Baldl leise. „'s war so heiß, wie i ausg'stiegen bin und z' trinken gibt's da nix, der Brunna ist noch nit g'macht, — dann ist mir's schlecht word'n. Der Stationsdiener ist glei fort und hat mir von weither a Wasser g'holt, aber bis er's bracht hat, war's schon z' spät — da ist scho's Blut kommen.“

Wiltraud kann nicht sprechen, sie läßt das Haupt leise stöhnend auf die mageren Kniee des Bruders sinken und küßt seine kalten, feuchten Hände.

Sebald entzieht sie ihr und sucht ihr den schönen, schweren Kopf aufzuheben. „Nit! Traudl, lieb's Schwesterl, nit so weine! — Sell muaß di nit ängstigen. Dös ist ja grad guat. Sei froh, das Bluat hat 'rausmüss'n! Dös ist's, was mir die ganz' Zeit so eng g'macht hat und so druckt! Jetzt, wo's 'raus ist, ist mir scho viel leichter auf der Brust. Du wirst sehen, jetzt werd' i erst g'sund!“

„Ja, mei Baldl," schluchzt Wiltraud in namenlos schmerzlichem Doppelsinn, „dös glaub' i auch!"

„Und dann — jetzt bin i ja wieder bei dir — du wirst mich schon pflegen. Da kann's nit fehlen, gelt?"

„Ja, mei Baldl, i will dich hegen und pflegen mit tausendfacher Lieb'. Und nur für dich leben und dich kei Stund' mehr verlassen, — — o, daß wir nur wieder beisamma sind!"

„Ja, und auf Königs Geburtstag da wollen s' mich eingeben zur Amnestie, wegen meiner guten Führung. Denk'! Dös ist doch auch a Freud'."

„Ja freili ist dös a Freud'!" Wiltraud versucht unter ihren Thränen zu lächeln. „Und wie ist dir's denn ganga dadrin?"

„O, gut ist mir's ganga!" sagt Baldl, stets zufrieden.

„Ja, i mein, i sieh dir's an, wie gut dir's gang'r ist, armer Tropf!"

„Nei, g'wiß! Du hast mir ja immer Geld g'schickt, und dann — sie haben mich alle mögen dadrin."

„Ach, wer sollt' denn auch dich nit mögen, du Engel!" sagt Wiltraud in überströmender Liebe. „Aber jetzt komm, mei Baldl, jetzt will i machen, daß i dich heimbring' in dei Bett und in dei Ruha, denn du brauchst's. Der Wirt hat mich allerhand mitnehmen lassen, dös verzehrst dann im Wagen. Oder willst z'erst was g'nießen? Du mußt ja ganz verhungert sei!"

„Nein — lieber glei heim!" sagt Sebald mit jenem freundlich-ängstlichen Ausdruck, der Leidenden eigen ist, die kränker sind, als sie es sich und andern gestehen wollen.

„Ja, so komm, mei Herzblatt — komm!" sagt Wil-

traud und versucht ihn behutsam aufzurichten, aber er sinkt ihr in den Armen zusammen.

„O Gott, es geht nimmer!“

„D' Füß' sind am schlecht'sten bei mir“ — sagt Baldl — „sonst fehlt mir eigentlich nix.“

„Du bist halt schwach vom Blutbrechen, mei armer Baldl.“ — Wiltraud überlegt einen Moment und sieht sich ratlos nach Hilfe um. Aber keine Seele weit und breit. Der Mann vom Schalter und der Stationsdiener sind vespern gegangen. „Ja no, da ist's nix anders z' machen, da nimm i di halt und trag' di.“

„Warum nit gar — i bin viel zu schwer,“ sagt Baldl, und versucht noch einmal aufzustehen.

„Nein, laß, du darfst dich nit anstrengen! I will nur z'erst d' Mechanik aufmacha.“

Sie schraubt die Bremse am Wagen auf und legt dem Pferd die Zügel auf den Hals. „So, jetzt kannst nachlaufen.“ Dann kommt sie zurück. „Es wird schon gehn!“ Und mit einem Ruck hat sie den Kranken in ihren starken Armen vom Boden aufgehoben. „O lieber Gott, wie leicht du bist — dös ist ja gar kei G'wicht,“ sagt sie traurig.

„Aber Wiltraud, i bitt' dich, i kann mi doch nit tragen lassen, a Bua vom a Madl!“

„Brauchst di nit z' schame, 's ist ja kei Mensch da, der's sieht. Halt dich nur fest — thu d' Aerm um mein' Hals. Es geht schon — es geht ja ganz leicht!“

Mit raschen Schritten trägt sie den zarten Körper über den rauhen Weg hin. „Weißt, i trag' di glei bis vor, an d' Landstraß'. Dahier ist nit gut aufsitzen, 's ist zu holprig,

wir könnten umwerfen und d ö s wär' was — jetzt mit d i r!"

„Aber 's Roß?" wendet Baldl ein.

„Dös kommt schon nach, dös kennt jetzt den Weg. Komm, Bräundl," lockt sie. Und das Tier folgt ihr wie ein Hund.

„So, jetzt hab'n wir's ja schon — öhha!" ruft Wiltraud dem Gaul zu, als die Landstraße erreicht ist, und er hält gehorsam an. „Jetzt, Baldl, mein' i, sollst di mit die Händ' a wen'g am Wagen halten, und dann heb' i di vollends 'nauf. So! dös ist ja prächtig ganga!"

Sie setzt ihn behutsam in die Ecke und macht ihm ein weiches Lager aus ihrem Tuch und der Pferdedecke zurecht.

„Dös ist mir so arg, Traudl —" entschuldigt sich Sebald noch einmal.

„Wart nur, wie i dich z' Haus 'rumtrag' — da wird gar kein Wörtl verloren," sagt Wiltraud, und zwingt sich zum Lachen. „Hüh, Bräundl!"

„Bis in a paar Tag bin i ja dann auch wieder kräftiger!" tröstet sich Baldl.

„Das ist g'wiß! Aber weißt, du glaubst es gar nit, was mir's für a Freud' ist, daß i dich wieder so auf 'n Arm nehmen kann, wie damals, wo d' Mutter g'storben war und i dir d' Mutter g'macht hab'! I war sieben Jahr alt und du anderthalbe, aber a klein's winzig's Büabei und a bißl presthaft. Und i bin mir so groß und g'scheit vorkommen geger dir und hab' dich alleweil 'rumg'schleppt! Ach, da hast a diemal g'weint, wann d' nit hast thun dürfen, was d' g'wollt hast, — i war gar

a g'walttätige, ältere Schwester. I glaub', d' Mutter hätt' dir eher was hingehen lass'n, als i!"

„O, du warst so gut mit mir!"

„'s passiert! Dös ist halt was Schön's für so a Madl, — a kleins G'schwisterl, mit dem ma schalten und walten kann, wie ma will! Gelt i darf's wieder, gelt, du folgst mir wieder, — bist wieder mei kleins, kranks Brüderl?"

So plaudert und scherzt sie ihn, mit wundem Herzen, über sein Elend weg, — bis sie zuletzt fast selber glaubt, was sie sagt.

Und wenn's bergauf geht, wo sie die Zügel nicht zu halten braucht, richtet sie ihm die Rücklehne neu zurecht, daß er ja gut sitzt, und gibt ihm etwas von dem mitgenommenen Imbiß, daß er ihr nicht zu schwach wird: „Und wenn wir heimkommen, dann wird auch die Geiß schon da sein und auf uns warten. Ob sie dich wohl noch kennt? Dann kriegst gleich a frischgemolkene Mili — dös wird dir gut thun. Hast denn im G'fängnis auch a Mili kriegt?"

„Scho doch — aber kei Geißmilch. Und i mein' dös ist mir abgangen, i war halt so dran g'wohnt."

„'s kann scho sein! Wann d' jetzt wieder dei g'wohnt's Sach kriegst, wird's, so Gott will, bald besser." Sie sieht ihn besorgt an: „Bist müd?"

„Nein, nur froh, wenn wir bald heimkomme!"

Wieder geht es bergauf. Sie nimmt den Bruder in die Arme und schmiegt seinen schmalen Kopf an ihre Brust. Das thut ihm wohl. „Traudl," sagt er leise, als spräche er jetzt nur zu dem Herzen, an dem er ruht: „Du hast

mir nie a Wort vom Lenz g'schrieben ins G'fängnis, gelt weil die Brief g'lesen werd'n?"

„O mei Baldl. I kann's ihm halt nit verzeihen, daß er dös von dir ang'nomme hat und b'sonders, daß er's alleweil derbei laßt. Er ist a g'sunder, reicher Bursch und mag sei Straf nit trag'n. Du bist arm und kränklich und hast dich kein Augenblick b'sonne, sei Schuld auf dich z' nehmen und für ihn z' büaß'n. Dös müßt jeden empören, der a Herz im Leib hat, wenn er auch nit dei Schwester wär'! Aber i hätt's nit leiden sollen und i verzeih' mir's grad so wenig wie ihm, daß i's zug'lassen hab'. Wann i di so sieh, wie du mir jetzt heimkommst, da mein i grad — i kann's nie verantworten."

Sie schweigt, um ihren Schmerz zu unterdrücken. Aber Baldl hört das qualvolle Pochen ihres Herzens und das Ringen ihrer hochwogenden Brust.

„O nein, lieb's Traudl. Da mußt dir kein Vorwurf mach'n. Weißt, i hätt' mir's nit verbieten lass'n, — da hättst thun könne, was d' g'wollt hättst. I bin doch 'n erwachsener Mensch und hab' mein eigenen Willen! Und i hab' g'funden, daß wir dös 'm Lenz schuldig sind, denn er ist dir z' lieb in die Sach 'nein komme. Und er hätt' dasselbe für mich gethan, wann's umkehrt g'wesen wär', daß i noch 'n Vater g'habt hätt' und er kein'n!"

„Baldl, o, du bist wirklich a Heiliger!" sagt Wiltraud Sie hat dem leisen Geflüster gelauscht, wie einer überirdischen Botschaft, und ihre Lippen drücken einen zitternden Kuß auf die reine Stirn des Bruders. Aber sie fühlt dabei, wie bang und schwer er atmet, wie ihn das Sprechen erschöpft hat.

„Jetzt mußt nimmer red'n, gelt? 's könnt dich z'viel anstrenga," sagt sie, und da der Berg erklommen ist und sie ja doch endlich heimkommen müss'n, will sie wieder ein wenig Trab fahren. Sie bettet ihn vorsichtig in seine Ecke zurück und nimmt die Zügel in die Hand.

Eine Weile geht es schweigend dahin, immer näher rückt nun das ersehnte Ziel, des Ausruhens. „Wann wir nur erst daheim wär'n —! Gelt, dös G'schüttel thut dir weh?"

„O nein!"

„Ach doch, i sieh dir's ja an! Lieber Gott, jeder Stein schneid't mir für dich ins Herz. Aber 's ist nit zum Vermeiden, wenn i noch so acht gib. Und zu langsam dürf'n mir auch nit fahren, sonst kämma m'r so spät in den Abend h'nein."

Sie versucht, ihn besser zu lagern, — er rutscht immer wieder von seinem Sitz herunter, der Körper verliert mehr und mehr den Halt. Wiltraud beobachtet ihn angstvoll: „Jesus Gott, du kannst schier nimmer!"

„O, nur a bißl müd —!" gesteht er endlich zu. Aber seine Lippen werden ganz blau. Ein seltsames Keuchen auf seiner Brust wird hörbar. Wiltraud blickt gen Himmel. Immer enger zieht sich der Kreis ihrer Wünsche: „Wann i ihn nur noch heimbring," ist ihr einziges Gebet. Die Sonne neigt sich. Schon zieht der Abendwind über sie hin, aber von ihrer Stirn perlt der Schweiß wie in der größten Hitze. — Was soll sie thun — langsamer oder schneller fahren? Es kommt ihr vor wie eine namenlose Roheit, wenn sie nicht im Schritt fährt — und doch soll sie ihn so schnell wie möglich

unter Dach bringen, daß der arme, erliegende Körper in ein Bett käme und sich ausstrecken könnte. — „Nur noch a halb's Stündl, nacher bist erlöst," tröstet sie ihn, während ihr die Hände fast den Dienst versagen vor Angst: „Gelt, so lang haltst es doch noch aus?"

„Schon recht," nickt er ihr zu. Und der keuchende Mund verzieht sich noch immer zu dem gewohnten, freundlichen Lächeln, und das Auge blickt zu ihr auf, so dankbar zärtlich, während der Kopf kraftlos auf der Seite liegt, aber es ist der Blick eines sterbenden Reh's. — Wiltraud kann ihn kaum mehr ansehen. Nur vor sich hin starrt sie, die Distanz bemessend, die noch zurückzulegen ist, bei jedem Ruck, jedem Stoß des Wagens zusammenzuckend für den Kranken, als wär's ein Todesstoß, der sie selbst träfe.

Plötzlich, eine krampfhafte Bewegung mit den Armen, ein Laut des Erstickens: „Auf!"

Entsetzt reißt sie den Bruder in die Höhe, damit er Luft bekommt. Da ist es wieder, das Schreckliche! — Ein heißer Guß bricht unaufhaltsam hervor — das Leben entströmt mit seinem Quell!

Wiltraud steht verlassen auf der Landstraße. — Kein Haus, keine menschliche Hilfe, so weit das Auge reicht, — sie ist allein mit dem Verscheidenden. — Sie kann nichts thun, als ihn in den Armen halten und das geliebte Leben ohnmächtig verbluten lassen; alle Namen der Liebe, alles Bitten und Flehen stillt den Bluterguß nicht mehr, bis der letzte Tropfen versickert ist. — Noch ein stummer, hilfesuchender Blick aus den gebrochenen Augen, — dann sinkt das Haupt an die Brust der Schwester zurück. Er hat's vollendet.

Noch immer hält sie ihn umschlungen. Ihren eigenen Lebensodem versucht sie ihm einzuhauchen, mit tausend Küssen ihn zu wecken, ihn zu erwärmen an ihrem heißen Herzen, — „kannst du so grausam sein und dei Traudl verlassen? Du mei Lieber, du mei Alles!“ ruft sie ihm laut ins Ohr, — „kannst mir bös thun — und hast mir doch nie weh gethan in dei'm ganzen Leben — nit mit 'ma Blick, nit mit 'ma Wort. Und jetzt liegst da und laßt mich barmen und bitten und gibst mir kei Antwort, gönnst mir kein' Blick mehr — nit 'n einzigen Blick!“

Ungehört verhallt das jammervolle Schluchzen auf der stillen, einsamen Straße. Die Lüfte verwehen es in die Weite. Es ist, als gäbe es nichts mehr zwischen Himmel und Erde, als das kleine Fuhrwerk da mit einer Leiche und einer verzweifelnden Leidträgerin. Und sie richtet die thränenverdunkelten Blicke empor zu dem goldenen Abendgewölk — ob sie die entflohene Seele nicht hinaufflattern sähe in die Verklärung? Sie meint, sie müsse sie erkennen da droben, wo die untergehende Sonne purpurne Berge, Thäler und so durchsichtige, blaue Seen an die unendliche Wölbung malt, daß man jedes winzigste Wölkchen hindurchschweben sieht. — Und da — da ist ein Gebilde wie ein paar Engelsflügel mit goldnen Säumen, — langsam steigt es hinauf, mitten in die Strahlenglorie hinein, daß Wiltraud geblendet die Augen abwenden muß. — Ob er das wohl war? Ja, gewiß war er's! Und sie winkt ihm nach mit wehmütig ausgestreckten Armen. „B'hüt dich Gott, Baldl, — zieh hin in die ewige Seligkeit und bitt für dei arme Traudl!“ — Jetzt erst ist ihr

die irdische Hülle wirklich entseelt, sie weiß nun, wo der Geist ist! — In den Wipfeln der Bäume am Straßenrand rauscht es leise und küßt ihr die heißgeweinten Augen und Wangen. Es mahnt sie zur Heimkehr. — Auch die Sonne ist hinunter und die Pracht am Himmel erlischt. Was will sie noch hier stehen bleiben? Sie muß ja den Leichnam nach Haus führen. Welch eine Heimkehr!

Im Wagen liegt der tote Bruder ausgestreckt. Wiltraud geht zu Fuß und führt das Pferd am Zügel. Es ist ein kleiner, unscheinbarer Leichenzug, der sich da langsam auf der Straße hinbewegt. Kein Trauergeleit als ein Schwesterherz — aber ein Herz für tausend!

Dreizehntes Kapitel.

Wieder ein Habererstreich.

Die Dämmerung ist hereingebrochen, als der Wagen endlich den Berg zur Mühle hinauffährt. — Schon von weitem sieht Wiltraud den Knecht mit der Geiß wartend vor der Thür. — Das kleine Tier sollte das Leben erhalten helfen, das unterdessen entfloh. Wiltraud hatte sich so darauf gefreut, wenn sie heute dem Bruder das erste Glas der gewohnten Milch bringen werde, nach der er sich so gesehnt. — Wie viel Stunden hatte er dursten müssen, da unten in der trockenen Staubluft, der Arme! Und, nun die Labung da wäre, sind die schmachtenden Lippen geschlossen. Es ist wunderbar, daß oft die kleinsten Dinge zum Maßstab für den größten Schmerz werden, — dieser geringfügige Umstand zerreißt Wiltraud das Herz und entfesselt ihre Thränen aufs neue. — Als sie näher kommt, erkennt sie, daß nicht der bestellte Knecht, sondern der jüngere der beiden fremden Haberer, das Tier brachte. Er bindet die Geiß an, als er den Wagen herauffahren sieht und läuft Wiltraud freudig entgegen: „Sei mir nit harb, i hab' doch gern selber schauen wollen, wie's dei'm Bruder geht und ob i enk nix helfen kann."

„Nein, —“ sagt Wiltraud, „mei armer Baldl braucht nix mehr!“

Jetzt erst sieht der Bursche die Zerstörung in Wiltrauds Zügen und blickt scheu auf den Wagen: „Ja, schlaft er nit?“

„Den ewigen Schlaf — ja!“

„Lieber Gott, was ist dös Schrecklichs!“ ruft der Bursch: „Du arme Seel', ja, so bringst 'n heim? Wie ist denn dös 'gangen?“

„Unterwegs ist er mir g'storben, am Blutsturz!“

Wiltraud hat die Thür erreicht und hält an. Sie zieht den Schlüssel aus der Tasche und öffnet das Haus: „So — da wären wir!“ Und mit einem Ausdruck sagt sie die wenigen Worte, daß es den Hörer kalt überläuft.

Er will ihr helfen den Toten vom Wagen heben.

„Nein, laß! I will ihn selber h'neintragen!“

„Ist er dir nit z' schwer?“

„Ach Gott, er ist ja so leicht! Wenn d' so gut sein willst und fürs Pferd sorgen, dös arme Tier ist müd.

Dort 'rum geht's in Stall, nimm auch die Geiß mit, — auf die hat er sich so g'freut —!“

Der Bursch thut, wie sie ihn geheißen. Sie hebt den Leichnam vom Wagen: „Komm, mei Brüderl, mei arm's!“ flüstert sie zärtlich und trägt ihn hinein. In der Wohnstube, wo zuletzt des Vaters Leiche gestanden, legt sie ihn nieder. — Dann geht sie hinauf und holt alles, was notwendig ist herunter, um ihn aufzubahren. — Seit sie nicht mehr allein ist, weint sie nicht mehr, das ist ihre alte, stolze und keusche Art, sich vor andern zusammenzunehmen. Schnell ist das armselige Paradebett gemacht und sie lagert den Toten darauf. Wie hatte sie

gehofft, daß es ihm gut thun würde, sich ausstrecken zu können nach der beschwerlichen Fahrt, jetzt liegt er da — und! „Ach Gott, wie schön er aussieht, als ob er schlafen thät', so ruhig und friedlich!"

Der junge Haberer ist indessen wieder hereingekommen und steht in andächtiger Bewunderung vor der Leiche: „Wie a Heiligenbild!"

„Ja, so war er auch im Leben," flüstert Wiltraud und küßt die kleinen, abgezehrten Hände des Toten.

„Jetzt sag', was kann i dir thun? Wir Haberer müss'n uns doch untereinand' beistehen. Und i bin ja froh, wenn i dös von heut mittag guat machen darf! Der Wirt hat g'sagt, alles soll i dir z' lieb thun. — Soll i dir ins Ort gehn und d' Leich ansag'n?"

„Nein, i dank' dir. Du weißt nit wie neugierig und schadenfroh d' Leut' sind. Da kämen s' alle zum Beten und zum Ausfrag'n — und schau, heut könnt' i dös nimmer vertrag'n, es ist z'viel, was i ausg'halten hab'."

„I glaub' dir's gern, arme Seel! Wie du mi dauerst, dös ist nit zum sag'n. — Aber 'm Doktor müss'n wir's doch melden, wegen der Leichenschau!"

„Ja, aber sonst niemand!"

„Na, g'wiß nit."

„Du, hör', und noch was!" ruft Wiltraud ihm nach.

„Ja!"

„Wie heißt denn? Daß ma dich doch anreden kann?"

„Balthasar heiß' i, aber zum Haberernamen Steub."

„Da nimm was und geh' und kauf' dir a Bier und a Brot — i hab ja nix daheim."

„Ja was denkst denn! Meinst a Haberer wird was

von dir annehme, ihr habt scho g'nuag für uns 'than, du und dei Bruder! I weiß alles vom Wirt. Aber i will dir was holen, denn du mußt a leben."

„Um Gottes willen nit. I melk' nachher die Geiß, dös muß ja doch g'schehen. Geh nur, i dank' dir."

Als sie allein ist, holt sie aus dem Schrank die geweihten Kerzen, die an ihres Vaters Bahre gebrannt und die sie sorgfältig verwahrt hatte. Die zündet sie an. Auch Weihwasser will sie aufstellen, aber das ist leider in der langen Zeit eingetrocknet, alle Weihwassertröglein sind leer. — Was thun? Soll sie noch in die Kirche und eins holen? Aber es ist zu spät, die Kirche ist jetzt bereits geschlossen. Es muß doch schon Gebetläuten vorüber sein. — Sie sieht nach der Wanduhr — die steht natürlich. — Als sie voriges Jahr hier bei der Leiche des Vaters wachte, da hatte sie ihren Bruder zum Trost, der sie mit seiner Treue und Liebe umgab. Sein süßes, liebes Gesicht lächelte sie an, sogar sein leises Hüsteln mahnte sie, daß noch eine heilige Pflicht sie an das Leben bände. Jetzt liegt auch dies freundliche Antlitz mit geschlossenen Augen da, — jetzt sinkt auch die letzte Pflicht für ein geliebtes Wesen ins Grab, jetzt hält sie ganz allein die Totenwacht und alles, was ihr gehörte, ist dahin! Sie geht hinaus in das verwilderte Gärtlein hinter dem Haus und holt Blumen für den Toten. Ja, der Steub hatte recht, er liegt da wie ein Engel. Unschuld und Reinheit breiten die weißen Fittiche über seiner Stirn aus, und der Strauß von weißen Blumen, den sie ihm bindet, ist wie die Opfergabe auf einem Altar! Es ist wunderbar, wie ihre Seele immer mehr in seinem Anschauen hinausgehoben

wird, über den irdischen Schmerz. Mit keinem Wehschrei, mit keiner Thräne würde sie mehr wagen, den heiligen Frieden zu stören, der dieses Bild verklärt. — O du gnadenvoller Gott, der du den stummen Mund des Toten in einem einzigen, erhabenen Lächeln des Ueberwindens den Trost verkünden läßt, den kein menschliches Wort zu geben vermag! So ahnungsvoll wogt es, ihr selbst kaum verständlich, in der Brust des Mädchens und die Liebe des toten Bruders steht jetzt lächelnd neben ihr, wie einst der Lebende bei ihr gestanden, und gibt ihrer Seele die höchste Weihe.

Da mahnt eine bekannte Stimme aus dem Stall: Das treue, vergessene Tier will das Recht seiner Stunde. — „Ja, du arm's Tierl. I soll dich nit so verachten, weil er dich nimmer braucht! — Wenn er noch g'lebt hätt', wie froh wären wir jetzt um dich.“ Wiltraud geht hinaus und die Ausübung ihrer kleinen, gewohnten Pflichten stört in dem Kind der Natur nicht die leuchtenden Kreise, die jene Offenbarungen an der Leiche des Bruders um sie gezogen.

Sie ist lang bei den Tieren, denn auch um das Pferd, das ihn heimgeführt, ist sie besorgt. Sie hat den Steub ins Haus und ins Wohnzimmer gehen hören. Der wartet ja gerne. — Als sie mit allem fertig ist, kommt sie wieder vor und öffnet die Thür zum Wohnzimmer. Aber — wie gebannt bleibt sie stehen: Das ist nicht der Steub, der da kniet bei der Leiche, ganz versunken in Schmerz, das Gesicht in die gerungenen Hände vergraben! Alles Leben weicht aus Wiltrauds Antlitz — diese jugendliche, kraftvolle Gestalt kennt sie zu gut. Einen Augenblick

steht sie unschlüssig, bebend bis ins Innerste, — er hat nichts bemerkt, so vertieft ist er im Gebet, oder in das, was seine Seele mit dem Toten zu reden hat. Wiltraud schließt mit raschem Entschluß, so leise ihre zitternden Finger es vermögen, die Thür wieder zu und flüchtet in den Stall zurück. — „Gott, Gott erbarm' dich seiner!“ betet sie jetzt für den Unglücklichen, der da büßend liegt zu Füßen dessen, den er geopfert. — Dann schleicht sie hinaus, um den zurückkommenden Steub abzuhalten, damit nichts die heilige Stille störe, in der eine Seele nach Gnade und Versöhnung ringt.

„Bleib heraußt bei mir, drin ist einer, den man allein lassen muß.“

„G'wiß der Lenz?“ fragt Steub. „Dem hab' ich's doch sagen müss'n — den geht's ja z'nächst an. Aber den hat's g'rissen! I hab' g'meint, er fallt mir grad um, wie er's g'hört hat.“

„Steub! Sei jetzt so gut und bleib' derweil da. I geh' a Zeit lang fort. — I muß schauen, daß i wo a Weihwasser krieg.“

„Aber dös kann i ja holen.“

„Nein, i muß es selber thun, i sag' dir's aufrichtig — i kann den Lenz heut nit sehen, 's ist mir unmöglich! — Wenn er nach mir fragt, so sag' nur, i holet a Weihwasser.“

In dem Augenblick aber, öffnet sich die Thür und Lenz tritt heraus — mit verweinten Augen und verwirrtem Haar. Sie stehen sich einander gegenüber. Keins vermag ein Wort zu sprechen. Steub entfernt sich, im Gefühl, daß hier kein dritter hergehöre; sie sind allein.

„I weiß wohl, daß i dir heut nit vors G'sicht kommen sollt'," spricht Lenz leise, mit mühsam erzwungener Fassung: „I will dir auch nit überlästig sein. I möcht' dich nur bitten, um Christi Barmherzigkeit willen, daß d' mir sagst, ob er noch von mir g'redt hat?"

„Ja!"

„Hat er mir nit zürnt?"

„O nein, der hat kei'm Menschen zürnt, dazu war er viel z' gut!"

„Und hat mir verziehen?"

„Ja, wie 'n Engel verzeiht!"

Lenz atmet erleichtert auf: „Gott sei Dank. So kann i ruhig sein!"

„Dadrüber — ja!"

Wieder schweigen sie — Lenz hat sie verstanden. Einen letzten langen Blick heftet er auf sie, sie bleibt unbeweglich wie eine Bildsäule. Er wendet sich ab: „B'hüt Gott!"

„B'hüt Gott," antwortet sie mit matter Stimme und geht ins Leichenzimmer zurück.

Einen Augenblick steht Lenz und schaut ihr nach, — dann steigt er langsam, in sich versunken, den Berg hinunter.

„Jetzt kann i beim Bruder bleiben," sagt sie zu Steub: „Fahr heim mit dem Bräundl, der Wirt braucht 'n vielleicht."

„Ja, wo denkst denn hin? Da käm' i 'm Alten recht, wann der höret, daß i sein Augentrost in so 'ra Lag verlassen hätt'!"

„I brauch' aber niemand — g'wiß nit."

„Dös kann ma nit wiss'n. I leg' mi draußt in d' Streu, da genier' i di doch nit? Und wann dir dös a nit recht ist, kampier' i im Freien vorm Haus. Aber dableiben thu' i in jedem Fall!"

Wiltraud steht unschlüssig, ob sie's annehmen soll. Freilich ist sie so hilflos und verlassen wie noch nie!

„Oder traust mir nit?" fragt der Bursch treuherzig. „Mei! I bin ja doch a Haberer!"

„So bleib da!" sagt sie und reicht ihm dankbar die Hand. „Aber dann geh 'nauf in d' Kammer, wo der Habermeister g'schlafen hat, und leg dich hin, du brauchst nit auf der Streu z' schlafen."

„Soll i nit beim Toten wachen?"

„Nein, dös lass' i mir nie nehmen, dös weiß der Sebald vom Vater her — ja so, der ist es ja selber, der daliegt! Ach, Steub, — mir ist so wirr im Kopf — i kenn' mi nimmer aus!" Sie sinkt taumelnd auf den Schemel nieder, der auch an des Vaters Leiche gestanden. „Willst 'n schmerzhaften Rosenkranz mit mir beten?"

„Recht gern! Aber i mein', du kannst nimmer, du thust dir z'viel auf. Bist ja ganz kalt vor Müde."

Wiltraud hat ihren Rosenkranz aus der Tasche geholt und einen für Steub aus dem Schränkchen. — Nun wird es still im Zimmer, man möchte meinen in der ganzen schlummernden Welt — und nur die beiden kindlichen Stimmen dringen im Gebet durch das Schweigen.

Als sie fertig sind, geht Steub hinauf in die Kammer und Wiltraud bleibt allein zurück.

Es mag etwa um Mitternacht sein, da klopft es heftig und wie in großer Angst an des Schlafenden Thür.

„Steh auf, Steub! I bitt' dich, komm schnell 'runter!" — Es ist Wiltrauds Stimme.

„Was ist's?" ruft Steub erschrocken, aber das Mädchen ist schon wieder die Treppe hinunter gelaufen und wartet unten auf ihn.

„I bitt' dich," ruft sie dem Herbeieilenden entgegen; „i kann nimmer allein bleiben!"

„Gelt, du fürchst dir doch da bei der Leich'?" lächelt Steub gutmütig.

„O die Leich' wär's nit. Dös Engelsbild thät i nit fürchten, aber i hab' was anders g'sehn!"

„Was denn?"

„Den Poschinger — den Habermeister!"

Sie faßt Steub mit eiskalten Händen, wie um sich an ihm zu halten. Ihr ganzer Körper fröstelt, ihre Augen starren entsetzt in jeden dunkeln Winkel.

„Du wirst a bißl eing'nickt sei und da hat's dir traumt," sucht Steub sie zu beruhigen. „Du bist halt übermüdet — i hab' dir's scho lang g'sagt."

„I sag' dir, er ist dag'wesen, — er ist vor mir g'standen leibhaftig, mit 'ma Stutzen über der Schulter, und hat mi ang'schaut, so lang und so schwermütig, als wollt' er was sag'n. — 's ist wahr, i kann auch eing'schlafen g'wesen sein, aber i bin ja dran aufg'wacht und hab' mi aufg'setzt — und da hab' i's g'sehen mit meine eigne Augen, wie er von mir weg und zur Thür 'naus ist." Es schüttelt sie, daß sie nicht weiter reden kann.

„Dös hat ma ja oft, daß ma meint, ma sei wach und doch weiter schlaft. I hab' scho traumt, i sei aufg'standen und hätt' mi anzog'n, und wie i wirklich zu

mir kommen bin, hab' i g'sehen, daß i no ruhig im Bett lieg'."

„Aber i bin ihm ja nach — und hab' g'schaut, ob 's Haus offen ist, und erst wie i g'sehen hab', daß alles zu ist, daß er also nit bei der Thür 'naus könnt hat, hab' i mir ang'fangt z' fürchten — da ist mir's schauerlich wor'n! I sag' dir — entweder er war's wirklich und 's war wieder so a Habererspuk, wo ma nie weiß, wie s' 'reinkomme sind, — oder — er hat sich verzeigt, und dann ist ihm 'n Unglück g'schehn oder er ist tot!"

Dem Burschen läuft es nun bald selber kalt über den Rücken. „Geh, du steckst ein' ja an mit dei'm unheimlich'n G'schau. Er wird halt recht herdenkt hab'n! I kann mir's scho einbilden, warum! Wie du heut mittag fort bist, da hat mi der Wirt zu dir 'rag'schickt und den andern, mein' Kamerad', zum Poschinger nach Kochel, wo er seßhaft ist, daß er ihm dös vom Sebald seiner Entlassung aus 'm G'fängnis b'richt't. Weil — er hat g'sagt, dös that ihm auch angehn, weil du ihn doch so lang pflegt hast. — Vielleicht hat er auf die Nachricht hin an dich denkt und den Wunsch g'habt, er möcht' bei dir sein! Jetzt, i glaub' nit an so Sachen, aber 's gibt Leut, die behaupten, 's könn' sich einer lebendig verzeig'n."

Wiltraud steht noch immer und starrt vor sich hin: „I glaub' bald an alles, nur nimmer an was Guts und was Glücklichs! Sei's g'wesen was's will — jedenfalls bedeut's nix Guats. — I weiß nit, warum mir jetzt grad dös so schauerlich war. I hab' den Poschinger so gern g'habt, warum soll i doch erschrecken, wann i 'n sieh, — wenn's was Natürlichs g'wesen wär'? Warum wär'

er denn so unbeweglich hing'standen und hätt' mi ang'starrt und nix g'sagt? Und der Blick, den vergess' i nie, wie — wie vom a Wahnsinnigen!"

Im Stall wird es unruhig, Wiltraud horcht. „Was ist denn jetzt da wieder?"

„Vielleicht ist der Bräundl loskommen!"

„Da müss'n wir d' Latern' nehma und nachschau'n."

Sie holt die Laterne vom Sims und zündet sie an. Dann geht sie mit Steub den Weg durch die Küche und Futterkammer. Als sie in den Stall treten, pfeift ihnen ein starker Luftzug entgegen. Das Pferd reißt mit allen Zeichen der Furcht am Halfter und stampft unruhig hin und her.

„Siehst, dös Roß spannt auch was — und d' Geiß! Ma sagt ja, die Tier' thäten Geister sehen."

„Die Stallthür' ist offen und schlägt im Wind, dös hat die Viecher so derschreckt," erklärt Steub.

„Ja, wer hat denn dös aber 'than?" fragt Wiltraud erstaunt. „Hast du offen g'lassen?"

„I? Warum nit gar!"

„Und i weiß g'wiß, daß i sie zug'macht hab'," sagt Wiltraud kopfschüttelnd. — „Gott bewahr' ein'n, dös ist ja a Nacht wie im Advent! — Was mag sich da vorbereiten?" Sie schlägt ein Kreuz: „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!"

Steub ist jetzt selbst nachdenklich geworden, nur glaubt er nicht an Gespenster.

„Warum hast es denn aber auch nit ang'red't?"

„Wie's halt ist, wann ma so aus 'm Schlaf auffahrt, 's ist mir gar nix eing'fallen, was i sag'n könnt', und

schreien hätt' i a nit könne — i hätt' kein' Ton 'rausbracht!"

„Jetzt lass' i di aber nimmer allein!" sagt Steub, schließt und verrammelt die Stallthür und leuchtet in alle Ecken.

„Nur bis Gebetläuten bleibst bei mir, gelt? Nacher haben ja die bösen Geister kei Macht mehr!" sagt Wiltraud und geht wieder zur Leiche zurück.

Jetzt kommt kein Schlaf mehr in ihre Augen, während der Bursche auf der Ofenbank bald in festem Schlummer liegt.

Sie lauscht so gespannt, daß ihr das Blut in den Ohren siedet, — als müßte sie auf den leisen Tritt eines neuen Schrecknisses horchen.

„Geht's denn gar nie aus, lieber Gott?" fragt sie. „Wär' dös nit g'nug?" sie blickt auf den toten Bruder. Aber — Sebalds Sterben kam von Gott, der es so fügte, und Engel standen ihm bei, — was jetzt naht, sie fühlt es, das ist mit bösen Mächten in Zusammenhang und vor denen schaudert ihr! —

Da plötzlich zerreißt die Spannung und es ist, als zerrissen ihr alle Nerven mit, — ein Schuß vom Dorf her! — „Steub, Steub, wach auf!"

Der Bursche fährt schlaftrunken empor.

„Siehst scho wieder was?"

„Nein, aber 'n Schuß hab' i g'hört!"

„O mei, da werden s' oft schiaß'n in der Nacht, d' Jager oder d' Wilderer."

Wiltraud horcht: „Gott sei Dank, Gebetläuten!" Sie faltet die Hände und betet den englischen Gruß. Aber dann fleht sie: „Geh lieber, Steub — i bitt' dich, geh

ins Dorf und sieh nach, was g'schehen ist. I weiß nit, warum mich grad der Schuß so ängstigt!"

„Mei, weil d' heut nix thust als aufpassen, ob nix Gräußlich's passiert. 's ist dir ja nit zum in-übel-nehmen, arme Haut, wenn ma so was durchg'macht hat, wie du heut!"

„Steub — i bitt' dich!"

„Ja, ja, i thu' dir ja den G'fallen," sagt der Bursche, dehnt und streckt sich ein paarmal und macht sich auf den Weg. „Wann i nur wüßt', wo i hingeh'n müaßt, i ka doch nit jedem Wilderer nachrenna?"

„Im Dorf war's, im Dorf, Steub. I kenn's g'nau, a dumpfer Knall war's — nit wie a Weidschuß." Wieder horcht sie: „Heiliger Gott, da springen Leut' auf der Straß' unten, 'm Dorf zu — hörst's nit?"

Ja, er hört's auch. „Und g'schwind laufen s'!"

„Denen nach —! Nur gleich —," schreit Wiltraud, — „dös gilt dem Habermeister —!"

Jetzt ist Leben in Steub gekommen, wie der Blitz ist er auf und davon und hinter den Männern drein; es sind richtig Genossen. „He, wohin?" ruft er, „nehmt's mich mit."

„'s ist kei Zeit zu verlieren," — geben die zurück, ohne anzuhalten.

„Wo kommt's denn her?" fragt Steub, als er sie endlich einholt, im Laufschritt neben ihnen hintrabend.

„Von der Wasserscheid. Der Poschinger war 'n Augenblick dort — und hat sich heimlich vom Knecht den Stutzen scharf laden lass'n, und der Esel hat's erst g'sagt, wie er fort war, wir fürchten, er stellt was an."

Dem Steub schwindelt vor Entsetzen. So sollte Wiltraud doch recht haben?

Da saust auch schon ein Fuhrwerk an ihnen vorüber. „Habt's den Tenner von Kochel nit g'sehen?“ rufen die Darinsitzenden heraus.

„Nein, wir suchen ihn selber! Was ist's mit ihm?“

„Er hat sein'n Sohn erdrosselt —“ und weiter saust das Fuhrwerk.

Einen Augenblick stehen alle wie gelähmt — das war mehr, als selbst Männer ertragen können. — Tenner, der Edelste, Beste unter ihnen! Was sind dann sie alle, wenn ihr Bester ein Mörder ist? — Die Erde schwankt unter ihren Füßen, keiner kann ein Wort sprechen. — Nur ein Gedanke, eine Frage liegt auf aller Lippen: Wie muß es dem Mann gemacht worden sein, was muß der gelitten haben, bis er so weit kam? Und wie aus einem Munde bricht der Schmerzensschrei hervor: „Armer Tenner!“

„Jetzt nur fort, daß wir ihn noch erwischen, — vielleicht könna wir ihn in Sicherheit bringen, eh' ihn die andern finden!“ Und wieder setzen sie sich in Laufschritt, aber mühsamer und schwerer atmend als vorher.

„Warum seid's denn nit g'fahren, von der Wasserscheid 'ra?“ fragt Steub.

„Wir haben ja nit könnt, der Wirt hat ja der Wiltraud 's Fuhrwerk mitgeb'n!“

„O, Unglück und kei End'! Wenn dös die Wiltraud wüßt',“ jammert Steub, „daß sie schuld an dem Aufenthalt wär'! Ihren Bruder hat s' tot heim'bracht, und da hab' i's Wagerl steh'n lassen und bin bei ihr 'blieben.

ins Dorf und sieh nach, was g'schehen ist. I weiß nit, warum mich grad der Schuß so ängstigt!"

„Mei, weil d' heut nix thust als aufpassen, ob nix Gräußlich's passiert. 's ist dir ja nit zum in-übel-nehmen, arme Haut, wenn ma so was durchg'macht hat, wie du heut!"

„Steub — i bitt' dich!"

„Ja, ja, i thu' dir ja den G'fallen," sagt der Bursche, dehnt und streckt sich ein paarmal und macht sich auf den Weg. „Wann i nur wüßt', wo i hingeh'n müaßt, i ka doch nit jedem Wilderer nachrenna?"

„Im Dorf war's, im Dorf, Steub. I kenn's g'nau, a dumpfer Knall war's — nit wie a Weidschuß." Wieder horcht sie: „Heiliger Gott, da springen Leut' auf der Straß' unten, 'm Dorf zu — hörst's nit?"

Ja, er hört's auch. „Und g'schwind laufen s'!"

„Denen nach —! Nur gleich —," schreit Wiltraud, — „dös gilt dem Habermeister —!"

Jetzt ist Leben in Steub gekommen, wie der Blitz ist er auf und davon und hinter den Männern drein; es sind richtig Genossen. „He, wohin?" ruft er, „nehmt's mich mit."

„'s ist kei Zeit zu verlieren," — geben die zurück, ohne anzuhalten.

„Wo kommt's denn her?" fragt Steub, als er sie endlich einholt, im Laufschritt neben ihnen hintrabend.

„Von der Wasserscheid. Der Poschinger war 'n Augenblick dort — und hat sich heimlich vom Knecht den Stutzen scharf laden lass'n, und der Esel hat's erst g'sagt, wie er fort war, wir fürchten, er stellt was an."

Dem Steub schwindelt vor Entsetzen. So sollte Wiltraud doch recht haben?

Da saust auch schon ein Fuhrwerk an ihnen vorüber. „Habt's den Tenner von Kochel nit g'sehen?" rufen die Darinsitzenden heraus.

„Nein, wir suchen ihn selber! Was ist's mit ihm?"

„Er hat sein'n Sohn erdrosselt —" und weiter saust das Fuhrwerk.

Einen Augenblick stehen alle wie gelähmt — das war mehr, als selbst Männer ertragen können. — Tenner, der Edelste, Beste unter ihnen! Was sind dann sie alle, wenn ihr Bester ein Mörder ist? — Die Erde schwankt unter ihren Füßen, keiner kann ein Wort sprechen. — Nur ein Gedanke, eine Frage liegt auf aller Lippen: Wie muß es dem Mann gemacht worden sein, was muß der gelitten haben, bis er so weit kam? Und wie aus einem Munde bricht der Schmerzensschrei hervor: „Armer Tenner!"

„Jetzt nur fort, daß wir ihn noch erwischen, — vielleicht könna wir ihn in Sicherheit bringen, eh' ihn die andern finden!" Und wieder setzen sie sich in Laufschritt, aber mühsamer und schwerer atmend als vorher.

„Warum seid's denn nit g'fahren, von der Wasserscheid 'ra?" fragt Steub.

„Wir haben ja nit könnt, der Wirt hat ja der Wiltraud 's Fuhrwerk mitgeb'n!"

„O, Unglück und kei End'! Wenn dös die Wiltraud wüßt'," jammert Steub, „daß sie schuld an dem Aufenthalt wär'! Ihren Bruder hat s' tot heim'bracht, und da hab' i's Wagerl steh'n lassen und bin bei ihr 'blieben.

Jesus, wie's doch oft sein soll —!“ Der rasche Lauf macht jedes Weiterreden unmöglich.

Sie kommen ins Dorf. — Vor der Gendarmeriewachtstube hält das Gefährt der Kochler.

„Jetzt müss'n wir uns teilen, sonst verraten wir uns. Unregelmäßige Gruppen, je — zwei, drei. In dem Stadel beim Hochbräu kommen wir z'samm', — Losung: Poschinger!“ Und auseinander stiebt die Schar im Dunklen, wie eine Rauchwolke zerrinnt.

Steub nimmt mit noch zweien den Weg nach dem Rathaus. Bevor er dies erreicht, muß er am neugebauten Pfarrhof vorüber. Der untere Stock ist schon wieder bewohnt, alles ist beleuchtet. Grelles Licht fällt aus den Fenstern und der Hausthür auf eine große Ansammlung von Leuten, die herumstehen, der ganze Platz ist voll Menschen. Alle bücken sich zu einem Gegenstand am Boden herab, — hier muß etwas Schreckliches geschehen sein. — Wie im Traum erreicht Steub die Stelle. — Da liegt Tenner mit zerschmettertem Haupt, vor der Thür des Pfarrhofs. Der Schuß, den Wiltraud gehört, ist ihm mitten durch den Kopf gegangen, das Gewehr liegt neben ihm. Er scheint mit dem Fuß den Hahn abgedrückt zu haben, während er die Mündung gegen die Stirn gerichtet hielt; — das konnte er mit dem einen Arm thun. Am Hut, der nicht weit davon liegt, hat er einen Zettel befestigt, mit den großen Buchstaben geschrieben, die er mit der linken Hand zu machen gelernt, — für jeden lesbar. Und wenn der Pfarrer sich vom Fenster zurückzieht, dann drängen sich immer wieder Neugierige hin, die im Lichtschimmer der Hausthür das Testament des Toten entziffern.

Es ist an „Herrn Pfarrer Zwänger“ überschrieben und lautet:

„Du hast uns alle ins Elend 'neig'hetzt —
Ins Zuchthaus, in 'n Tod und am Schindanger z'letzt,
Jetzt bin i a Krüpp'l, zum Leben scho z' schlecht,
Zu nix mehr, als grad noch zum Totschieß'n recht.
Derweil i ja doch nur in d' Höll eini kumm,
Sell bring' i mi gleicherst vor deiner Thür um!
Und stolperst beim Außergehn über mei Leich',
Na denk' halt, 's war wieder a Habererstreich!“

Es sind freilich nur Habererverse, aber dem armen Mann, der sie gedichtet, waren sie bitterer, furchtbarer Ernst! Der Rugmeister sagt, er habe ihn des öftern mit seiner schwerfälligen Linken daran schreiben sehen, aber nie einen Blick in die Verse thun dürfen, denn der Unglückliche habe sie stets bei sich getragen. Jetzt sind sie offenbar und mit ihnen die ganze stillgetragene Qual eines zerstörten Lebens.

Ein alter Mann mit weißen Haaren kommt auch heran und bückt sich, die Schrift zu entziffern. Es ist der unglückliche Vater des gefallenen Florian Mayer. Er winkt die andern herbei und liest ihnen mit lauter Stimme das unheimliche Vermächtnis des Habermeisters vor. Und alle wiederholen im Kreis die einzelnen Schlagworte; sie gehen von Mund zu Mund; — auch ein Haberfeldtreiben, ein stilleres — aber gefährlicheres, als die andern, — denn hier treiben die Toten!

Die hohe, hagere Gestalt des Pfarrers wird wieder am Fenster sichtbar. Die Leute weichen scheu zurück.

„Warum er 'n nur nit wegthuat, den Vers?“ flüstert eine Frau, „dös nimmt mi wunder.“

„Freili thät er's, wann er könnt! Aber dös ist's ja grad! Vor d' Kommission nit da war, darf 'n niemand anrühr'n!" bedeutet sie ein Nachbar. „Nit a Stückl, was 'rum liegt. Alles muaß bleib'n, wie ma 'n g'funden hat!"

„Jetzt muß er dös alleweil hör'n, wie ma den Zettel liest? No, dös ist aber scho a nix Leicht's!" sagen andre.

„Aber g'sund ist's ihm —" sagt eine Stimme mit dumpfem Groll. Steub erkennt den Sprecher nicht. Aber plötzlich flüstert ihm der die Habererparole ins Ohr und verlangt die Losung. Jetzt erst sieht er, daß es der Rugmeister ist.

„Poschinger!" antwortet Steub.

Der Rugmeister winkt ihn aus dem Menschenknäuel heraus und deutet auf den Toten: „Der ist für uns alle g'storb'n!"

„Dös ist a Lektion für den Pfarrer," sagt einer von Steubs Gefährten. „Siehst 'n, wie er sich dervon druckt?"

„Ja," nickt Steub. „Und er ist sonst nit feig — uns alle, dreihundert Mann, hat er damals beim Treiben nit g'fürcht' — da hätt' er am liebsten totg'schlag'n sei mög'n, daß er recht g'habt hätt' mit sei'm Haß. — Aber mit dem Toten da, mag er nix z' schaffen hab'n!"

„Doch," flüstert der Rugmeister, „den wirst nix'n; — er war scho bei ihm und hat 'n ang'schaut, i bin der erst' auf'm Platz g'wesen und hab' alles mit ang'hört. Der Poschinger hat ja noch a paar Minuten g'lebt!"

„Was?"

„Ja! Wie der Pfarrer den Schuß g'hört hat, muß er glei 'raus sei, denn er war schon da, bis i komme

bin, weil er näher g'habt hat. Da hat er sich zu 'm niederbeugt und hat g'sagt: ‚Wer sind Sie?' und der Poschinger hat g'antwort': ‚Tenner heiß' i!' — ‚Warum haben Sie das gethan?' — ‚'s ist nimmer gangen.' — ‚Wollen Sie beichten?' hat der Pfarrer g'fragt. — ‚I bin a Haberer!' sagt der drauf. — ‚Wenn ein Haberer bereut, kann ich ihn absolvieren!' sagt der Pfarrer. — ‚Dös kann ich nit, i kann nit bereuen, was i nit für a Sünd' halt!' — ‚Nun, dann sterben Sie, wie Sie gelebt haben!' hat der Pfarrer g'sagt, ist aufg'standen und ins Haus eini. I bin dann glei zum Poschinger hin und hab' 'm helfen wollen. Aber da hat er nur noch 's Kreuz g'macht und mi ag'schaut — nacher ist er verschieden, — da im Arm von sei'm alten Rugmeister, wie a rechter Haberer sterben soll."

„Schau nur, wie er daliegt, — der schmerzliche Zug im G'sicht — was muß da alles vorganga sein," sagen die andern: „Du armer Sünder!"

Da nähert sich ein rascher Schritt. „Tenner, wo ist er, — ist was mit dem Tenner g'schehn? Allmächtiger Gott!" Gemming hat sich durch die Menge gedrängt und wirft sich bei dem Toten nieder. „Also so hat's mit dir enden müss'n, du edler, unglücklicher Freund. Und ich Narr, lass' 'n noch fortlaufen von zu Haus, um die Verfolgung aufzuhalten, damit er 'n Vorsprung kriegt! — Das also war dein Vorsprung — in die Ewigkeit 'nüber? Da können sie dir freilich nicht nach!"

„Herr Gemming, denkt an d' Leut'," warnt der Rugmeister leise, „uns z'lieb!"

Schon versammeln sich die Neugierigen um ihn.

„Ja, ja, du hast recht!“ stammelt Gemming und erhebt sich. „War die Kommission noch nit da?“

„Sie müass'n bald komme, ma hat 'n Wagen aufs Landg'richt g'schickt, daß er die Herrn glei mitnimmt.“

Gemming tritt mit den Haberern beiseite: „I war in Kochel. I wollt' sehen, ob dem Tenner nit z' helfen wär', denn die Verhältnisse konnt' er nimmer ertrag'n. Nicht nur das Weib hat ihn gepeinigt, sie hat auch sein Ansehen bei den Kindern so untergraben, daß die sich alles gegen den Vater erlaubt haben. Ich hätt' sie schon lang totg'schlagen an seiner Stell' — und nit nur eins, sondern alle miteinander. Aber er hat's immer in sich hinein g'fressen.“

„Ja, ja, i hab's a oft denkt,“ sagt der Rugmeister, „wie er dös aushalten mag. Alle Geduld hat doch amal 'n End!“

„Ja, so war's auch!“ erzählt Gemming weiter. „Am Freitag krieg' ich 'n Brief von ihm, der mich erschreckt hat, ganz wirr und unverständlich, so daß ich das Gefühl g'habt hab', da ist was nimmer in Ordnung,“ — er deutet auf die Stirn. „Ich setz' mich auf und fahr nach Kochel, find' ihn wie immer äußerlich ruhig, seh' aber gleich, daß es keine natürliche Ruh' ist, — ganz teilnahmlos war er. Mein Besuch hat ihn nicht g'freut. Er hat nicht g'fragt, wo kommst her, wo gehst hin? — Völlig stumpf! Auch die Nachricht vom Wirt auf der Wasserscheid, daß der Sebald freig'lassen ist, hat ihn nicht berührt, wo er doch sonst voller Interesse war, wenn's die Wiltraud betraf. Also, da war schon das psychische Gleichgewicht gestört und eine Katastrophe unvermeidlich. Das Weib

roh und gemein, die Kinder total verdorben, besonders der älteste, ein wahrer Schandbub', den 's ganze Dorf scheut, der echte Sohn seiner Mutter! Da konnt' 's ja nicht ausbleiben! Und 's kam noch schneller als ich geglaubt hab': Am Abend muß der Tenner den Buben auf irgend was Niederträchtigem erwischt haben. Ich sitz' drin in der Stuben und vernehm' plötzlich aus der Küche einen Wortwechsel zwischen Vater und Sohn. Es kommt so weit, daß der brutale Galgenstrick dem Vater ins Gesicht sagt, ‚er thue nichts, als ihnen 's Brot wegessen und sie müßten für ihn arbeiten!‘ Weiter fehlte dem unglücklichen Mann nichts mehr! — Das Weib keift dazwischen und gibt dem Buben recht. Ich versteh' nur abgerissene Sätz', aber ich merk', daß die beiden den Tenner rasend machen. — Ich geh' an die Thür, um im Notfall einzugreifen; da hör' ich noch die freche Stimm von dem Bengel: ‚Was willst denn du, du bist ja 'n Exkommunizierter, du darfst mir gar nix sagen!‘ Jetzt, — ein Schrei vom Tenner, wie wenn ein schlecht g'schlagener Stier sich auf seinen Peiniger wirft, — drauf lacht der Bub': ‚Du zwingst mi nit, du hast ja kei Kraft mehr!‘ ‚Meinst?‘ keucht Tenner. — Ein erstickter Laut vom Bub'n — plötzlich wird's still. — Da kreischt das Weib: ‚Jesus, was thust ihm denn? Laß 'n gehen, 's ist mei ältester Sohn!‘ Ich mach' die Thür auf und seh' grad noch, wie der Tenner den Rangen mit seiner einen Hand würgt und ihn der Mutter vor die Füß' schleudert: ‚Da hast dein' ältesten Sohn!‘ Dann reißt er den Stutzen von der Wand und stürzt fort. Das Weib wirft sich schreiend über ihren Bub'n. Ich sag' mir in dem Augenblick, jetzt gilt's vor allem, die Sach' so lang

vertuschen, bis der Tenner in Sicherheit ist. Ich untersuch den Buben, der ist richtig hin. Das Weib rast, denn grad der war ihr Stolz. — Aerger hätt' der Tenner sie nicht treffen können, wenn er sie selber totg'schlagen hätt', — das hat ihm der Instinkt des Wahnsinns ein'geben. Die andern Kinder kommen aus ihren Betten und heulen mit der Mutter — ich hab' nie was Grauenhafteres erlebt. Dann, wie die erste Betäubung vorüber ist, fängt das Weib an, um Hilf' zu schreien, als wenn das noch was nützen könnt' und zuletzt natürlich heißt's: ‚Mörder — haltet den Mörder!‘ Ich spring in den Stall und reiß dem Pferd ein Eisen 'runter, damit's unbrauchbar wird fürs Nachfahren. Bis die andern schwerfällig heimtrollen und ihre Gäul anschirren, dacht' ich, ist er längst über die Berge. — Dadurch hab' ich die Verfolgung aufg'halten, so lang's nur möglich war. — Dann bin ich fort auf die Wasserscheid, um die Sach' den Genossen mitzuteilen und Maßregeln zu Tenners Sicherung zu treffen. Dort hab' ich dann erfahren, daß er sich nicht in die Berge, sondern hierher gewendet hat und daß ihm der Knecht den Stutzen laden mußte. Da hab' ich auch gleich g'wußt, um was es sich handelt.“ —

Gemming schweigt, alles weicht jetzt auseinander — die Kommission erscheint auf dem Platz. Der Leichnam wird untersucht. Der Arzt konstatiert, daß kein Leben mehr vorhanden. Dann folgt die Aufnahme des Befunds. Endlich wird der Körper aufgehoben und zur gerichtlichen Obduktion weggetragen. Da Haberer und Selbstmörder aber nicht ins Leichenhaus kommen dürfen, wird er einstweilen im Gasthaus des Hochbräu untergebracht, — der

Habermeister tot im Hause Bissingers! Die friedlichen Bürger segnen und preisen die Gerechtigkeit dieser Fügung; Gemming aber macht eine Bewegung des Ekels: „Kameraden, — wie schrecklich 's auch ist, — sein wir froh, daß er's überstanden hat!"

Die Menge verläuft sich oder folgt dem Transport der Leiche zum Hochbräu.

Da sieht Gemming den Hut Tenners, der liegen geblieben: „Hier ist ja noch ein Zettel, den der Tenner geschrieben?" Er überfliegt ihn: „Hat den der Pfarrer gelesen?"

„I glaub nit," sagt der Rugmeister. „I hab' ihn immer beobachtet, er hat den Hut gar nit ang'schaut."

„Oder nicht anschauen woll'n!" murrt Gemming und hält den Hut unschlüssig in der Hand.

Es ist indessen Tag geworden und schon läutet's zur Frühmesse. Der Pfarrer kommt verspätet und eilig aus dem Hause. Gemming vertritt ihm respektvoll aber energisch den Weg: „Hochwürden entschuldigen — hier ist ein Zettel liegen geblieben, der an Sie adressiert ist. Ich halte es für meine Pflicht, Ihnen denselben zu überreichen."

„Ich bin zwar eilig, indes — geben Sie her!" Der Pfarrer liest und wird etwas blaß, aber er verzieht keine Miene. Als er fertig ist, sagt er kalt: „Allerdings war das wieder ein Habererstreich — da hat der Mann ganz recht! Guten Morgen!" Er lüftet das Käppchen und geht seinen Weg weiter.



Vierzehntes Kapitel.

Eingescharrt.

An der Glocke des Pfarrhofs schellt's. Fräulein Louis' öffnet. Vor der Thür steht eine gebeugte Gestalt: „Ist der Herr Pfarrer z' Haus?"

„Jesus, die Wiltraud! Hätt' Ihna beinah nit kennt, so schlecht sehen S' aus. — Nein, der Herr Pfarrer liest alle Tage um die Zeit die heilige Meß —!"

Eine Christin, der man so etwas erst sagen muß, ist schon dadurch allein gerichtet — Fräulein Louis' spart sich also jedes weitere Wort.

„I bitt' um Entschuldigung," sagt Wiltraud, „i weiß dös scho, aber i hab' d' Uhr noch nit aufzog'n, i bin gestern erst komme — und bei uns draußt hört ma's Läuten so schwer."

„Ach so, Sie waren ja solang auf der Wasserscheid im Dienst. Ist Ihna aber nit gut bekomme — 'm Aussehen nach! Was haben's denn da droben für 'n Einkehr g'habt? Treten's nur 'rein ins Sprechzimmer, der Herr Pfarrer wird wohl bald kommen."

„Warum seid's denn Des nit in der heiligen Meß?" fragt Wiltraud verwundert.

„I hab' 's Mädl 'neingehen lassen, weil i 'm Herrn Pfarrer heut 's Frühstück selber machen will, daß er 'n guten Kaffee kriegt, auf die Alteration. Er kann's brauchen! Da setzen's Ihna nieder," sie deutet auf einen Stuhl.

„I dank schön, i bin nit müad," sagt Wiltraud, „aber warum heißt's mi denn auf einmal ‚Sie'?"

„No, mein Gott, man betracht' dich eben gar nimmer wie zu uns g'hörig. Bist ja scho fast drei Vierteljahr in kei Kirch'n mehr komme!"

Wiltraud schweigt.

„No, jetzt hat's ja bald 'n End mit dena Haberer," sagt Fräulein Louis' in auffälliger Ideenverbindung, aber scheinbar ganz aus dem Stegreif.

„Warum?" fragt Wiltraud zerstreut.

„Warum?! No, wann amal der Habermeister tot ist — der hat sich doch heut nacht erschossen —"

Wiltraud nickt: „Ja, i weiß es!"

„So, das weißt doch schon — trotz deiner abg'legne Lag, wo d' kei Uhr schlagen hörst?"

„Es hat's mir einer von der Wasserscheid erzählt."

Fräulein Louis' schüttelt den Kopf: „Alleweil Herren-b'such?! Da geht's ja scheint's recht ungeniert zu!"

„Fräulein Louis' — mir ist gestern abend mei Bruder g'storben!"

„Dei Bruder ist g'storb'n — o — bedaure sehr. Wie ist denn dös gangen, so plötzlich? I hab' g'hört, er sei weg'n Kränklichkeit heimg'schickt worden."

Wiltraud sagt nichts weiter. Es ist ihr nicht ums Reden. — Fräulein Louis' sieht aber in dieser Verweigerung jeder näheren Auskunft eine beleidigende Absicht.

„Ja, ja, mit dena Haberer — die hab'n 'm Herrn Pfarrer schon viel Verdruß g'macht. Heut früh hat er g'sagt, wenn's so fort geht, reicht er sei G'such um Versetzung ein. 'm Herrn Pfarrer ist's schon so verleidt — so!"

Es läutet die Wandlung. Beide Frauen beten still mit. Wiltraud in Schmerz und Andacht versunken, die Pfarrersköchin gewohnheitsmäßig. — Sie streift das Mädchen mit halbem Blick und sieht, wie ihr die Thränen durch die Finger rieseln, mit denen sie das Gesicht vor der Gottheit verhüllt, die da drüben in der Kirche vorüberzieht.

„Ja, büß' du nur, das ist dir g'sund," denkt sie mit Genugthuung.

„So, jetzt wird der Herr Pfarrer gleich kommen," unterbricht sie das Schweigen, denn eine Pfarrersköchin weiß genau, wie kurz oder wie lang ein Gebet sein darf. So und so viel — nicht drunter und nicht drüber. Zu lang und inbrünstig beten gehört sich auch nicht, da könnte man allerhand denken, was eins auf dem Gewissen hat! Das muß alles vorschriftsmäßig geschehen, sonst wird's auffällig.

Neben dem Sprechzimmer ist die Küche. Fräulein Louis' geht hinaus und gießt den Kaffee auf.

„O mein Gott, mir zittern auch noch die Händ' von dem Schrecken," sagt sie, als sie das Frühstücksbrett hereinträgt. „Das war a Nacht! Die gedenkt mir mei Lebtag. Jesus, was gibt's doch für Leut'! was man sich nur Schlecht's denken kann: A Haberer, a Mörder und a Selbstmörder, alles mit'nander. Wo's nur in der Höll

noch 'n Platz haben für so viel schlechte Menschen! Jetzt nimmt sie's aber scho g'hörig mit die Haberer, z'erst den Florian, nacher den Habermeister und jetzt dein Bruder — 's wär nur z' wünschen, daß es alle so ging."

Wiltraud steht auf und nähert sich der Thür. „Fräulein Louis' — i will lieber draußt warten!" sagt sie, sich mühsam bezwingend.

„Ganz wie d' willst, du wirst ja am besten wissen, wo d' hing'hörst!" erwidert die Haushälterin giftig.

Wiltraud steht auf den Steinplatten des Hausgangs und wartet. Das Mädel, was die Fräulein Louis' unter sich hat, bringt die Nachricht aus der Kirche, daß der Herr Pfarrer nicht zum Frühstück heimkommt, er habe gleich zur Kommission in den Hochbräu hinauf müssen.

„Lieber Gott," jammert die Haushälterin drin in der Küche. „Der arme Herr, jetzt wieder so mit 'm nüchternen Magen 'rumspringe! Ach, der reibt sich noch ganz auf mit dena G'schichten, und hat doch kein Dank derfür. Schad' um den guten Kaffee."

Sie gehen aus und ein, über den Gang, — um Wiltraud kümmert sich keine mehr. — Das arme Geschöpf, das die Nacht an der Leiche des Bruders gewacht, ist zum Umsinken müd. Aber draußen ist kein Stuhl. Es geschieht ihr ja recht — warum ist sie so! Hätte sie der Fräulein Louis' vorgeweint und ihre Wunden zur Schau getragen, alle Einzelheiten der fürchterlichen Heimsuchung ausgemalt, wäre sie nur ein bißchen — gemeiner gewesen, dann wäre sie jetzt wohl dran. Es ist ja auch beleidigend, wenn so einer elenden Dirn nicht einmal was am Mitleid der Pfarrersköchin liegt! — Das wird sich bitter rächen.

Endlich kommt der Pfarrer heim, abgespannt und verstimmt. In dem dunkeln Gang, der kein eigenes Fenster, nur ein Oberlicht von der Hausthür hat, geht er an Wiltraud vorbei, ohne sie zu bemerken. Wiltraud redet ihn nicht an. Sie sieht, daß er überanstrengt ist, und will warten, bis er ausgeruht hat.

Drin im Zimmer nötigt ihm die Haushälterin das Frühstück auf, während er es einnimmt, flüstert sie ihm zu: „Draußen steht die Wiltraud! I bitt' Ihna, Herr Pfarrer, heut nacht hat's schon wieder ein'n bei sich g'habt — trotzdem, daß ihr Bruder g'storben ist. Dös könne doch der Herr Pfarrer nimmer leiden!"

„Schamlose Person das — ganz verloren!" sagt der Geistliche stirnrunzelnd.

„Ja — und dann — fragen doch der Herr Pfarrer, wo denn der Sebald versehen worden ist?" tuschelt sie ihm noch schnell ins Ohr.

Der Pfarrer, der immer sehr wenig genießt, läßt das begonnene Frühstück stehen: „Rufen Sie die Person herein!"

„Du sollst 'reinkomme!" sagt die Haushälterin und zieht sich dann diskret zurück, um an der Thür zu horchen,

„Grüß Gott, Hochwürden Herr Pfarrer!"

„Guten Tag! Du wünschest?"

„I hab' den Tod von mei'm Bruder ansag'n woll'n."

„Wart' einen Augenblick!" Der Pfarrer geht an ein Stehpult, wo ein großes Buch liegt, und schlägt eine Seite auf: „Aha, Sebald Allmeyer, geboren 2. Februar 1848 —" er nimmt die Feder: „Gestorben?"

„Gestern, am 13. Juni."

Der Pfarrer schreibt ein: „13. Juni 1867. Wo?"

„Auf 'm Weg zwischen Penzberg und Heilbrunn."

„Versehen?"

„Nein!"

„Wieder einer! Der Vater nicht, und nun auch der Sohn nicht."

„Aber Hochwürden, i kann ihn doch auf der Landstraß nit versehen lassen."

„Ja, einen Grund habt ihr immer, ihr Allmeyers, das ist man bei euch schon gewohnt. Als ob du nicht mit ihm beim Pfarrer von Bichl, wo du ja durchkamst, hättest halten können!"

„Da hab' i ja noch nit g'wußt, daß er so g'schwind stirbt."

„Und das wäre wohl ein großes Unglück gewesen, wenn er ein paar Stunden zu früh versehen worden wäre?"

Wiltraud schweigt.

„Wann hat er denn zuletzt im Gefängnis gebeichtet?"

„Dös weiß i nit, Hochwürden."

„Hast du ihn nicht gefragt?"

Wiltraud schüttelt den Kopf.

„Natürlich! Nach so gleichgültigen Dingen wie Beichte und Kommunion, fragt man nicht. Nach allem andern eher, als danach!"

„Er hat's Blutbrechen g'habt, wo er ankommen ist."

„Nun? Umsomehr hättest du ihn fragen sollen!"

„I hab 'n halt nit scho im ersten Augenblick derschrecken woll'n. Da hätt' er glei g'sehn, daß es schlecht mit ihm steht. Er hat mi so viel derbarmt!"

„So — aber seine arme Seele hat dich nicht erbarmt, wenn sie um ihr Heil kommt?"

„O Hochwürden, so grausam wird unser Herrgott nit sei!“

„Meinst du? Nun ja, ihr wißt ja alle mehr vom lieben Gott, als wir Geistlichen, die Theologie studiert haben. — Euresgleichen nimmt sich's nicht schwer; das macht sich so einen bequemen, zweideutigen Herrgott zurecht, wie es ihn braucht, der nichts zu thun hat, als euch eure Sünden zu verzeihen!“

„O Hochwürden, die Sünden, die der Sebald auf 'm G'wiss'n hat, sind leicht z' verzeihen!“

„Hast du darüber zu entscheiden, oder ich?“

„I mein halt, so viel kann ma doch von sich selm wissen!“

„Also braucht ihr auch keinen Seelsorger mehr, wenn ihr euch untereinander selbst absolvieren könnt.“

„Mei! Wenn wir schlecht über 'n andern urteilen, heißt's, wir soll'n nit richten — und wenn wir einen in Schutz nehmen, nacher ist's 'm Herr Hochwürden vorgriffen! Z'letzt sollt ma gar kein'n, nit den eignen Bruder mehr lieben und achten, als wo's der Herr Pfarrer erlaubt?“

„Allerdings, das wäre auch das Beste für euch!“

„Da dürft ja niemand kei eigens G'wiss'n mehr hab'n!“

Der Pfarrer sieht Wiltraud an mit einem Blick, daß sich ihr das Herz zusammenzieht.

Man sollte meinen, ihr bleiches Schmerzensgesicht, ihre Schönheit hätte in den Augen eines sterblichen Menschen für sie bitten müssen. Aber für diesen Herrn gibt es keine Schönheit und kein Mitleid. „Sieh, sieh — so spitzfindig ist eure Habererschule,“ sagt er mit einer Kälte, die schlimmer

ist, als die maßloseste Heftigkeit. „Du sprichst vom Gewissen, — eine Person, die längst mit Pflicht und Gewissen brach, die sich um kein Gesetz der Kirche und der Sitte mehr kümmert?“

Wiltraud stürzen die Thränen aus den Augen: „Herr Pfarrer, was hab' i denn than, daß Des so was sagt's?“

„Nun — beispielsweise — wie oft hast du seit deines Vaters Tod gebeichtet?“

„Einmal an Ostern!“

„Wo?“

„In Wackersberg, drent von der Wasserscheid.“

„Aha — wo man dich nicht kennt! Hast du kommuniziert?“

Wiltraud blickt zu Boden: „Nein!“

„Warum nicht?“

„I bin was g'fragt word'n, was i nit hab' sag'n können, weil i's versprochen hab', und da bin i nit absolviert word'n.“

„Das mag was Schönes gewesen sein!“

Wiltraud zuckt zusammen, faßt sich aber wieder und sieht den Pfarrer gerade an: „Hochwürden, weg'n mir hätt' i's ruhig sagen dürfen — aber weg'n dem andern nit.“

„Also ein Mangel an Vertrauen.“

„Auch nit — bloß weil i's halt versprochen hab'! Und a Versprechen muß ma doch halten — nit?“

„Ja, besonders bei den Haberern! Die verstehen es, Verschwiegenheit zu erzwingen. Da sind wir alle ohnmächtig dagegen.“

„I laß mi zu nix zwingen, was i nit thun will.“

„Da haben wir wieder die Selbstherrlichkeit! Wie

wird es aber damit stehen, wenn ich dich frage, wer die Männer sind, die du wochenlang bei dir beherbergt hast?"

„Dös kann i scho sagen, Hochwürden: der Tenner war's, der Habermeister, der tot drüben beim Hochbräu liegt. Dem thut's nix mehr, wann i's sag'."

„Dem nicht — aber vielleicht einem andern?"

„Hochwürden — ausforschen laß i mi nit!"

„Gut, dann kommen wir direkt auf den zweiten Punkt, von dem ich vorhin sprach: den der Sittlichkeit. — Du mußt nicht glauben, daß dein Treiben da draußen auf der Mühle noch ein Geheimnis ist! Du hast heute nacht wieder einem Unbekannten Unterschlupf gegeben, ich müßte mich vor der ganzen Gemeinde schämen, wenn ich ein solches Benehmen von einem ihrer Mitglieder duldete. — Ich will nicht sagen, was ich davon denke, ich habe es längst aufgegeben, mich mit dir zu beschäftigen, aber ich habe dafür zu sorgen, daß wenigstens der Schein gewahrt wird. — Wenn es also noch einmal vorkommt, daß ein Mann bei dir, einer alleinstehenden Person übernachtet, so bin ich genötigt, dem Vorsteher die Sache zur Anzeige zu bringen. — Adieu!"

Er dreht Wiltraud den Rücken, als ob sie nicht mehr im Zimmer sei und geht an sein Stehpult.

Wiltraud aber rührt sich nicht. Es ist als habe sie der Schlange ins Auge geblickt, von der man fabelt, daß sie ihr Opfer erstarren mache, bevor sie es vernichtet. — Also, so sprach man von ihr? Sie, die sich rein wußte vor Gott und Menschen, stand schlimmer da, als eine Gefallene, die mit ihrer Reue um das Mitleid der Menschen hausieren geht!

„Hochwürden — wer hat mir dös aufbracht?“

„Ich denke, die Reihe zu fragen wäre an mir, wenn ich überhaupt noch Zeit für dich übrig hätte; ich sagte dir aber bereits Adieu!“

Wiltraud steht unbeweglich: „Hochwürden, wer dös 'thun hat, der ist schlechter als a Haberfeldtreiber, denn der sagt's die Leut' wenigstens ins G'sicht und nit hinterm Rucken, daß ma sich nit verteidigen kann.“

„Nun, die Gelegenheit wäre dir ja gegeben, wenn du nicht allen Aufschluß verweigertest. Solange du aber das thust, mußt du dir jede Deutung deines Benehmens gefallen lassen.“

Wiltraud sieht ihn scharf an: „Ja, Hochwürden, da habt's recht!“

Beide schweigen. Der Pfarrer beschäftigt sich wieder mit Eintragen. Nach einer Weile wendet er sich um: „Nun also, was wünschest du noch?“

„I hab' ja noch nit g'sprochen, weg'm Begräbnis?“

„Was ist da viel zu reden? Morgen abend, wenn es dunkel wird, laß ich ihn holen.“

„Wie?“ sagt Wiltraud, die ihn nicht verstanden zu haben glaubt.

„Morgen abend wird der Schreiner den Sarg bringen und dann kommt er hinaus.“

„Ja, soll er denn ins Leichenhaus?“ fragt Wiltraud befremdet. „I will ja erste Klasse für ihn zahlen.“

Nun sieht der Pfarrer sie seinerseits erstaunt an: „Für den Sebald? Das würde ich überhaupt nicht gestatten, wie sollte ich denn die bessern Leute begraben, wenn ich solche wie ihr erster Klasse begrübe? Und dann ver-

gißt du die Hauptsache, daß dein Bruder ein Haberer war, der ohne Beichte und Absolution starb und also das christliche Begräbnis verscherzt hat."

Jetzt ist der Streich gefallen, der die junge unbeugsame Krone zerschmettert und tief ins Mark hinein die tödliche Wunde reißt.

„Herr Pfarrer — Hochwürden —," stammelt Wiltraud, „nein, nur dös nit! Den Sebald, den unschuldigen, wie 'n Verbrecher —! Jesus, Maria, — wenn noch 'n Erbarmen in Euch ist, so thut mir dös nit!"

„Nun, ich denke, das ficht solche Freigeister wie ihr nicht an. Wenn man bei allem den Pfarrer entbehren kann — wird es wohl bei dieser Gelegenheit auch nicht drauf ankommen."

„Herr Pfarrer, i versteh' schon, wo's 'naus wollt's. Aber Des irrt's Euch. I bin kei so schlechte Christin wie Des meint's, i kann's ja nit so sag'n — und Des wollt's nit glaub'n, daß ma doch im tiefsten Herzen an unsrer heiligen Kirch hängen kann, wann's auch äußerlich nit den Anschein hat. — Hochwürden i — bitt!" Und keines Wortes mehr mächtig, in Thränen ausbrechend, stürzt sie vor dem Pfarrer nieder und drückt einen Kuß demütigsten zitternden Flehens auf seine knöcherne Hand.

Er entzieht sie ihr — nochmals hascht sie danach, blind vor Thränen — wie nach dem letzten Halt: „Erbarmen —!"

„Mein Gott, führen wir doch nicht solche Scenen hier auf! Was nützt mich diese Reue, jetzt, weil nicht alles nach deinem Wunsch geht, das hat keinen Wert. Zuerst sich gegen den Pfarrer auflehnen, die Sakramente ver-

schmähen — und dann, wenn man den Ernst sieht, um Gnade betteln. Das ist wohlfeil!"

Wiltraud schnellt empor. Sie ist wie verwandelt. Ein eiserner Trotz liegt auf ihrer Stirn. Ihre Brauen sind drohend zusammengezogen. Eine gewaltige Bewegung verrät sich in ihrem Wesen —

„Ich muß mir wiederholt jedes excessive Benehmen als unstatthaft verbitten!" sagt der Pfarrer, einen Schritt zurücktretend und richtet sich zu seiner vollen Höhe auf. „Ich thue meine Pflicht, wie sie mein Amt mir vorschreibt nicht mehr und nicht weniger — das könnte man nachgerade von mir wissen. — Und nun aber ernstlich: Adieu!"

Wiltraud verläßt das Zimmer.

„Das hat amal lang gedauert — der arme Herr Pfarrer —," sagt Fräulein Louis', als sie die Versicherung am Schloß der Hausthür öffnet. Wiltraud würdigt sie keines Blickes.

Auf der Straße rennt sie an jemand an — eine breite Brust hält ihrem Anlauf stand — ein unbegreifliches Gefühl überströmt sie dabei, aber so schnell läuft sie, daß keine Zeit für ein Wort ist. Erst in einiger Entfernung kommt es ihr zum Bewußtsein, daß es Lenz war, der ihr nun staunend nachblickt.

So erreicht sie die Mühle, und als sie ins Zimmer tritt, wo die friedliche Leiche und der treue Kamerad Steub ihrer harrt, sinkt sie schluchzend zusammen.

Lange kann sie nicht zu Atem kommen, ihr Herz hämmert, daß man's von weitem hört. Und als sie endlich wieder ruhiger geworden, verfällt sie in ein tiefes Brüten.

Erst gegen Mittag erzählt sie dem Freund, was ihr widerfahren. — Der ballt die Faust nach dem Pfarrhof zu. Aber, was kann das alles helfen: Sebald, der Heilige, Reine, dessen Seele im Himmel ist, wie der Himmel vorher in ihr war, wird hinter der Kirchhofsmauer, auf dem „Wasen" liegen, dem Tummelplatz der Hunde. — „Und i sag' dir, Steub, es g'schieht nit — es kann und darf nit g'schehn!"

„Arme Traudl, was willst denn machen?"

„Dös weiß i nit — i weiß nur, daß i's nit duld', nie und nimmer — und wenn's mich mei Leben kost!"

„Geh, sei g'scheit, gegen die G'walt laßt sich nix thun!"

„Wer weiß! I bin nit umsonst in der Habererschul g'wesen — 's wird mir schon was einfallen." — Und wieder versinkt das gefolterte Geschöpf in ein stummes Grübeln, das dem Steub unbegreiflich und beängstigend ist.

„Der Doktor war da, derweil du fort warst."

„So, was hat er g'sagt?"

„Den Totenschein hat er ausg'stellt, und dadrüber könnst dich beruhigen, der Sebald hätt' doch nicht länger g'lebt, wann er auch nit im G'fängnis g'wesen wär'."

„Wirklich? O Gott, doch wenigstens ein Trost, daß dös nit d' Schuld ist!" sagt sie erleichtert aufatmend. „Du, Steub, du mußt jetzt auf d' Wasserscheid, der Wirt braucht's Pferd. Du hast's g'sehen, was für a Unglück draus entstanden ist, daß sie's nit g'habt haben, um dem Tenner nachz'fahren."

„Gönnen wir ihm die Ruh'," sucht Steub sie zu trösten.

„Nein, Steub, die Ruh', die sich a Selbstmörder erkauft, können wir nit unserm Feind gönnen. I weiß wohl, der Tod ist's größte Unglück nit — aber so a Tod, der ist's. Jede andre Sünd kann ma büaß'n, weil ma noch lebt, aber die nit, denn mit der ist alles aus!"

„Traudl, er hat's im Irrsinn 'than, der Doktor hat's g'sagt, — der hat'n sekziert — da kannst's ihm verzeihen."

„Und nachd' müss'n ma noch erst 'n Herrn Pfarrer frag'n, ob ma dös dürfen!" murmelt Wiltraud mit bitterem Hohn.

„Traudl, jetzt werd' mir nur nit du a no tiefsinnig," sagt Steub besorgt.

„Sei ruhig! 'n Augenblick war's mir beim Pfarrer dadrin, als wär' alles brochen in mir, — aber nacher hab' i g'spürt, daß es doch nit so ist. Geh jetzt, spann ein und sag dem Wirt 'n schönen Gruß von sei'm Augentrost, der sich bal' selber nimmer z' tröften und z' helfen weiß!"

„Also i geh', aber heut abends komm' i doch wieder!"

„Nein, dös darf nimmer sei. Dadrin hat der Pfarrer scho recht — es schickt sich nit, daß a lediger Bursch bei 'n ledigen Madl im Haus schlaft."

„Dös braucht's auch gar nit, 's ist ja der schönste Sommer. I hab' scho oft weg'n ra Habereršach' im Winter ganze Nächt im Freien zubracht, warum nit wegen deiner?" Ohne eine Antwort abzuwarten, geht er in den Stall, spannt ein und fährt lustig mit der Peitsche knallend davon. Denn solch ein junges Blut trauert nicht lang und mitten in der Umgebung von Schmerz und Tod freut es sich seines Lebens.

Wiltraud ist nun allein — sich selbst überlassen. Unabläßig arbeitet ihr empörter Geist, eine Möglichkeit zu finden, das Furchtbare abzuwenden, das nicht geschehen darf. Tausenderlei Pläne gehen ihr durch den Kopf. — Aber nach und nach gewinnt ein Gedanke Gestalt, — ein düsterer, wunderlicher Gedanke! Manchmal prüft sie sich selbst, ob sie nicht wahnsinnig ist, daß ihr so etwas einfällt? Dann wiederholt sie alles, was sie in der Schule gelernt und in der Christenlehre. Und was ihr Vater mit ihr gesprochen und wie dies und jenes war, — nur um sich zu überzeugen, daß ihr Gedächtnis noch in Ordnung sei. Es versagt ihr nicht den Dienst, also ist auch dieser Einfall keine Ausgeburt eines erhitzten Geblüts! Nein, nur Liebe für den Bruder ist's, — und Trotz gegen den, der ein hartes Gesetz unbarmherzig ausübt! — Aber fremdartig schaut der Plan sie an, wie die Augen des unglücklichen Tenner sie heute nacht anstarrten. Tenner gehörte bereits dem Tod und deshalb graute ihr vor ihm, wie vor etwas Unnatürlichem. Ebenso gespenstisch erscheint ihr auch der Entschluß, der in ihr reift. Ehrwürdige Geister steigen vor ihr auf und rufen ihr zu: „Wiltraud, was willst du thun? Heilig ist der Friede des Grabes!“

Sie schauert zusammen, wie eine Verbrecherin vor sich selbst. Stunden gehen hin in schwerem Kampf. Aber die Liebe siegt. Und gilt sie auch einem Toten — die Liebe ist lebendig, vor ihr weichen alle Gespenster. „Nein, nein, dei Traudl laßt dich nit in ung'weihter Erd' liegen, du guter Engel du! Werd' draus was will!“ ruft sie entschlossen.

Da klopft es an die Thür und ein paar alte, arme

Verwandte kommen, dem Toten 's Weihwasser zu geben, sonst traut sich niemand heraus, weil er nicht christlich begraben wird und — wegen dem Herrn Pfarrer!

Als am Abend Steub zurückkehrt, findet er Wiltraud auffallend verändert. — „Du kannst auch droben schlafen, es ist mir alles eins," sagt sie, als wäre sie mit ganz andern Dingen beschäftigt, gegen die alle kleinlichen Rücksichten verschwinden. Steub betrachtet sie verwundert.

„I weiß nit, du kommst mir heut abend so groß vor, macht's die Dunkelheit da im Hausgang? Grad als wärst noch g'wachsen. Bist doch a g'waltige Dirn!"

„Ja, ja, 's gibt auch g'waltige Arbeit im Leben, wo nit a jed's thun könnt." Sie spricht es mit einem so seltsamen Ausdruck und geht so langsam und schleppend vor Steub her ins Zimmer, daß der Bursch kopfschüttelnd sagt: „Du machst ja a G'sicht, als hättst wieder 'n Geist g'sehn, oder als wär dir's nit wohl?"

„Doch, doch — 's wird alles recht werden, — der liebe Gott wird mir beistehen, mei'm unschuldigen Bruder z' lieb, daß i's vollbring."

„Wiltraud, was hast im Sinn?"

„Frag mich nit. — Ich muß noch mit mir zu Rat gehen, ob's recht ist?"

Sie stützt den Kopf in die Hand und bleibt wieder in Nachdenken versunken.

„Darf i dir nit helfen?"

„Nein, wenn i's thu, dann thu' i's allein. I will kein Mitschuldigen haben!"

„Da weiß ma gar nit, was ma denken soll. Wiltraud — mir ist angst um dich!"

„Geh jetzt in dei Kammer und red' nimmer — es hilft dich doch nix!"

Steub gehorcht scheinbar. Doch es läßt ihn oben nicht ruhen. Auf leisen Sohlen schleicht er wieder herunter und durch den Stall, wo Tenner gestern seinen Weg genommen haben mochte, hinaus. — Er kann von draußen leicht durchs Fenster hereinsehen und Wiltraud überwachen. — Aber seine Sorge war unnütz. Sie sitzt die ganze Nacht regungslos bei der Leiche. Als es tagt, steht sie von dem Schemel auf und geht an ihr gewohntes Tagewerk. — Steub ist zufrieden, er hat sich überzeugt, daß sie nichts Gewaltsames vorhat, — so kann er sie ruhig verlassen. Denn heute ist Samstag, wo abends die Haberer auf der Wasserscheid zusammenkommen, da möchte er nicht fehlen, wenn es irgend geht. Den Tag über beobachtet er Wiltraud noch scharf. Er bittet sie, ganz gegen seine sonstige bescheidene Art, um Frühstück und Mittagessen — und belauscht ihr Hantieren. Sie macht alles so pünktlich und gelassen, als gäbe es nichts Wichtigeres in dem Augenblick. — Sie scheint sich alle die aufgeregten Gedanken aus dem Kopf geschlagen zu haben. — Auch als der Doktor zur zweiten Totenschau kommt, findet er sie „merkwürdig gefaßt".

Der Nachmittag ist vorüber und die schwere Stunde rückt heran.

Wiltraud hat ihr schwarzes Gewand angethan und steht wartend neben dem Bruder. Leise, zärtlich flüstert sie ihm zu, als müsse sie den Toten wegen eines stummen Bangens beschwichtigen: „Sei nur ruhig, 's dauert ja nit lang — nacher kommst in dei recht's Bett'l zum Vater, — da sind wir dann alle drei beisammen, wenn i auf

eurem Hügel bet' und niemand ahnt unser still's, heimlich's Glück!"

Ein schwerer Schritt naht sich der Thür — es ist Gemming. „Mei arm's Kind!" sagt er ernst, „jetzt hat dich das auch noch treffen müssen. — Ich komm', um unserm jungen Freund 's Geleit zu geben —"

„Dös ist brav, Herr Gemming — und sieht Euch ganz gleich, daßt 's Euch nit genierts, mit uns zum Einscharren z' gehen, — dös thät nit a jeder!" Sie reicht ihm die Hand. Gemming sieht sie teilnehmend an.

„Eben drum bin ich da. I denk', in so einer schweren Stund' sollt' jemand bei dir sein."

„I dank' Euch recht schön. Aber weg'n dem thät's nit not — i bin ganz ruhig."

Steub kommt herein und winkt Gemming.

„Jetzt —"

Sie treten beide zu Wiltraud hin, wie um sie vor einer Unbill zu schützen, — sie hätten am liebsten gehabt, daß sie es nicht sähe und nicht höre: Ein Karren rumpelt den Berg herauf und hält vor dem Haus. Wiltrauds Augen sind unverwandt nach der Thür gerichtet, die Freunde umfassen sie vorsichtig, um sie zu halten, wenn es nötig wäre.

Der Schreiner und ein Gehilfe schleppen einen leicht zusammengenagelten Bretterkasten herein.

„So da ham ma die Truch'n!"

Wiltraud steht aufrecht. Nur ein leises Frösteln überläuft sie und das Gesicht wird fahl und starr.

„Grüaß Gott!" sagt der Schreiner.

Die andern erwidern den Gruß für Wiltraud.

„Da greif an," befiehlt der Meister dem Gesellen. Sie wollen die Leiche aufheben.

„Halt," ruft Wiltraud, „niemand rührt ihn an als ich!" Sie geht hin, umschlingt den zarten Körper mit beiden Armen und hebt ihn auf. „Aber der Sarg ist ja ganz leer? O, i bitt' euch, leg jemand das Kissen und die Decke hinein. Ich halt' den Bruder derweil."

„Ja mei," brummt der Schreiner roh, „bei dera Nummer gibt's kei Sterbkissen."

„B'halt dein dummes Gewäsch für dich," fährt Gemming den stumpfsinnigen Menschen an.

Wiltraud legt behutsam den Körper in die Truhe. Aber zuvor drückt sie ihn noch einmal an die Brust. „Wart nur — i hol' dich!" flüstern ihre Lippen, allen unhörbar, dem Toten ins Ohr. — Noch einen Blick auf das bleiche liebe Gesicht, — der Sargdeckel wird drübergestülpt. Das ist geschehen, ehe man's denkt, denn er ist nur eingezapft und wird nicht genagelt. — Dann fassen der Schreiner und der Gehilf die Stricke, die oben und unten als Griff dienen und heben den Sarg auf. Gemming und Steub treten aber wie aus einem Impuls dazwischen und nehmen die leichte Last auf ihre Schultern. — So tragen sie ihn hinaus. Wiltraud folgt. Draußen steht der Karren vom „Wasenmeister" mit einem elenden Klepper davor, obendrauf sitzt der Knecht, einen Cigarrenstummel im Mund. Der Sarg wird auf den Karren geladen. Der Knecht knallt mit der Peitsche und will im Trab davonfahren.

Wiltraud schließt die Augen, damit sie's nicht sehen muß. Gemming aber greift dem Knecht in die Zügel.

„Untersteh dich und fahr mit einer Leich, wie wenn's a toter Hund wär'!"

„Ja! Dös darf ma mit so ei'm!"

„Schritt! sag' ich — und Achtung vor dem Toten!" donnert Gemming ihn an, „oder ich schlag' dich vom Bock 'runter und führ 's Pferd selber."

Der Knecht erschrickt vor dem zornigen Mann und hält das Pferd zurück. Wiltraud kann ihm von Steub geführt folgen. So ziehen sie im Dorf ein.

„Wie schrecklich, daß es mit dene Allmeyers so weit kommen ist, 's waren so g'achtete Leut'!" sagen ein paar Männer, als der traurige Zug an ihnen vorbei geht.

„Jesus, Jesus, da bringen sie den Allmeyer Sebald!"

„Anner, anner — auf 'm Karrn!" flüstern die Weiber.

„Lauft, lauft! Nachd' seht's ihn abladen!" schreien die Kinder froh des ungewohnten Schauspiels und rennen vor dem Wagen her. Immer neue kommen dazu, aus allen Gassen des Dorfs und da es noch völlig Tag ist, — obgleich der Pfarrer versprochen hatte, daß Sebald erst unter Lichtzeit begraben würde, — ist das schmachvolle Schauspiel für alle Welt sichtbar. — Ein Spießrutenlaufen! Die Freunde führen zu beiden Seiten Wiltraud. Sie blickt nicht rechts noch links, aber sie sieht doch die Finger, die auf sie zeigen und die Reden aller der Gaffer umschwirren sie wie Geißelhiebe. „Halt aus, arme Seel'!" trösten die Freunde. Sie erwidert nichts. Nur ihre kalten, zitternden Hände verraten die stumme Qual ihres Herzens. — Still, mit niedergeschlagenen Augen zieht sie ihres Wegs hinter dem Karren her. — Auch ein Kreuzweg! — Jetzt taucht die Kirchhofsmauer auf.

Das Ziel ist erreicht. — Der Gottesacker liegt etwas erhöht, ringsum die Kirche einschließend. Eine fünf Fuß hohe Mauer trennt die geweihte Stätte vom profanen Leben. Außerhalb der Mauer an der Straße liegt ein unbebauter Streifen Feld, — der „Wasen". Nicht weit hinter dem Friedhof ist eine kleine Kranzwirtschaft für die Leute im „untern" Dorf. — Alles steht unter der Thür und „paßt" —!

Hier hält der Wagen. Der Totengräber wartet schon. Das Grab liegt offen da, wie eine Wunde. Die Freunde lassen es sich nicht nehmen, sie heben den Sarg selbst herunter und tragen ihn zur Gruft. Wiltraud geht ihn treulich mit, den Gang der tiefsten Schmach. Von drüben beim Kranzwirt zischelt's und raunt's herüber, das Gewirr von vielen Stimmen, welche so schlimme Dinge reden, daß sie nicht laut gesagt werden können.

Wiltraud hört alles.

Der Sarg wird eingesenkt, — das Grab zugeschüttet und wie die Schollen der ungeweihten Erde auf den Bruder niederrollen, so ist ihr, als fiele jetzt die Schande donnernd über sie her und begrabe sie und ihr ganzes Leben. — Es wird ihr auch so dunkel vor den Augen, als läge sie mit da unten — und jetzt — weiß sie nichts mehr.

„Wiltraud, um Gottes willen, — sie bricht zusammen!" ruft Gemming und hält sie im Sturz auf.

„'s war halt doch z'viel," jammert Steub.

Gemming winkt ihm: „Wasser — nur schnell — daß wir der Bande da drüben nicht das Schauspiel geben. Sie ist stark, sie wird sich gleich wieder erholen —"

Steub ist wie der Blitz hinübergelaufen und kommt

mit einem Glas Wasser und etwas Branntwein zurück, den ihm die Wirtin mitgab. Gemming reibt Wiltraud die Schläfe damit ein. — Er hält die leblose Gestalt immer aufrecht in den Armen, damit denen da drüben nicht der Gefallen geschieht, sie erliegen zu sehen. So bringt er sie, ohne daß es ein besonderes Aufsehen macht, zum Bewußtsein. — Sie öffnet langsam die Augen. „Ach — muß i denn wieder aufwachen?“ sagt sie so schmerzlich, daß es beiden Männern tief zu Herzen geht.

„Wiltraud, komm, nimm dich zusammen,“ redet Gemming ihr zu: „Wir sind ja bei dir, — wir sind freilich nichts B'sonders, aber immerhin 'n paar gute Freund, die dir beistehen, wann du willst. — 's werden auch wieder andre Zeiten kommen! Das kannst du einem, den 's Leben so 'rumg'worfen hat wie mich, ruhig glauben.“

„Meinst nit, du könnst jetzt heimgehen?“ fragt Steub.

„Ja, ja, gleich,“ sagt Wiltraud zögernd, „i will nur noch 'm Totengräber was geben — gleich komm' i!“

Sie zieht ihr Geldbeutelchen aus der Tasche und winkt den Freunden zurückzubleiben. Dann geht sie drei Schritte weit zum Totengräber hin, drückt ihm etwas in die Hand und fragt rasch und leise: „Bist g'wiß recht müd'? Dös ist a'n Arbeit, so a Grab aufz'machen!“

„Ja, ja!“ antwortet der Alte.

„Wie lang brauchst denn zu so 'n Grab?“

„Bei dem steinigen Boden, je nachdem 's halt trocken oder naß ist — fünf bis acht Stund' — „

„Heut regnet's noch, gelt?“

„Denk' wohl, daß 's auf d' Nacht a Wetter gibt.“

„Wiltraud, du g'hörst jetzt heim in dei Ruh'!“ mahnt Steub.

„I bin scho fertig!“ Wiltraud sieht noch lang prüfend das Grab an. Sie muß es sich doch genau merken, daß sie es kennt, wenn sie wieder herkommt. — Die Gräber ohne Kreuz und Denkstein sehen sich ja alle so gleich.

„Was ist denn das für eins — daneben?“

„Da kommt heut abend noch der Haberer eini, der sich beim Pfarrer vor der Thür verschossen hat,“ sagt der Totengräber.

Wiltraud schaudert. Tenner, der unselige Mann, — neben ihrem schuldlosen Bruder?!

Noch einmal überblickt sie sinnend die ganze Umgebung. Dann folgt sie den Freunden schweigend nach Haus.

Fünfzehntes Kapitel.

Antigone!

Das Gewitter, welches drohend über dem Dorf stand, scheint nicht zum Ausbruch zu kommen. Zerrissene Wolkenmassen geben einzelne Sterne frei.

Wiltraud sitzt allein beim trüben Talglicht und blättert im Kalender. — Es schlägt Zehn. Sie hat die Uhr heut nach der Gemmings gerichtet. Die Freunde verließen sie beruhigt, weil sie sagte, sie sei so müde und wollte sich bald zu Bett legen. Das war nach den letzten schweren Tagen sehr begreiflich und man mußte ihr die Ruhe gönnen. Jetzt aber studiert sie in dem Bauernkalender, den ihr einmal der Wirt geschenkt, um wieviel Uhr heute der Mond aufgeht und wann verschwindet. — Dann horcht sie, ob es denn gar nicht regnen mag, um dem Totengräber seine Arbeit zu fördern, die Erde zu erweichen. Aber die Erde bleibt hart wie Wiltrauds Geschick, und dem Totengräber, der heute nacht arbeiten will, wird sein gefährliches Werk nicht erleichtert! — Es ist abnehmender Mond, und zwar steht er im letzten Viertel. Die Nacht wird also dunkel sein — wenn auch kurz.

Wiltraud hat das Gewand angezogen, was sie immer

bei der Feldarbeit trägt. Den Kopf verhüllt ein schwarzes Tuch. — Sie blickt wiederholt nach der Uhr. Wie langsam geht die Zeit herum. Vor Elf kann niemand ins Dorf, der ungesehen bleiben will, denn es ist Samstag, wo die Männer am andern Morgen nicht so früh heraus müssen. Da bleibt alles länger im Wirtshaus. — Viele gehen oft erst um halb Zwölf, oder gar noch später heim, denen könnte man grad in den Weg laufen. — Wiltraud legt die brennend heiße Stirn in die Hände und versucht zu beten — doch sie findet die Worte nicht, ihre Gedanken schweifen immer wieder ab. Sie liest in dem Kalender, aber sie weiß nicht, was sie liest. Ihr Herz schlägt so laut, wie einst das Stampfen der Mühle klang. Wenn sie es nur nicht immer hören müßte, es macht sie ganz wirr im Kopf. — Und dann kommen wieder die Zweifel, wie wird's gehen — wird's gelingen? Wenn es nicht gelänge — heiliger Gott — was dann? Heftiger schlägt das Herz. Sie öffnet alle Fenster, um Luft hereinzulassen. Es ist eine gar schwüle Nacht — und kein Regen!

Eine erstickende Angst schnürt ihr die Kehle zu und der Kopf schmerzt heftig vom andringenden Blut. — Endlich schlägt's elf Uhr. — „In Gottes Namen," sagt sie entschlossen und steht auf. — Sie bläst das Licht aus und geht. — Diesmal vergißt sie nicht, die Hausthür zu schließen. Es braucht niemand zu sehen, daß sie die Nacht nicht daheim ist.

Ein Schatten geht mit ihr, den sie nicht sieht — eine bleiche, jungfräuliche Gestalt, in langem, schleppendem Gewand, die aus den Jahrtausenden herüberragt und ihr den Schwesterkuß auf die Stirn drückt. Das unwissende

Kind aus dem Volke ahnt es nicht, daß diese That, die es in der Einfalt seines liebenden Herzens thut, Geister der Vergangenheit wachruft; den alten Schmerz und den alten Kampf derer, denen das „Heilige heilig gilt", gegen starre Menschensatzung. — Vom götterentstammten Herrschergeschlecht, bis herab zur armen Bauerndirn, unter allen Formen, allen Bekenntnissen, immer dasselbe Gesetz, dem die höchste wie die niedrigste Kreatur, wenn es ihr ins Herz gelegt, blindlings folgt in Tod und Verderben — das Gesetz der Liebe.

Wiltraud hat mit raschen Schritten das Dorf erreicht, ohne jemand zu begegnen. Im Dorf ist es schlimmer. Da taumeln öfters Betrunkene an ihr vorüber, doch zum Glück ist es zu dunkel, um sie zu erkennen.

Vom Kirchturm schlägt es halb Zwölf, als sie die Stätte erreicht, wo ihr Bruder liegt. — Hier, ganz nah', ist die hintere Kirchhofspforte. Wiltraud versucht sie zu öffnen — aber sie ist zu! Das Mädchen steht einen Moment ratlos. — Wenn sie jenseits den weiten Weg um die ganze Mauer herum machen soll, scheitert ihr Plan, denn sie hat ihn ausgerechnet auf Stunden und Minuten, und nur, wenn diese eingehalten werden, kann er gelingen.

Wiltraud sieht sich nach allen Seiten um, die Straße ist jetzt still und leer, auch beim Kranzwirt sind die Lichter ausgelöscht. Ein kurzes Besinnen — dann erklimmt sie das eiserne Thor und schwingt sich hinein in den Friedhof. Sie untersucht nun das Schloß. Gott sei Dank, es ist zu öffnen, der Schlüssel steckt innen. — Mit raschen Schritten, ohne um sich zu blicken, eilt sie nun zwischen den Gräbern hin — diesseits der Mauer entlang. Dort, in einer Ecke,

hat der Totengräber eine Hütte, wo er seine Geräte aufbewahrt. Pickeln und Schaufeln liegen dort herum, auch alte Bretter und Stricke — eine Menge Werkzeug zu dem traurigen Handwerk, das er treibt. Sie wählt nicht lang, sie nimmt Schaufel und Hacke, Seile und ein großes Brett. Dann schleicht sie wieder so leise wie möglich an den Gräbern vorbei, ihr ist zu Mute, als müßten die Toten sich in den Särgen aufsetzen und fragen: „Was willst denn du?“ — Hinter der Kirche, nicht weit von der Pforte, liegt die Grabstätte der Familie Allmeyer. Es sind drei Abteilungen. In der Mitte ruht ihr Vater. Rechts ihm zur Seite die Mutter, und die dritte Stelle links war für ein's von den Geschwistern bestimmt. Dort hinein will sie den Bruder legen. Auf diese Weise kann sie die Strafe des Unschuldigen abwenden, ohne den Schuldigen verraten zu müssen. Dann ruht der arme Dulder, wo er hingehört, wo er ein heiliges Recht hat zu ruhen, im gottgeweihten Boden, bei den Seinen. — „Da mach' i dir jetzt dei Liegerstatt, mei Baldl! Jetzt komm' i, Baldl — i komm'!“ ruft es in ihr voll Freude. Denn, seit sie das Werk begonnen, ist alles Zagen von ihr gewichen — nicht einmal das Grauen des Orts und der Aberglaube, in dem sie erzogen, daß vom Abendgebet- bis Frühgebetläuten böse Geister hier hausen, schreckt sie.

„Kommt nur, mit euch nehm' ich's auf!“ sagt das Bewußtsein ihres Rechts in ihrem starken Herzen.

Die Grabsteine und Kreuze ragen wie gebannte Geister unbeweglich aus dem Dunkel — nichts zeigt sich — Totenstille liegt über den Gräbern.

Wiltraud dreht jetzt den Schlüssel um und öffnet das

Thor. Vorsichtig schlüpft sie, mit ihren Werkzeugen beladen, heraus. — Es ist eine so dunkle Nacht, wie eine lichtscheue That sie erfordert. Einen dankbaren Blick wirft sie zum Himmel und tastet sich behutsam weiter. Ihr Fuß tritt auf weiches, lockeres Erdreich — sie steht auf Tenners Grab. Es durchzuckt sie schmerzlich und sie meidet rasch die Stelle. — Da liegen sie alle in einer Reihe, die Ausgestoßenen — der treuherzige Florian, dann ein paar andre, die beim Treiben fielen, die sie nicht kannte — um ihren Habermeister gebettet. Dort, wo ein verwilderter Rosenstock steht — liegt das arme kleine Kind, das man von der Mutter trennte — ganz allein. Einige Schritte davon Sebald. — Jetzt ans Werk! Es schlägt schon dreiviertel auf Zwölf — sie hat keine Minute zu verlieren. — Sie rechnet genau und sie kennt ihre Arbeit, denn wie manchen Acker hat sie umgegraben seit ihrer Kindheit; es ist ihr nichts Ungewohntes. — Nach ihrer Beurteilung ist das frisch zugeworfene Grab leicht aufzuschaufeln, da die Erde noch nicht wieder fest ist; das braucht höchstens zwei Stunden. — Anders ist es mit dem Grab auf dem Friedhof — dort ist harter, steiniger Boden, der noch nie umgearbeitet worden. Zu solch einem Grab rechnet der Totengräber fünf Stunden, bei trockenem Wetter noch länger! Aber er ist ein alter, fauler Mann, der sich Zeit läßt. Sie weiß bestimmt, sie hat es schneller fertig. — Freilich muß es sechs Schuh tief sein und sie muß mit dem Steinpickel arbeiten; — aber zum Glück liegt die Familiengrabstätte so versteckt hinter der Kirche, daß sie auch das frühe Tagwerden nicht zu scheuen braucht, sobald sie einmal da oben ist. Wenn auch früh vier Uhr der Mesner zum Gebetläuten kommt, sieht

er sie nicht, denn der geht vorn herein zur Kirche — nicht bei ihr vorbei. — Vom Dorf ist aber Sonntags vor acht Uhr kein Mensch um die Wege, weil sie sich da alle schön machen zum Gottesdienst. Käme einer allenfalls früher — dann wird sie ja schon so weit sein, daß sie sagen kann, sie habe die Gräber frisch gerichtet. — Es geht — es muß gehen, und wenn sie sich lahm und wund arbeiten müßte. — „Nur regnen — lieber Gott — laß regnen!“ fleht sie. — Die Schaufel scheint zu fliegen in ihrer Hand. Wenn sie nur hier fertig ist vor Tagesgrauen — denn hier an der Straße sehen sie die Leute eher, als droben auf dem Friedhof, wo die Mauer sie schützt.

Zwölf Uhr! Ein schlurfender Schritt kommt die Straße entlang. Wiltraud kennt ihn wohl — es ist der Nachtwächter. Wie ein Reh ist sie mit wenigen Sprüngen durch die Pforte auf den Gottesacker entwichen und harrt, hinter einem Leichenstein verborgen, bis er vorüber ist. Aber er wird in etwa einer Viertelstunde von der Runde im untern Dorf zurückkehren. Es lohnt nicht, inzwischen noch einmal anzufangen und eine Entdeckung zu riskieren. Wiltraud muß also seine Rückkehr abwarten. Ein Zeitverlust, mit dem sie nicht gerechnet hatte. Es ist ihr vorgekommen, als sei er einen Moment in der Nähe des Grabes stehen geblieben und habe etwas vor sich hingebrummt. Doch ist die Arbeit noch nicht so weit gediehen, daß ihm beim trüben Schein seiner Laterne eine Veränderung auffallen könnte. — Zur Unthätigkeit verdammt hier hinter der Kirchhofsmauer zu sitzen, ist ihr ärger als alles! Ihr Puls fiebert vor Ungeduld — ihr Auge malt sich plötzlich allerlei Unheimliches in das Dunkel. Es ist auch nicht mehr so

ruhig wie vorher. Die Schleifen an den Kreuzen bewegen sich leise und das Laub der welken Kränze fängt an zu rascheln. Da ist es, wie wenn eine kühle, weiche Hand über ihr Gesicht gleite — sie atmet auf, jetzt weiß sie, was das Flattern und Rauschen bedeutet: ein leichter Regenwind hat sich erhoben. Himmlische Gnade ist's, die ihn schickt! Und wieder weht es ihr das Bangen aus der Brust. — Bald fallen vereinzelte Tropfen auf ihre Stirn, Weihwasser aus der Hand Gottes! Sie fängt sie auf, anbetend und dankend. — Diese Tropfen sind ihre Retter. In ihnen läßt der Barmherzige eine sanfte Kraft herniederströmen, die ihr arbeiten hilft, — sie werden das Erdreich durchwühlen und erweichen, bevor die Hand erlahmt, die den Spaten führt. — Wiltraud faltet die Hände wie vor einem Wunder. — Ihre vertrockneten Lippen saugen die erquickende feuchte Luft ein. — Nein, heute naht ihr nichts Böses — heut waltet eine höhere Macht um sie! — Es ist schon halb Eins. Aber nun ist sie ruhig — was an Zeit versäumt, bringt der Regen ein. Endlich kommt der träge Schritt des Nachtwächters aus dem untern Dorf zurück. — Wiltraud hält den Atem an. Er bleibt schon wieder in der Richtung von Sebalds Grab stehen und es ist, als leuchte er hinüber. Dann stampft er etwas schneller weiter, der Regen treibt ihn wohl fort. — Der letzte Lichtschein der kleinen Laterne ist verschwunden. Nun kann Wiltraud endlich an die Arbeit. — Immer stärker rauschen die Fluten herab, und es hat noch ein Gutes — ihr Geräusch übertönt das Scharren und Schaufeln, das sich nicht vermeiden läßt. Jetzt ist sie sicher.

Zwei Stunden hat Wiltraud gegraben, ohne auszusetzen.

Da endlich tönt es hohl unter dem anstoßenden Eisen, sie ist auf dem Sarg.

„So, mei Bruder — jetzt bin i da, jetzt komm!“ —

Das Schwerste ist nun, den Sarg zu heben. Sie versucht es, aber es geht nicht. Da lüpft sie rasch entschlossen den Deckel ab und legt ihn zurück. Nun ist es leicht, den Toten heraus zu nehmen. Sie faßt ihn in die Arme und läßt den Deckel wieder auf die Truhe fallen. Wenn sie sich auf den Sarg stellt, ist sie hoch genug, um den Körper über den Rand der Grube hinausschieben zu können.

Es ist gelungen, sie hat ihn hinaufgebracht. In diesem Augenblick erleuchtet der erste Blitz die Nacht und läßt das weiche, blonde Haar Seebalds, das über Wiltrauds Hand fließt, golden schimmern. Es war als lächle das süße, bleiche Gesicht von dem milden Glanz umstrahlt. Wiltraud stürzen Thränen einer unbeschreiblichen Wonne und Wehmut aus den Augen: So muß es einem Engel zu Mut sein, der einen Heiligen gen Himmel tragen darf! In der Ferne erhebt der Donner seine Stimme, aber nicht wild und drohend, sondern leise — wie das Nahen einer göttlichen Botschaft. — „Komm,“ sagt sie noch einmal, und steigt aus der Gruft. — Das Schwerste glaubt sie vollbracht, der Bruder gehört wieder ihr! Sie hat ihn dem Haß und der erbarmungslosen Gewalt abgerungen und der Sturm und der Donner da oben singen ihr das Lied dazu — das Siegeslied der Treue. Aber die Arbeit ist noch nicht beendet. Im Gegenteil — die körperliche Anstrengung beginnt erst jetzt. — Wiltraud birgt die Leiche einstweilen tief im Schatten der Mauer. Dann springt

sie wieder in die Grube hinunter und befestigt die mitgebrachten Stricke um den leeren Sarg, — denn sie will den Bruder nicht in die bloße Erde legen. So windet sie mit fester Hand den leichtgezimmerten Sarg herauf. Schnell ist die Grube wieder zugeschüttet. Noch färbt kein Streifen des Frühlichts den Horizont, da trägt sie den Bruder in die innere Einfriedigung des Kirchhofs hinein, bis zu der Ruhestätte der Eltern; — den Sarg holt sie nach und die Werkzeuge, die sie gebraucht, so daß jede Spur ihrer That, hier außen, verwischt ist. — Das Gewitter steht jetzt über ihrem Haupt und entlädt sich mit voller Wucht, es rauscht und prasselt auf die Gräber nieder, es donnert und tost in den Lüften — sie achtet es nicht, es ist ihr Gnadenbringer! Den Bruder bettet sie wieder in den Schrein, den sie neben sich stellt und sorgfältig schließt. So harrt er wohlgeborgen seines verschwiegenen Begräbnisses in geweihter Erde. Wie mancher Märtyrer mag so im geheimen von liebender Hand bestattet worden sein? Wiltraud denkt an das, was sie von den Christenverfolgungen in der Sonntagsschule gehört hat. Nur waren's damals Heiden, — jetzt aber sind's Christen — gegen Christen!

Einen Augenblick muß das Mädchen ausruhen, denn die seelische Erregung, verbunden mit der körperlichen Anstrengung, macht sich mehr geltend, als sie gedacht hätte. Schon halb drei Uhr! Und das meiste ist noch zu thun, — fünf Stunden graben und um Acht kommen die Leut' in die Kirche. — Solang darf sie nicht brauchen, es muß schneller gehen, — für was wäre denn der Regen gewesen? Wiltraud ermannt sich und nimmt Spaten und Pickel zur Hand, dem Bruder die Gruft neben dem Grab des Vaters



zu bereiten. Das ist schwere Arbeit. Der Boden ist felsig, wenn auch das Erdreich jetzt feucht und gelockert ist. Wiltraud ist selbst durchnäßt, das Gewand hängt schwer an ihr herab und hemmt ihre Bewegungen. Die Hacke ist auch schwerer als die ihre daheim. Hätte sie nur diese mitgenommen! — Mit äußerster Anstrengung schwingt sie den wuchtigen Schaft. Manchmal muß sie aussetzen, — dann will eine seltsame Mutlosigkeit sie überkommen. Aber ein Blick auf den Sarg, der da neben ihr steht, treibt sie wieder an. Die Kirchenuhr schlägt viertel, halbe und ganze Stunden. Sie ist noch kaum zwei Schuh tief gedrungen. Sie hört den Mesner in die Glockenstube gehen und Gebetläuten. Sie hält inne, damit er nicht durch das Geräusch des Hackens aufmerksam gemacht wird. Die Angelusglocke tönt feierlich über den Friedhof hin. „Siehst, das ist's G'läut zu dei'm Begräbnis," sagt sie zu dem Toten und betet still. —

Endlich ist das vordere Eingangsthor hinter dem Mesner wieder zugefallen. — Vier Uhr! — Wiltraud arbeitet im Fieber. — Sie hat sich die Tiefe des andern Grabes gemerkt. Es muß ihr handbreit über den Kopf gehen, wenn sie darin steht. Es geht ihr noch nicht bis über die Kniee. „Nur weiter — Großer Gott, hilf!"

Sie gräbt und schaufelt, wie wenn es um einen lebenden, nicht um einen toten Bruder ginge. — Es geht aber für sie um mehr, um das Heiligste, — um ein christliches Grab! Wenn sie dem Toten das verscherzt, dann ist es für ewig verloren. — Und mit erneuter Wucht fallen die Streiche, und ganze Blöcke Erde und Gestein wirft sie heraus. Sie hört nicht mehr die Uhr schlagen, sie hat nicht gemerkt, daß

es Tag ist. Nur hinunter geht ihr Blick und ihr Denken — „noch nicht tief genug?" —

Der Schweiß läuft ihr von der Stirn, sie nimmt sich nicht die Zeit, ihn abzuwischen. Sie ist bis zur Hüfte mit Erde bedeckt, — ihre Hände sind inwendig voll Blasen und Schwielen, ihre Finger bluten, die Arme fangen an zu zittern — jetzt läutet's zur Frühmesse — halb Sieben! Wenn es dem Pfarrer einfiele, hier herum zu gehen? — Sie wirft die Schaufel weg — und greift gleich mit Händen und Nägeln zu, — sie gräbt und wühlt. Die Adern an Stirn und Schläfen sind dick aufgeschwollen, — der Mund ringt nach Luft. Das Gewand ist zersprengt und zerrissen — sie ist zur Unkenntlichkeit entstellt. Die Frühmesse ist zu Ende — aber in einer halben Stunde läutet's in's Amt. — „Hilf Gott — hilf Gott!" ist alles, was sie noch beten kann. — Halt aus, arme Seel', hat gestern abend Gemming gesagt — ja, halt aus! — Die letzten Schollen sind gehoben. Die Glocke schlägt an — halb acht — Wiltraud steht im Grab und mißt — es hat die Höhe — es reicht!"

Jetzt nur sich zusammennehmen, daß im letzten Augenblick nichts verfehlt wird! — Da gibt's kein Entfliehen, — da heißt's nur — Fertigmachen, komme was wolle! — Ueberlegen kann sie nichts mehr, — nur mechanisch befolgt sie eine dunkle Erinnerung an ihren frühern Plan. Der Sarg muß hinunter — nur schnell! Aber wie? Es fällt ihr wieder ein, wozu sie das Brett mitgenommen. Es sollte zum Hinunterlassen dienen. — Ja, sie weiß es noch, so war's! Sie stellt das Brett schräg in die Grube, daß es unten aufliegt und oben darüber hinausragt. Dann schiebt

sie mit letzter Kraft den Sarg der Länge nach darauf und läßt ihn so hinabgleiten. Nun zieht sie das Brett langsam heraus und in demselben Maß senkt sich allmählich der Sarg. — Jetzt steht er unten — es ist vollbracht! Noch fünf Minuten hat sie, bis es zusammenläutet. — „Die Erde drauf — zudecken!“ — so sagt sie sich selbst vor, wie etwas Auswendiggelerntes. — „Aber nicht schaufelweis — gleich alles auf einmal! Mit der ganzen Wucht des Körpers stemmt sie sich gegen den aufgeworfenen Erdwall und wälzt die oberste Schicht mit einem Ruck auf den Sarg. — Dann nimmt sie die Schaufel, um den Rest nachzuwerfen, — aber es geht nicht mehr — die Kräfte verlassen sie — die Arme werden völlig steif. — Da blickt sie auf in ihrer Hilflosigkeit — der Kirchhof ist voll Menschen. Einer vom andern herbeigewinkt und gerufen. — Und dort eine schwarze hagere Gestalt, die alle andern überragt — im langen Gewand, mit großen Schritten auf sie zusteuernd — der Pfarrer! Wiltraud muß sich auf die Schaufel stützen, um nicht umzusinken. — Also doch nicht fertig geworden — alles umsonst! —

„Was ist hier geschehen?“ fragt der Pfarrer, Wiltraud mit dem Blick tödlichsten Hasses betrachtend. Seine schmalen Lippen beben vor innerer Erregung. — „Soeben berichtete man mir, man habe heute nacht mehrmals ein Scharren und Schaufeln gehört, wie wenn ein Grab geöffnet würde. Leider versäumten diese Helden, näher nachzusehen, weil sie fürchteten, es seien Haberer im Spiel. Wenn ich aber jene Beobachtung mit deiner Erscheinung hier zusammenreime, so ergibt sich ein nicht zu leugnender Zusammenhang. — Du bist so weit gekommen, daß man dir alles — selbst das

Unerhörteste zutrauen kann, — also habe ich ein Recht, dich zu fragen, was hast du heute gethan?"

„I? I — hab' die Gräber von meine Eltern herrichten wollen, weil's so verwahrlost sind," — wiederholt das Mädchen ihre selbsteingelernte Lektion.

„So — und dazu brauchtest du Steinpickel, Seile und dieses Brett?" fragt der Pfarrer weiter. „Du bist ja über und über in Lehm getaucht und deine Hände bluten! — Sieht man so aus, wenn man ein Grab anpflanzt und wählt man dazu den Sonntag? Leugne nur, leugne und lüge nach Herzenslust, — damit es doch keine Untugend gibt, deren du dich nicht rühmen kannst."

Wiltraud steht immer auf ihre Schaufel gelehnt und starrt in das halb zugeschüttete Grab.

„Ich habe angeordnet, daß der Totengräber sogleich das Grab des Haberers, deines Bruders, untersucht. Dann werden wir ja sehen, was es damit für eine Bewandtnis hat!"

Wiltraud wirft die Schaufel weg, als habe sie ihre Kraft wiedergefunden.

„I will's auch nimmer leugnen — I will nimmer lügen. Ja, — in Gottes Namen — i hab's gethan!"

„Was hast du gethan?"

„Mei! Den Sebald ausgraben und ihn da 'reing'legt!"

„Jesus Maria — hat ma so was erlebt —" schreit alles durcheinander. Es ist ein solcher Sturm von Entrüstung, daß der Pfarrer nicht zu Wort kommen kann. „Grad scheitern sollt ma sie, die Leichenräuberin, die Grabschänderin —!" heult jenes alte Weib, das Wiltraud schon

bei der Bestattung des Vaters mit ihren giftigen Dornen ritzte — und der Chor der frommen Genossinnen heult es nach. — Die arme Liesey aber, die Wiltraud damals getröstet, ist diesem Christentum schon zum Opfer gefallen und liegt da drüben unter jenem bescheidenen Hügel, wo Wiltrauds Blick hinschweift.

Alles spricht, schimpft und schreit durcheinander. Grauen vor dem Uebermenschlichen dieser That, Neid und Zorn über einen Mut, der Männer beschämt, — Aberglauben und Buchstabenfanatismus, alles braust und zischt über Wiltraud her — tausendmal schlimmer, als das Gewitter von heute nacht. — „Wann die Toten im Grab nimmer sicher san — was ist denn dann sicher vor der?"

„Der ist ja nix mehr heilig —"

„Vor der behüt ein'n Gott!"

„So was in der G'meind' haben — dös ist a Schandfleck für 'n Ort!"

„Ausg'wiesen g'hört sie —"

„Na, 'nausg'scheitelt g'hört sie — die Schleichert hat recht."

Einige fassen das Brett und fangen an, es in Scheite zu zerspalten, damit der Herr Pfarrer ihren frommen Eifer sieht.

„Halt — Ruhe," gebietet der jetzt, nachdem er die Leute sich hat lang genug austoben lassen. Es wird still. Der Geistliche steht einen Augenblick vor Wiltraud und sieht sie durchbohrend an. Sie bleibt unbeweglich und hält den Blick aus. — „Unbeugsam!" sagt der Pfarrer. „Aber wir werden dich schon brechen. Komm mit in die Kirche!"

Wiltraud schaut unwillkürlich auf ihren zerfetzten, beschmutzten Anzug.

„Das thut nichts — deine Schande ist noch viel häßlicher, als dein Gewand — komm mit, ich befehle es!"

Wiltraud gehorcht. Der Pfarrer wendet sich zu den Umstehenden. „Meine Freunde, es ist Zeit zum Gottesdienst."

Alles strömt in die Kirche. Die Stühle rechts sind schon von Männern besetzt, die aus dem oberen Dorf direkt in die Kirche kamen und von dem Vorfall auf dem Friedhof nichts ahnten. Unter ihnen ist Lenz. — Wiltraud hat die andern vor sich hergehen lassen und ist an der Thür stehen geblieben, bis alles drin war. Dann schleicht sie hinten durch den Glockenturm herein und kniet, unter dem Chor versteckt, im letzten Stuhl nieder.

Aber Lenz' scharfes Auge sieht sie doch, und er bemerkt mit Schrecken ihre beschmutzten Kleider und ihr fürchterliches Aussehen. „Was ist da g'schehen?" fragt er sich, und eine namenlose Angst um sie bemächtigt sich seiner. Er ahnt ein Unglück.

Der Gottesdienst nimmt seinen Verlauf. Das Evangelium ist vorüber und der Pfarrer besteigt die Kanzel. Eine kurze, zerstreute Predigt — dann eine lange Pause. Jedermann fühlt, daß der Pfarrer zu einem Streich ausholt, — daß sich etwas Schweres vorbereitet. Lenz sieht erstaunt bald auf die Kanzel, bald auf die Leute.

„Was kann er nur wollen?"

„Es ist der christlichen Gemeinde anzuzeigen," beginnt der Pfarrer, „daß heute nacht in unserer Mitte ein furchtbares, fast unglaubliches Verbrechen — ein Sakrilegium — begangen wurde." Er blickt, wie damals bei Verlesung des Bannbriefs, fest nach einer Stelle hin. — Lenz folgt

dem Blick — der Herzschlag stockt ihm — es ist die Richtung, wo Wiltraud kniet.

„Ihr wißt alle — meine christlichen Zuhörer, daß kraft erzbischöflichen Hirtenbriefs vom dreißigsten Oktober vorigen Jahres über alle, welche sich an den sogenannten Haberfeldtreiben beteiligen, sowie über alle, welche dem, jedem göttlichen und weltlichen Gesetz Hohn sprechenden Habererbunde angehören, der große Kirchenbann verhängt ist. Infolgedessen waren wir wiederholt genötigt, Haberern, welche ohne Buße und Reue starben, das christliche Begräbnis zu versagen. — Unter andern auch dem Sebald Allmeyer, welcher trotz seiner Jugend und seiner Kränklichkeit sich doch verleiten ließ, dieses schändliche Treiben mitzumachen."

Lenz errötet und wird unruhig.

„Alle Angehörigen solcher Unglücklichen haben sich ohne Murren in die Anordnung unserer heiligen Kirche gefügt. — Eine einzige, die Schwester des Allmeyer, hat in einem geradezu beispiellosen Sinn der Auflehnung gegen die höchste Autorität und gegen mich, eine That verübt, die an Roheit und Verachtung der Religion alles übertrifft, was man einem weiblichen Wesen zutrauen sollte."

Bei dem Worte „Verachtung der Religion" ertönt ein leiser Schrei des Schmerzes von der Richtung unter dem Chor her.

„Ich kann es leider nicht mehr verschweigen, daß diese Wiltraud Allmeyer schon seit längerer Zeit in jeder Weise entartet ist. Ihr Haus ist zu einer Habererherberge herabgesunken. Ihre Sitten sind unzulässig — an kein Gebot der Kirche bindet sie sich mehr, jedem ermahnenden Zuspruch setzt sie boshaften Trotz entgegen. Ich habe darüber

geschwiegen, solange es in privaten Grenzen blieb — jetzt aber nimmt das Gebaren der unglücklichen Gesunkenen Dimensionen an, die der Seelsorger einer christlichen Gemeinde nicht mehr ignorieren darf. Die betreffende Wiltraud Allmeyer hat heute nacht, als echte Jüngerin der habererischen Lehren, das dreifache Verbrechen der Grabschändung, des Leichenraubes und des Widerstandes gegen die Obrigkeit begangen, indem sie ihren Bruder aus seinem Grabe riß und denselben eigenmächtig in geweihter Erde neben seinem Vater begrub!"

Lenz erhebt sich plötzlich von seiner Bank.

Der Pfarrer fährt fort: „In Anbetracht dieser That sehe ich mich veranlaßt, kraft der mir zustehenden Machtvollkommenheit, die Wiltraud Allmeyer, Müllerstochter von hier, aus der Gemeinschaft der katholischen Kirche auszuschließen und denselben großen Kirchenbann über sie auszusprechen, den —"

„Halt, Pfarrer!" schallt jetzt eine volle, kräftige Stimme durch die Kirche — Lenz steht mitten im Schiff und ruft zur Kanzel hinauf: „Dös kann i nit angehen lassen, daß der Wiltraud so Unrecht g'schieht! Gott verzeih' mir's, daß i so lang g'schwiegen hab'. Du darfst die Wiltraud nit exkommunizieren wegen dem, daß sie ihren Bruder in a g'weiht's Grab 'than hat, denn der Sebald war gar kei Haberer!"

Eine große Bewegung geht durch die Kirche, alles steht von den Sitzen und Kniebänken auf. Der Pfarrer verläßt die Kanzel und kommt herunter. Wiltraud allein bleibt mit verhülltem Gesicht auf den Knieen liegen.

„Für derartige Verhandlungen ist weder die Kanzel

noch die Kirche der Ort!“ sagt der Pfarrer mit eiserner Strenge.

„Grad da ist er —“ spricht Lenz laut und energisch. „Da, wo's Madl beschimpft worden ist, soll's auch g'rechtfertigt werd'n. — Wann d' Kirch' der Ort ist, um 'n Menschen zu verdammen, dann wird sie auch der Ort sein, um ihn freiz'sprechen, wann er's verdient!“

„Recht hast —“ sagen die Männer, und umringen ihn teilnehmend und bewundernd.

„Und wie wirst du, Lorenz Bissinger, deine sonderbaren Behauptungen beweisen?“ fragt der Pfarrer, totenblaß vor Aufregung.

„Dös will i dir glei sag'n, — der Sebald ist für 'n andern eintreten, der Rücksichten auf 'n kranken, alten Vater z' nehmen g'habt hat.“

„Also einer, der gegen den eignen Vater getrieben hat.“

„Ja! Und den's aber nacher g'reut hat —“

„Und wer war das?“

Lenz wischt sich die Stirn, — alles drängt horchend und gespannt herzu.

„Nun?“ fragt der Pfarrer mit höhnischem Lächeln, „wird man den Namen dieses geheimnisvollen Haberers nicht erfahren?“

„Also, wann d' 'n durchaus wissen mußt — i war's! Glaubst mir's jetzt?!“

Hätte in dem Augenblick der Blitz in die Kirche geschlagen, die Wirkung wäre nicht größer gewesen. — Aber die Macht der Wahrheit ist für rechtschaffene Gemüter unwiderstehlich. Die braven Leute des Dorfes schütteln dem Lenz die Hände und scharen sich um ihn.

„Also ein Haberer — der Lorenz Bissinger, der Sohn des Hochbräu — hm, hm. Nun liegt die Sache freilich anders — aber dich trifft die doppelte Strafe! Erstens muß ich dich morgen wegen Störung des öffentlichen Gottesdienstes verklagen —."

„Weg'n meiner, Pfarrer, i hab' nix g'fürchtet und fürcht' nix, als mei Unrecht am Vater, und hab's damit gut machen woll'n, daß i's auf 'n andern g'schoben hab'! Aber i kann's nimmer verschweigen, sonst wird's alleweil schlimmer. Und jetzt kommt's halt doch, wie's kommen muß!"

„Und dann," fährt der Pfarrer konsequent fort, „werde ich dich statt deiner Hehlerin in Bann thun!"

„Dös kannst alles — das ist dei Recht! Aber dazu hast kei Recht, daß d' dös Madl a Hehlerin schimpfst. A Hehler ist einer nur, wenn er was davon hat, daß er 'm andern hilft. Die Wiltraud hat aber nix dervon g'habt als Kummer und Unglück. Denn mei Vater hätt's damals zugeben, daß wir uns heiraten, und sie hat mich ausg'schlag'n, weil sie mir's nit hat verzeihen könne, daß ihr Bruder für mich büß'n sollt'! Aber weil sie mich doch nit hat ins Unglück bringen woll'n, hat sie g'schwiegen. Drum ist sie hier nimmer beichten ganga aus Angst, sie würd' was g'fragt, wo s' mich verraten müßt' — und ist in den Ruf von 'ra schlechten Christin kommen. Drum hab'n sich alle Haberer zu ihr g'flüchtet, weil der Sebald für mich als Haberer eintreten ist — und sie hat's dulden müss'n, daß man sie für a Habererdirn anschaut, während sie den todkranken Tenner pflegt hat, dem s' 'n Arm wegg'schossen hab'n. — Und wie ihr jetzt der Bruder eig'scharrt worden ist, zu Spott und Schand vorm ganzen Dorf —

da hätt' sie's 'n einzig's Wörtl kost — wenn s' g'sagt hätt', — daß er für mich büßt hat! Sie hat mich aber doch nit verraten, und hat in ihrer G'wissenhaftigkeit lieber die ganz' Nacht g'schafft und g'schaufelt, um ihn heimlich in das Grab z' legen, in das er g'hört, und wär' z'frieden g'wesen, wann's nur sie wußt und der liebe Gott! Ist eine oder einer unter euch — wo dös im stand wär'? Niederknieen müßtet ihr alle vor dem Madl — wie i's jetzt thu'!" Und er eilt durch das Gedränge unter den Chor, wo Wiltraud versteckt ist hinter den Letzten der Gemeinde. Vor ihr nieder stürzt er und schlingt seine Arme um die gebrochene Gestalt — „Wiltraud!"

Und ihr Haupt sinkt auf das seine, und leise flüstert's an seinem Ohr, wie der Morgenwind in den Wipfeln rauscht: „Jetzt g'hör' i dir!"

Sechzehntes Kapitel.

Ueberwunden.

Eine Stunde später nach Beendigung des Gottesdienstes segnet der Pfarrer die Leiche Sebalds ein. Mit entblößten Häuptern stehen die Besten der Gemeinde um das Grab, das die Hand der Schwester gegraben — und ein jeder rechnet es sich zur Ehre, nach Wiltraud die letzten Schollen darauf zu werfen. — Als die Feierlichkeit beendet, geschieht aber etwas, dessen sich niemand versehen hätte — der Pfarrer geht zu Wiltraud hin und reicht ihr die Hand: „Verzeih mir — ich habe dir unrecht gethan!“

Da atmet alles auf, wie nach einem Gewitterregen. Durch die ganze Natur geht ein Schweigen. Es ist etwas Großes und Feierliches, wenn ein Mensch sich selbst überwindet. Kalt und ruhig steht der Priester da, wie immer, aber in seinem Ausdruck liegt etwas, als ob jetzt zum erstenmal in seinem Leben Friede in ihm sei. — Laut aufweinend neigt sich das Mädchen über seine Hand und drückt einen langen, heißen Kuß der Erlösung darauf. Dann aber blickt sie mit den feuchtglänzenden Augen nach Lenz und eine lieblich flehende Bitte liegt auf ihren Lippen.

„Was man thut, soll man nicht halb thun,“ sagt der

Pfarrer. „Komm morgen zu mir, Lenz, ich hoffe, es wird alles gut werden.“

„Dös war schön vom Pfarrer. Jetzt kann ma doch mit ihm reden,“ sagen die Männer am Heimweg.

Lenz geht mit ihnen zum Hochbräu. — Ein schwerer Gang!

Der Alte sitzt im Lehnstuhl am Fenster, — seit jener Schreckensnacht ist er nicht mehr gut auf den Füßen und muß beim Gehen unterstützt werden. — „Was hat's denn im Dorf geben, daß d' Leut' so z'sammstehn und diskrieren?“ fragt er, als Lenz eintritt.

„Vater, i hab' was mit Euch z' reden — aber i bitt' Euch, seid ruhig und hört mich geduldig an.“

„Dös ist ja a schöne Vorbereitung — und bist ganz kreideweiß — was hast denn ang'stellt?“ sagt Bissinger und zieht die spärlichen Augenbrauen hinauf.

„So was Schrecklich's, daß i nit weiß, wie i's Euch sagen soll.“

Bissinger sieht ihn in drohender Spannung an.

Lenz blickt zu Boden: „'s ist nix Neues und i hätt's scho lang sollen g'stehen, aber weil Des halt immer kränklich wart's — hab' i's nit übers Herz bracht und lieber mich und andre g'opfert, als 'n Vater!“

Bissinger sitzt mit geöffnetem Mund da. Es wird ihm schon wieder eng — er reißt die Halsbinde auf.

Lenz kämpft den qualvollsten Kampf.

„I kann's Euch nimmer verheimlichen, weil's jetzt doch an 'n Tag kommen ist! I hab' Euch weisg'macht, der Wiltraud ihr Bruder, der Sebald, sei a Haberer — 's ist aber nit wahr.“

„Kommst mir wieder mit der?“ zischt der Alte wütend. — „I hab' ja g'meint, die G'schicht sei aus! Also bild'st dir ein, du fangst mich doch noch, daß i zu dera Heirat mein Konsenz gib?“

„Weg'n dem ist's nit, Vater! I brauch Euerne Konsenz nit, i bin mündig!“

„Ja, richtig, dös bist. — Aber nacher nimm i mir auch noch a Frau und enterb' dich, dös ist g'schworen!“

„Vater, dös könn's machen wie Ihr wollt, was liegt mir an dem Vermögen — 's hängen eh' schon Flüch' und Thränen g'nug dran! — Nehmt mir alles, aber verzeiht Eurem verirrten Sohn. — Vater, der Sebald hat unschuldig büaßt — er ist für mich eintreten, denn i bin's g'wesen, wo bei dem Treiben war —!“

Der Alte stößt einen erstickten Schrei aus: „Du hast bei'm Vater — Haberfeld trieben — du —?“ Wie wahnsinnig stößt er den Sohn von sich und will aufspringen. Doch Lenz stürzt vor ihm auf die Kniee und hält ihn im Stuhl fest.

„Vater, hört mich an — nur 'n einig's Wort, i bin nit so schlecht, wie's aussieht — wenn i's Euch nur sagen dürft'.“

Der Alte wehrt sich mit aller Kraft gegen die umklammernden Arme des Flehenden, aber der läßt ihn nicht los: „Nein, Vater — Ihr müßt mich hören — stoßt mich nit von Euch. Ich will's ja guat machen, mit aller Pfleg und Treu — denkt an Euer eigene arme Seel', Vater, und daß unser Herrgott mit Euch auch Erbarmen haben muß.“

„Was, auch noch a Bußpredigt?“ schreit Bissinger,

„scher' du dich um dei eigenes Seelenheil, Schandbub', i hab' mi nix z' fürchten."

„Vater, nehmt Euch z'samm, oder Ihr bringt's so weit, daß i Euch sag', warum der eigene Sohn dem Vater Haberfeld trieben hat!"

Bissinger hört keine Silbe mehr. Er ringt nach Worten. Das Gesicht schwillt ihm auf — die Augen treten hervor.

„I hab' dir g'sagt, wer bei dem Treiben mitg'macht hat, der kann auf 'm Schindanger sterben und wann's der eigene Sohn wär' —" er hebt die Hand auf, wie zum Schwur oder Fluch, „also —"

„Nein, Vater, nit fluchen, nur um Gottes willen dös nit. Ich bitt' dich noch amal, denk' an dei letzt's Stündl. Du bist a'n alter Mann — ladt nit noch a Sünd auf dei G'wissen! Wer nit verzeiht, dem wird nit verziehen. — Straf' mich, wie d' willst, enterb' mich, jag' mich ins Elend, aber nur nit verfluchen, dein eigenes Fleisch und Blut," ruft Lenz verzweifelt und zieht ihm mit Gewalt den Arm herunter.

„Gewalt, Gewalt!" kreischt Bissinger ganz von Sinnen und schleppt sich, über seine Decken und Tücher stolpernd, an Tischen und Stühlen hin zur Thür. „Hilfe, Hilfe!" schreit er hinaus. „Bräuknecht, Mägd, alles 'rauf — helft, rettet! — A Haberer, a Haberer! Bindet ihn, schafft ihn fort, Schandarmen her — aufs Gericht, ins Zuchthaus mit ihm, der Lenz, mei Sohn ist a Haberer!"

Das Gesind läuft zusammen, alle dringen auf Lenz ein, von dem sie glauben, er wolle seinem Vater etwas anthun.

„Rührt mich nit an!“ donnert Lenz, „den ersten, der mir z' nah' kommt, schlag' ich nieder!“

So gewaltig steht er da, daß niemand wagt, sich ihm zu nähern. — Dann wendet er sich zu Bissinger, der immer noch tobt und um Hilfe schreit.

„Jetzt ist's g'nug, Vater,“ sagt Lenz mit bleichen Lippen, aber plötzlich ruhig und bestimmt. „Ihr wollt's nit anders — i geh'. Auf den Schimpf — haben wir nix mehr miteinander z' reden. Aber, Gott ist mein Zeuge, dösmal bin i nit schuld. — Adje, Vater! Mög's Euch gut gehn!“ Ohne sich umzusehen, steigt er die Treppe hinunter.

„Werft ihm seine Sach'n nach — kei Stück bleibt mir im Haus!“ keift Bissinger in seiner Wut. Und kaum ist Lenz unten, da fliegen seine Kleider hinter ihm aus den Fenstern in den Schmutz — sogar seine paar Habseligkeiten, wie sie ein reicher Bauernsohn besitzt und wert hält; seine silberbeschlagenen Pfeifen, seine Preiskrügeln, seine Stutzen, alles fällt klirrend und splitternd auf die Straße. Alle Gäste rennen ans Fenster. Hinter den Scheiben der Gaststube wird geflüstert und gekichert. Bei jeder andern Gelegenheit hätte Lenz das Blut in den Adern gekocht. Was er heute fühlt, erhebt ihn über das alles. Noch einen Blick voll Thränen wirft er hinauf nach dem Vaterhaus, dann geht er weiter. — Da kommt ein rascher, dröhnender Schritt ihm nach. Gemming hat in der Wirtstube alles mit angesehen, ein paar schadenfrohe Bengel, welche lachten, geohrfeigt und ist Lenz nachgefolgt.

„Halt, ich komm mit, Lenz!“ ruft er. „Wo geht's hin? Zwar, was brauch' ich da zu fragen — zur toten Mühl'!“

Lenz nickt. „Wo sollt' i sonst hin? Für mich gibt's nur zweierlei — entweder zur Wiltraud oder in die Klamm, und dös beides ist auf der toten Mühl'!"

„Red' nit so dumm! So ein Kerl wie du, jung, g'sund, und — unverdienterweis' — der Schatz von einem Mädel wie die Wiltraud, — was braucht der an die Klamm zu denken, weil ihn 'n alter, eigensinniger Narr von Vater 'naus g'jagt hat? — Der war ja so 'n Sohn, wie du bist, seiner Lebtag nit wert. Aufi g'schaut — nit abig'fallen! Da nimm dir mich zum Beispiel, was hab' ich auf der Welt und muß auch leben!"

Lenz sieht Gemming an und bemerkt, daß er mit Rucksack und Alpstock ausgerüstet ist. „Wollt's fort, Herr Lieutenant?"

„Ja, 's ist Zeit, daß ich weiterkomm'. Ihr habt mir hier mei'n ganzen Humor verdorben. So darf's nit bleiben. A Lieutenantspension und kein Humor, da könnt' man sich schon glei a Kugel vor den Kopf schießen!"

„O, um Euch wär's schad', Herr Gemming."

„Meinst? Ich mein' nit!" sagt Gemming lächelnd. „Weißt, ich bin unserem Herrgott nur so auskommen, wie einem 'n unüberlegt's Wort auskommt, oder a Kegelkugel, bevor man recht zielt hat. Beides ist nix nutz!"

„Aber Des habt's doch auch noch viel Gut's im Leben!" sagt Lenz und faßt teilnehmend Gemmings Hand.

„Hm, no ja, 's Bier schmeckt mir noch, — wann 's Bier nit wär', oder wann i wüßt, daß es da drüben auch a Bier gäb', dann hätt' ich's schon lang g'nug, — aber so!" — Er schweigt eine Weile nachdenklich.

Die beiden sind indes rasch vorwärts geschritten und

je näher die tote Mühl' rückt, desto schneller geht Lenz. Als sie den Hang erreichen, wo der Wald vom Straßenrand kühn ansteigend an der Bergwand emporwächst, wie eine große einsame Seele den Pfad der Alltäglichkeit verläßt, — hält Gemming an. „So, da müssen wir Abschied nehmen."

Lenz bleibt stehen. „Wollt's z'Berg, Herr Gemming?"

„Ja! Mir ist's schon wieder zu eng in meiner Haut, ich muß machen, daß ich auf 'n Alm komm' und mir von irgend 'ra Sennerin 'n Melkkübel an Kopf schmeißen lass'. Auf die Art kurier ich mich allemal wieder, wann's mir fad wird!"

„Mögt's nit mit mir zur Wiltraud gehen?" sagt Lenz verlegen.

„Nein, mein Lieber!" Ein eigentümliches Lächeln fliegt über Gemmings Gesicht. „Damit wär's euch nicht gedient und mir nicht! Was ihr euch zu sagen habt, das könnt ihr auch ohne mich. Mich brauchen d' Leut' nur zum Dummheiten machen, — zum Glücklichsein hat mich noch nie jemand braucht! — B'hüt Gott! Grüß mir die Wiltraud!" —

Ist es der Tau, der von den Bäumen fällt? Lenz hat an Gemmings Wimpern etwas blinken sehen — aber schon ist der Freund ins Waldesdunkel verschwunden. —

Wiltraud hat sich indessen daheim von der fürchterlichen Arbeit der Nacht erholt und sonntäglich gekleidet. Sie ist bleich, aber ein seliger Friede verklärt ihr Gesicht. — Der wohlbekannte Schritt im Hausflur treibt ihr jetzt neue Lebensröte auf die Wangen. Die Thür öffnet sich und Lenz tritt in die alte vertraute Stube. Was ist alles, seit er hier an des Freundes Leiche gestanden, in ihm und um

ihn vorgegangen —! Er hat sich befreit aus dem Bann der Lüge und Schuld, die ihn vor sich selbst und Wiltraud verächtlich machte. Mit seinem Vater ist er nach dem, was ihm heute im Elternhaus widerfuhr, quitt, — die Reue, die ihn so lange zu der feigen Lüge zwang, ist abgestreift und der Schmerz, der an ihre Stelle trat, bürgt dafür, daß er nicht leichtfertig damit gebrochen. — So kommt Lenz nun zu Wiltraud, — ein geläuterter, gereifter Mensch. Und wie er so vor ihr steht, mit erhobener Stirn und freiem Blick, da ist's auf einmal, als hätten sie die Rollen gewechselt! Sie neigt demütig das Haupt vor dem gewaltigen Mann, in dem ihr plötzlich eine große, ebenbürtige Seele gegenüber tritt. Jetzt ist er der Gnadenspender, — sie die Begnadigte. Er braucht nicht mehr um ihre Liebe zu betteln, denn er hat sie sich verdient. Und in der stolzen Seele des Mädchens schmilzt alle Herbe und Strenge hin, sie ist nichts mehr als die liebende Braut, die fast zaghaft harrt, bis er das Wort spricht, das sie erwählen soll zu seinem Weib — zum höchsten Glück!

Er sieht es und es überströmt ihn mit der ganzen Macht lange vergebens ersehnter Erfüllung! Er schaut sie an mit einem Blick voll unsäglicher Liebe und zieht sie zu sich auf die Bank nieder, wo einst Sebald saß, als er Lenz seine Hilfe gelobt.

„Jetzt komm' i zu dem Herzen, was es allein gut mit mir meint auf der ganzen Welt! Wiltraud, willst 'n armen wegg'jagten Bub'n aufnehmen in dei Haus und dei klei's Gütl? I will dir arbeiten dafür, was es nur wert ist, und 's erhalten und in d' Höh' bringen — Jesus, die Seligkeit — arbeiten, arbeiten für mei Weib! Und dann

— o Herrgott — am Abend auf der Bank vor der Thür sitzen und 'naufschauen, wo i alleweil d' Bäum' ra g'holt hab' und g'wollt, daß mi einer derschlaget, weil i ohne deiner nimmer leben hab' mög'n — und jetzt schau i dann mit dir da 'nauf — mit dir — mit dir! Und steh' auf mit dir und leg' mich zur Ruh', und eß' z' mittag und bet' — alles, alles mit dir!"

Wiltraud liegt stumm in seinen Armen — er fährt fort: „Und überschütten will i dich mit meiner Lieb', und in dei tiefst Leben will i untertauchen, wie der Föhn, wann er im Walchensee wühlt! Und an mei Herz preß' i di, daß dir angst und bang wird vor lauter Heiß und d' kein Atem mehr kriegst unter meine Bußl'n — bis d' mi um Gott's will'n bittst, i soll di lass'n, und — dann lass' i di erst nit!" Er hält plötzlich inne, wie einer, der eine schwierige Summe zusammenrechnet, — die Summe eines ungeheuren, unfaßbaren Glücks. — „Ach — 's ist nit zum ausdenken —!" stößt er aus der tiefsten Brust hervor und wirft lachend und weinend den Kopf in ihren Schoß; „'s ist halt so — 's ist wahr und wirklich — i hab' dich leibhaftig im Arm! — Wiltraud —!" Er verstummt, die Seele muß ausruhen vom Uebermaß der Wonne. —

